Hundert Tage
auf
Reiſen
in den
öſterreichiſchen Staaten,

von

J. G. Kohl.

„Geſegnet werde, wer da lobt,
„Geſegnet werde, wer da ziſcht.“

Vierter Theil.
Reiſe in Ungarn.
Zweite Abtheilung.

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

Sd(b)290-4

099 441 977

Staatl. Bibliothek Passau

1994|1358 ✓

Reiſe

in

Ungarn,

von

J. G. Kohl.

„Ach wie lang' iſt's, daß ich walle“
„Suchend auf der Erde Flur!“

Zweite Abtheilung.

Das Banat, die Puſten und der Plattenſee.

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

F. W. Kohl del.

G. Zumpe sc.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Beſuch bei'm türkiſchen Paſcha in Orſowa. 1
Oeſterreichiſche Begleitung in die Türkei. — Zimmer des Paſcha. — Heiri Beg Miri Alai. — Allgemeine Augsburger Zeitung. — Eine türkiſche Stadt. — Türkiſche Befeſtigungen. — Fort Schistab. — Die türkiſchen Forts und Feſtungen an der Donau. — Der gepeitſchte Adler.

Das eiſerne Thor. 19
Die Felſen und Strudel in der Donau. — Das Grab Petri. — „Eintauchen! Wosi! Wosi!“ — „Bratet uns einen Lappen Fleiſch.“ — Gewitter auf der Donau. — Serbiſches Dorf. — Contumazanſtalten. — Rauberbratel. — Homeriſche Mahlzeit. — Serbierinnen. — Columbaczer Mücken. — Contumazſubtilitäten. — Der Hauſenfang in der Donau. — Römiſcher Canal. — Vegetation. — Erziehung der Schweine. — Die Geisſtiche.

Oeſterreichiſch Orſowa. 51
Arbeitslohn. — Die walachiſchen Marktweiber. — Verbreitung der griechiſchen Sprache an der Donau. —

Seite

Die Skela's und Kaſtelle. — Geographiſche Lage Orſowa's.

Die Herculesbäder von Mehadia . . . 60

„Vermiſchtes Vieh.“ — Zigeuner. — Der Koramniker Schlüſſel. — „Wenn ein Herr Badegaſt ein Stück Lamm ſchlachten will.“ — Leidenſchaft für Schwefelbäder. — Die Herculesquelle. — Die „römiſche Grundfrau.“ — Walachiſches Dorf. — „Muß ſein! Herr, muß ſein.“ — Löffelmühle. — Römiſche Andenken.

Das obere Tſchernathal und das Leben der Gränzer 80

Die Bergpferde. — Die walachiſche Alpenwirthſchaft. — Die Szekler. — Die ſiebenbürgiſchen Sachſen. — „Laschan Huszar!“ — Gemſen. — Bären. — Die Cordonsinſpicirungen. — Trockene Gränze. — Walachiſche Räuber. — Mittagsmahl der Gränzer. — Die Serreſchaner. — Die Parole. — Die türkiſchen Gränzwächter. — „Imperatu nostru.“ — Die „Zubereiteten.“ — Der fiſchfangende Bär. — Der Ziegenhirt. — Das Einſchwärzen des Salzes. — Die Räuberhöhle. — Hercules als Räuberhauptmann.

Die Schlüſſel von Teregowa und Slatina. 145

Walachiſche Art zu reiſen. — Der Thurm des Ovidius. Viehheerden. — Beſchreibung der Engpäſſe von Teregowa und Slatina. — Blutegelhandel. — Blutegelplantagen. — Die Zwetſchen und Zweſchpen. — Das nazende Dorf. — Gewitter.

Karanſebes und alte Münzen. 133

„Im Namen des Nerva Trajanus.“ — Griechiſche, römiſche, arabiſche, byzantiniſche Münzen. — Großer Münzenfund. — Die „Centum putea.“ — Die Schu-

Seite
len in der Militärgränze. — Civil- und Militärverwaltung.

Lugos und walachiſche Tänze 147
Sarmizegethuſa. — Römiſche und deutſche Colonieen in Dacien. — Deutſche Verwaltung des Banats. — Banatiſcher Adel. — Die Zwetſchen. — Viehheerden. — Deutſch- und Walachiſch-Lugos. — Kettengeklirre. — Der Name Illyrien. — Griechiſche und katholiſche Kirche. — Griechen, Katholiken, Proteſtanten. — Der walachiſche Dſchoku. — Tänzer und Tänzerinnen. — Zwei Oelgemälde. — Traum. — Walachiſche Elegie.

Temeswar und die banatiſchen Fieber . 183
Walachiſche Dörfer. — Walachiſche Weinleſe. — Die Schokazen. — Deutſche Colonie. — Güter des Fiscus. — „Schpendiren.“ — Römerſchanzen und Avarenringe. — Fieberkranke. — Verbrecher. — Temeswarer Handel. — Schloß des Johann Hunyades. — Mahomedaniſcher Pilgrim. — Kloſter Radna. — Proteſtanten unter der Türkenherrſchaft. — Völkerſympathieen. — „Ribiſel“ und „Agreſel.“ — Tokaier Ausbruch und Maslaſche.

Die banatiſchen Niederungen und ihre Colonieen 222
Reiſegeſellſchaft. — Abſtufungen der Cultur. — Aegyptiſche und banatiſche Fruchtbarkeit. — Dorf Schandoshaz. — Contractualiſten. — Heirathen zwiſchen Walachen und Deutſchen. — Seidenzucht, Reißbau. — Die Deutſchen und der Maulbeerbaum. — Der Fürſt Bathyany und das Banat.

Gedanken über die friedlichen Wanderungen der europäiſchen Nationen und

Seite

über ihre manchfaltigen Niederlaſſungen in den verſchiedenen Gegenden unſeres Welttheiles 238

Magyaren. — Ruſſen. — Polen. — Spanier. — Türken. — Dakoromanen. — Böhmen. — Serbier. — Kroaten. — Slavonier. — Bulgaren. — Griechen. — Italiener. — Franzoſen. — Engländer. — Iren. — Schotten. — Skandinavier. — Deutſche. — Juden. — Armenier. — Perſer. — Zigeuner.

Das Banat und ſeine Wege 287

Brandenburgiſche und banatiſche Fläche. — Banatiſche Bildergalerie. — Einſchmuzung. — Bulgariſche Colonie. — Markt. — Bulgariſche Bettler. — Die Gusle. — Bulgariſcher frommer Geſang. — Der junge Wolf. — Raubmord. — Pferdemühle. — Zigeuneriſcher Poſſenreißer. — Ungariſche Tſcharden. — Deutſche Handwerkerſitten in Ungarn. — Mündung der Maros. — Die Waſſer . . . . y's.

Szegedin, die Theiß und die Sodateiche. 315

Die Städte der Theiß und ihrer Nebenflüſſe. — Handel von Szegedin. — Bauart der magyariſchen Städte. — Die Hottar's. — Theißbrücken. — Die Theißfiſche. — Die Sodaſiedereien. — Der Szek. — Das Keimen der Soda. — Sodateiche. — Seifenſiedereien. — Die Deportatenanſtalt. — Gefangene Italiener. — „Nobile! nobile! Napoleone!“ — Militärſchulen. — Verſchiedene Auslegungen des Pro Libertate. — Faſtendiner. — Gemiſchte Ehen. — Promenaden. — Zigeuner-Muſik. — Dispute auf dem Caſino. — Siebenbürger, Kroaten und Magyaren.

Die Puſten und ihre Bewohner. 359

Seite

Steppen und Puſten. — Der „laufende Sand.“ — Baumloſigkeit. — Jazygi Metanastae. — Sallaſchen. — Abenteuer eines Prieſters. — Aſtronomiſche Kenntniſſe der Hirten. — Viehdiebſtahl. — Aberglaube der Puſtenbewohner. — Die Hexeninſel, der Hexenberg. — Der „Sautanz.“ — Ungariſche Hochzeiten. — Sandſtellen. — Grasſtellen. — Kummer's Puſtenbild. — „Pferde unſre.“ — Der Ungar und ſein Pferd.

Die Kumanen, Jazygen und Haiducken . 384

Privilegien der Kumanen und Jazygen. — „Haidonici.“ — Kumaniſche Recrutenaushebung. — Kumanenhauptſtadt Felegyhaz. — Puter.

Die Ketskemeter Haide 393

Aechte Magyaren. — Platz für die ungariſche Tabackspfeife. — Fülbeak. — Der ungariſche Edelmann und der lateiniſche Gelehrte. — Die Ingrinnen. — Schäferhunde. — Standrecht. — Erdhütten, Rohrhütten. — Zigeunerlager. — Sorokſar. — Wettrennen.

Stuhlweißenburg und Veszprim . . . 406

Donaunebel. — Räubergeſchichten. — Verſchiedene Benennungen der Räuber. — Féjervar. — Preßhäuſer. — Die Weinhausſtadt. — Ungariſche Weinſtöcke. — Der „Stehwein.“ — „Der Johannisſegen.“ — „Nintsch haz!“ — „Libertates fundamentales.“ — Primae Nonus. — Palota. — Der häßliche Ochſe. — „Sekiren“ und „ſticheliren.“ — Die Piariſten. — Der Biſchof und die Domherren von Veszprim. — Nachtfahrt. — Sage von der Entſtehung des Balaton. — Der ungariſche Liebhaber und ſein Liebchen. — Braune, ſchwarze und blonde Haare.

Kloſter Tihany und der Plattenſee . . 439

Seite

Badegäſte in Füred. — Halbinſel von Tihany. — Die Merkwürdigkeiten von Tihany. — Plattenſee und Genfer See. — Ebbe und Fluth im See. — Fiſche und Fiſchfang. — Slaviſche und römiſche Namen des Balaton. — Lateiniſches Billardſpiel.

Der Bakonyer Wald, ſeine Dichter, Schlöſſer und Räuber. 464

Der Neuſiedler See und Plattenſee. — Der „Badatſchon." — Zipſer Deutſch. — Reformirte Kirche. — Ungariſcher Baueredelmann. — Räuberei. — Schümegh. — Der ungariſche Orpheus. — Franzöſiſch in Deutſchland und Deutſch in Ungarn. — Die Ungarn und der Stock. — Joſeph und ſeine Siebenbürger. — Einwandernde Steiermärker. — Attila und Napoleon. — Das Innere eines Tſchardengehöftes. — Das Hetzen der Büffel und Schweine. — Weſtliche Reihe ungariſcher Städte. — Körmönd. — Der Räuber Scobri. Die Hienzen. — Waſſerkroaten. — Das Fegefeuer. — Die Chriſten und die Griechen.

Beſuch bei'm türkiſchen Paſcha in Neu-Orſowa.

In Orſowa trafen wir unſere walachiſchen Bojaren wieder, doch verloren wir den lieblichſten Theil unſerer Reiſegeſellſchaft, für den wir am Morgen die Milch geholt hatten, freilich zu unſerem Troſte mit der Ausſicht auf ein baldiges Wiederſehen. Es machte uns, den Franzoſen und mich meine ich, etwas melancholiſch, und wir beſchloſſen, dieſe Melancholie ſofort in einer neuen Expedition zu ertödten. Wir trafen Anſtalten zu einem Beſuche bei dem benachbarten türkiſchen Paſcha von Neu-Orſowa. Es gehörte dazu ein Erlaubnißſchein des in Orſowa commandirenden öſterreichiſchen Majors (die Oberbehörden in den Städten der Militärgränze ſind natürlich ebenfalls militäriſch) — alsdann eine doppelte Begleitung, erſtlich von einem Contumazbeamten nebſt einem niederen Contumazdiener und zweitens von einem Mauthaufſeher. Jene beiden ſollten das Einſchmuggeln der Peſt, dieſe das des Salzes und anderer Dinge verhüten. Wir bekamen ebenfalls von

der Contumaz ein gutes Schiff mit ſechs Ruderern, und mein Franzoſe und ich ſtiegen, mit Weintrauben, Käſe, Butter, Brod, Fleiſch und anderen Dingen wohl verproviantirt, ein. Es dauerte nicht lange, ſo ſchwammen wir wieder mitten auf dem breiten Strome, von dem aus der Umblick herrlich iſt.

Das öſterreichiſche Orſowa hat das Anſehen einer blühenden Ortſchaft. Es liegt an der Donau lang hingeſtreckt, verbreitet ſich aber auch noch ziemlich weit landeinwärts. Sein Handel iſt bedeutend. Namentlich war er es aber während der franzöſiſchen Continentalſperre. In dieſer Zeit wurden vom mittelländiſchen Meere aus für Trieſter Rechnung außerordentlich viele und bedeutende Speculationen über Orſowa dirigirt, ebenſo wie über Salonichi und Belgrad. Es haben damals viele Waaren bald auf Kameelen, bald auf dem Rücken von Saumthieren durch die Gebirge Rumiliens und Serbiens ganz wunderbare Reiſen gemacht, um auf bedeutenden Umwegen zu ihren Conſumenten zu gelangen. Der Preis vieler dieſer Waaren wurde durch den koſtſpieligen Transport um das Zwei- und Dreifache erhöht, und doch wurde dabei nicht wenig profitirt. Dieſer Handelszweig iſt nun freilich abgeſtorben. Aber doch iſt es wahrſcheinlich, daß auch jene vorübergehende Erſcheinung nicht wenig mit zur Belebung des Donauhandels beigetragen hat. Denn wenn der Handel ſich nur einmal irgendwo eine Bahn gebrochen hat, ſo läßt er immer wohlthätige Spuren

auf dieſer Bahn zurück, die auch den nachfolgenden Entrepriſen noch förderlich ſind.

Das türkiſche Orſowa liegt auf einer Inſel mitten im Donauſtrome, und zwar ſo, daß auf jeder Seite der Inſel ein beinahe gleich mächtiger Flußarm bleibt. Die Feſtung wurde von den Oeſterreichern ſehr ſolid gebaut, als ſie eine Zeit lang im Beſitze der Inſel waren, dann aber den Türken wieder abgetreten und im vorletzten Türkenkriege durch ein mehre Monate dauerndes Bombardement, das die Oeſterreicher von dem benachbarten Berge auf ſie richteten, zerſtört, beſetzt und dann abermals den Türken in dieſem zerſtörten Zuſtande übergeben.

Auf der einen Seite der Inſel liegt, wie geſagt, alſo der Allion, ein hoher abgerundeter und bewaldeter Berg, der die ganze Gegend beherrſcht; auf der anderen Seite aber erheben ſich die ſchroffen ſerbiſchen Berge, und an der vorſpringenden Wand des einen dieſer Berge klammert ſich das Fort Eliſabeth an, das hier ebenfalls von den Oeſterreichern gebaut wurde und von den Türken jetzt beſetzt iſt. Die Lage der türkiſchen Inſel, aus deren Gebüſchen und Mauerwerken ein hoher Minaret hervorragt, inmitten dieſer ganzen großartigen Umgebung iſt vortrefflich. Nach einer halbſtündigen Reiſe landeten wir am niedrigen ſandigen Ufer derſelben, und eine Reihe türkiſcher Kanonen richtete ihre Schlünde auf uns. Wir erſchraken; denn wir wußten noch nicht aus eigener Erfahrung, wie unſchädlich türkiſche Kanonen ſind.

Die Contumazdiener nahmen uns ſofort in ihre Mitte

und beruhigten uns. Sie ſagten, der Paſcha ſei ein ganz charmanter Mann, jeder Fremde würde gaſtfreundlich bei ihm aufgenommen, und er ertheile jedem ohne Weiteres die Erlaubniß, ſein Haus, ſeine Feſtung, ſein Fort, die Stadt und ihn ſelbſt ſofort zu beſehen.

Das Haus, das der Paſcha bewohnte, lag hart am Waſſer. Man hatte uns längſt ankommen ſehen, und als wir in den Garten kamen, fanden wir ſchon einige Sclaven in großem Tumulte damit beſchäftigt, unter einer Art von Laube Kiſſen zuſammenzuwerfen und einen Divan und Stühle zu errichten. Auf einmal wurden ſie durch einen Gegenbefehl, ich weiß nicht warum, in ihren Bemühungen unterbrochen und ſtürzten alle wieder in's Haus, welches übrigens eine ziemlich dürftige Barake war.

Wir rückten immer langſam und vorſichtig vor, von unſeren Contumazdienern flankirt. Es hieß, der Paſcha wolle uns nicht im Garten, ſondern oben in ſeinem Zimmer empfangen. Ein Dolmetſch, ein geborener Serbier, kam, uns dieß in deutſcher Sprache anzumelden. Und wir ſtiegen die Treppe, eine Art enger Hühnerſtiege, langſam hinauf — langſam, Schritt vor Schritt, denn ein Reinigungsdiener ging voran, fegte mit ſeinem Stocke die Treppe erſt rein und blies jedes Federchen und jedes Stäubchen weg, das etwa das Theilchen eines nach den öſterreichiſchen Contumazvorſchriften verdächtigen Körpers ſein könnte. Es wurde uns, wenn uns unſere Freiheit lieb wäre, auf das

Strengſte unterſagt, irgend etwas Anderes anzurühren, als was ſie uns in die Hand geben würden.

Mein Franzoſe und ich thaten unſer Möglichſtes, alle unſere Extremitäten bei einander zu halten. Wir machten kleine und vorſichtige Schritte, hielten die Arme ſteif an den Körper, und der Franzoſe gab ſich ſogar Mühe, wie er mir ſagte, ſeine Naſe und Ohren ein klein wenig einzuziehen.

So kamen wir nach oben. Hier ging auf den Bretern des Fußbodens eine türkiſche Schildwache auf und ab. In dem Hintergrunde ſtanden baarfüßige Neger, Araber und andere Geſichter, Junge und Alte, die uns anglotzten. Es war die mit goldgeſticktem Feß, brodirten Jacken und weiten Hoſen theilweiſe bekleidete Dienerſchaft des Paſcha. Ich erſchrak darüber; denn ich hatte mir nicht eingebildet, daß Afrika und Arabien ſo tief in Europa hineinblickten. Ich weiß nicht mehr recht, was ich vorher dachte. Aber ich glaubte doch ſicher nicht, daß ich Alles bis auf's Härchen ſo aſiatiſch finden würde.

Die armen Leute thaten mir zugleich leid; denn ſie zogen ſich, aus Rückſicht für uns, ſcheu vor uns zurück, weil ſie wohl wußten, wie ſehr wir ihre Berührung fürchteten. Dieſe Leute haben ganz andere Begriffe von Contumaz und Peſt als wir, und Manche von ihnen mögen ſich wohl einbilden, daß die Europäer ſie für unſauber hielten und blos zu ſtolz ſeien, mit ihnen in Berührung zu kommen.

Wir traten in das Zimmer des Paſcha, deſſen

Thüre und Fenſter offen ſtanden. Das Zimmer war klein und hatte weiter keine Möbeln als einige Stühle und in der Ecke, die ſich der Thüre gegenüber befand, einen Divan, auf dem der Paſcha und neben ihm ſein Dolmetſch ſaß. Der Paſcha war ein ziemlich hübſcher, wohlbeleibter Mann von etwa 45 Jahren. Er hatte einen hohen rothen Feß mit blauem Seidenſchweife auf und trug einen blauen Ueberrock mit aufſtehendem Kragen. Um den Hals hing ihm, von Edelſteinen ſtrahlend, ein halber Mond von ziemlicher Größe, den er vom Sultan für ſeine Verdienſte empfangen hatte. Es war nämlich der Erbauer der Feſtung Warna, den wir vor uns hatten, „Heiri Beg, Miri Alai", ein in der Kenntniß der Mathematik und der Kriegswiſſenſchaften ausgezeichneter Mann, ein vom verſtorbenen Sultan Begünſtigter, „enfin un homme de mérite pour la Turquie," ſagten mir ſpäter meine Bojaren, mit denen ich über ihn ſprach.

Wir begrüßten ihn, ohne indeß zu unſerem Bücklinge zu weit auszuholen, aus Furcht, es möchte irgend ein böſes in der Luft fliegendes Federchen an unſerer Naſe ſcheitern und ihr unabwendbar die Peſt bringen. Auch der Paſcha begrüßte uns. Die Diener ſtellten Stühle in die Mitte des Zimmers und gingen dann weg, die Reinigungsdiener holten dann die Stühle ab, und wir nahmen ſie von ihnen in Empfang und ſetzten uns.

Wir trugen dann dem Paſcha zunächſt unſer Anliegen vor und ſagten, daß wir, von Wien angelangt, um die Erlaubniß, ſeine Feſtung beſichtigen zu dürfen,

ihn zu bitten gekommen wären. Er ſeinerſeits geſtand uns dieß gern zu und ſagte, er wolle ſofort Jemanden beordern, uns zu begleiten, indeß bat er uns, noch ein wenig zu verweilen. Das Haus wäre freilich nicht beſonders; aber er habe in Konſtantinopel ein beſſeres, welches ihm eigen gehöre, in der Straße Dſchiandſchiri. Es würde ihm lieb ſein, wenn wir uns ſeine Adreſſe bemerken und ihn dann ſpäter einmal in Konſtantinopel, wohin er zurückkehren werde, beſuchen wollten. Er trug dieß Alles mit der den Türken eigenen Artigkeit und Freundlichkeit vor und hatte überhaupt ein höchſt verbindliches und zuvorkommendes Weſen. Das Entgegengeſetzte von ihm war ſein Dolmetſcher, ein hagerer kleiner Mann, dem ich nicht über den Weg traute, und der auch, wie ich wohl merkte, gleich von Anfang herein gegen mich eine Abneigung gefaßt hatte und ſich in ſeinen Antworten immer weit mehr an meine Reiſegefährten wandte.

Pfeifen und Kaffee durften wir annehmen. Die braunen ſchwarzen Araber- und Negergeſichter reichten beides aus der Ferne unſeren Contumazbeamten hin, und dieſe gaben es uns wieder in die Hand. Die Pfeifen waren das köſtlichſte und prachtvollſte Mobiliar im ganzen Haushalte des Paſcha, und der Kaffee und Taback ebenſo gut. Wir genoſſen beides mit großem Vergnügen.

Der Paſcha erzählte uns, er werde ſehr bald nach Konſtantinopel gehen und habe die meiſten ſeiner Sachen bereits eingepackt, ſonſt würde er uns manches Intereſſante zeigen können. Er habe viele

gute mathematiſche Inſtrumente. In Ermangelung deſſen wies er uns eine vortreffliche Genfer Taſchenuhr, die er bei ſich trug, und dann holte er ein Perſpectiv hervor, durch welches wir Alle der Reihe nach aus dem Fenſter blicken mußten. Ich ſah damit nach der öſterreichiſchen Militärgränze hin und nach den freundlichen wohnlichen Häuſern der Stadt, ſo voll von allerlei Luxus und Bequemlichkeit, und es kam mir dabei vor, als thäte ich aus dem innerſten Kerne Aſiens einen Blick nach Europa und als erſchienen mir dort, wie in einem Zauberſpiegel, die Gemächlichkeit und Ordnung des Lebens dieſes Welttheils. Es ſtehen ſich, glaube ich, Europa und Aſien nirgends ſo nahe, ſo ſchroff abgeſchieden, ſo Stirn an Stirn gegenüber, wie hier in dem türkiſchen und dem öſterreichiſchen Orſowa. Auch ließ ſich der Paſcha von ſeinem Dolmetſcher ſofort genau die Adreſſe eines guten Opticus in Wien aufſchreiben, die wir ihm geben konnten.

Darauf bot er uns die zweite Pfeife an und ließ uns eine zweite Taſſe Kaffee ſerviren. Da gerieth ich mit meinem Reiſegefährten darüber in Streit, ob wir dieſelbe noch annehmen ſollten. Er meinte, wir müßten ſie ausſchlagen; denn es erfordere die Artigkeit, den Herrn nicht zu lange zu incommodiren. Ich behauptete dagegen, wir müßten ſie annehmen; denn wir wüßten nicht, wenn wir einmal wieder Gelegenheit haben würden, bei einem Paſcha ſo gut aufgenommen zu werden. Die Paſcha's weiter hinten in der Türkei ſeien nicht ſo zuvorkommend gegen die von Deutſchland

herbei reiſenden Fremden, wie dieſe an der öſterreichiſchen Gränze, die in manchen Puncten ſogar von Oeſterreich abhängig ſeien. Hierauf erwiderte er ganz ungeduldig, er wiſſe gar nicht, was wir noch weiter in dieſer Barake verweilen und den Paſcha angaffen ſollten. „Je ne sais ni comment ni pourquoi," wiederholte er mehre Male. Wir wüßten ja doch nicht mehr, was wir ſagen und vorbringen ſollten. Und wenn ich nun nicht bald Anſtalt machen wollte, ſo würde er allein aufbrechen. Ich erwiderte darauf, indem ich die zweite Pfeife zu rauchen anfing, wenn er aufbrechen würde, ſo würde ich allein ſitzen bleiben, und dann würden ſich die öſterreichiſchen Contumazbeamten verpflichtet ſehen, bei mir zu bleiben, und ihn entweder nicht hinauslaſſen oder gefangen nehmen. Unſer Zank wurde ſehr heftig, und wir überwarfen uns völlig, obgleich der ganze Disput nur zwiſchen den Zähnen gemurmelt wurde und wir dabei wie die Bildſäulen ſitzen blieben, immer die Augen geſpannt auf den redenden Paſcha und ſeinen interpretirenden Dolmetſcher gerichtet. Zwiſchendurch gaben wir beide auch dem Paſcha Antwort.

Insbeſondere intereſſirte es mich, bei'm Paſcha auch die Allgemeine Augsburger Zeitung zu finden. Er hatte ſie bei ſich auf dem Divan liegen und ließ uns erzählen, daß ſein Dolmetſch ſie ihm alle Tage auf Türkiſch vorleſen müſſe. Sie ſei ſeine Hauptquelle für die Neuigkeiten aus Konſtantinopel. Ich ſagte ihm darauf, daß er gewiß das beßte Blatt gewählt habe, welches er für dieſen Zweck habe finden können, und daß

daſſelbe in ganz Deutſchland und in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie das geleſenſte und vorzüglichſte ſei, daß es in Ungarn, Siebenbürgen, der Bukowina, ſogar in den Kaffeehäuſern am ſchwarzen Meere in Odeſſa regelmäßig gehalten werde. In Ungarn, ſagte ich, hätte ich zuweilen in kleinen Städten auf den Schildern der Kaffeehäuſer blos eine Taſſe Kaffee, eine Pfeife und ein Blatt der Allgemeinen Zeitung mit Titel, Datum und Inhaltsverzeichniß abgemalt gefunden. — Ich ſagte, daß ich glaube, dieſes Blatt habe wohl beinahe 10,000 Abonnenten und vielleicht ein Publicum von einer Million Leſern. Ich rechnete dann zu ſolchen Leſern nicht blos ſolche, die ſie vom Anfange bis zu Ende durchläſen, ſondern auch ſolche, die, wenn auch in keine andere Zeitung, doch in die Allgemeine zuweilen hinein blickten, und auch ſolche, die, wenn ſie ſich auch um nichts ſonſt bekümmerten, doch mitunter ſich aus dieſem Blatte etwas mittheilen ließen und an ſeinem Urtheile hingen. In Frankreich, ſagte ich, nenne man ſie die „Zeitung von Augsburg,“ in Norddeutſchland heiße man ſie, zum Unterſchiede von einem anderen Blatte gleiches Namens, die „Augsburger Allgemeine Zeitung,“ in Süddeutſchland aber blos die „Allgemeine Zeitung,“ und in ganz Oeſterreich hieße ſie ganz ſchlicht: „die Ollg'meine.“

Hierüber und über anderes Gerede ging unſere zweite Pfeife zu Ende, und der Paſcha wünſchte uns, indem er auf ſehr artige und umſtändliche Weiſe für unſeren Beſuch dankte, eine glückliche Reiſe, und wir

unſerer Seits thaten unſer Möglichſtes, ebenſo artig für ſeinen gaſtfreundlichen Empfang zu danken.

Im Hinausgehen bemerkte ich eine ungeheuere dicke und lange Karbatſche, wie eine Rieſenſchlange zuſammengewunden, an der Wand des Zimmers hängen. Ich getraute mich nicht, Jemanden zu fragen, ob ſie für Menſchen oder Hunde ſei. Das Wort „Karbatſche,“ welches auch wir gebrauchen, iſt ein türkiſches. Doch findet es ſich auch im ungariſchen Lexikon und iſt dann in viele andere europäiſche Sprachen übergegangen. Alle die Ausdrücke für ſolche Peitſchen, die auch für Menſchen beſtimmt ſind, kamen dem weſtlichen Europa aus dem Oſten zu, ſo auch „Knut“ und „Kantſchu.“

Wir bekamen einen rieſengroßen und baumſtarken Capitain zum Begleiter und eine Schildwache hinter uns her. Die Contumazbeamten nahmen uns wieder in die Mitte, und ſo ſchritten wir in die Stadt hinein.

Sogleich in dem Gemüſegarten des Paſcha, der in einem alten trockenen Feſtungsgraben zu ſehen war, erblickte ich unter den Paradiesäpfeln, Melonen und Gurken auch alte Bekannte aus der Krimm, wo ich ſie bei den Tataren genoſſen hatte, die Baklajan, welche die Türken und Tataren mit Fleiſch farcirt häufig genießen. Da ich mich darüber äußerte, hieb der Capitain ſogleich einige mit dem Säbel ab und legte ſie auf das Straßenpflaſter, wo wir ſie aufnahmen.

Die Stadt, die im Bezirke der Feſtung mitten auf der Inſel liegt, hatte ein vollkommen türkiſches Anſehen. Die kleinen Häuſer lagen unter allerlei Bäumen, Büſchen,

Schutthaufen und Ruinen verſteckt. In der Mitte war ein Markt mit mehren Boutiquen, und von hier gingen einige regelmäßige Häuſerreihen oder Straßen aus.

Die Hunde und Katzen, die uns begegneten, wurden vor allen Dingen weit in die Ferne getrieben, ſowie auch die Hühner und andere Thiere. Denn auf ihrem gefährlichen Pelze kann die Peſt, indem ſie von Konſtantinopel aus von einem Katzenrücken auf den anderen ſpringt, ganz beſonders leicht den Donauanwohnern mitgetheilt werden. Der türkiſche Capitain war gutmüthig genug, unſeren Reinigungsdienern dabei zu helfen, und nahm alle Augenblicke einen Stein von der Straße auf, um nach irgend einem dieſer uns in den Weg laufenden vierbeinigen Peſtboten zu werfen. Auch hielt er immer ſeinen Säbel, freilich in der Scheide, bereit, mit dem er jedem Menſchen ſchon von Weitem aus dem Wege zu gehen zuwinkte.

Auf dem Markte waren mehre Kaufleute, die uns freundlich zum Sitzen einluden und uns mitten auf dem Platze Stühle und abermals eine Pfeife anboten, die anzunehmen wir uns nicht weigern durften. Mitten unter ihnen auf dem Waarentiſche eines Kaufladens ſaß ein türkiſcher Schreiber, in voller alttürkiſcher Tracht, der ämſig beſchäftigt war, auf ſeinem Kniee, ich weiß nicht, was für Epiſteln oder Tractate zu ſchreiben. Die Kaufleute erzählten uns, daß ſie oft in die öſterreichiſchen Kaſtelle kämen und dort Handel mit den Chriſten trieben. Da es mit der Unterhaltung indeß nicht recht fort wollte, ſo gaben wir bald unſere Pfeifen mit dem türkiſchen Danke: „Berekjed werssen!“ den uns die Oeſter-

reicher lehrten, zurück und ließen uns in die Moſchee führen, wobei wir an einer Schule vorbei kamen. Dieſe Schule war ein niedriges Häuschen, von außen ſtatt der Mauern mit einem Gitter aus hölzernen Stäben umſteckt. Die kleinen türkiſchen Kinder machten einen heidniſchen Lärm; der Lehrer ſchien ihnen aber eine deſto größere chriſtliche Ruhe entgegenzuſetzen; denn er lag auf einer Bank und rauchte.

Die Feſtungswerke dieſes türkiſchen Orſowa ſind in einem erbarmungswerthen Zuſtande, den ich beſchreiben will, weil ich von allen Seiten hörte, daß auch die übrigen türkiſchen Feſtungen hier an der Donau in keinem beſſeren Zuſtande wären. Die Mauern ſind hier und da völlig zuſammengeſchoſſen, und es iſt ſeit einem halben Jahrhunderte kein Stein zu ihrer Ausbeſſerung angerührt worden. Hier und da nur ſind die Mauerlücken mit vielen großen, ſchlecht behauenen Palliſaden ausgefüllt. Doch ſind auch dieſe Palliſaden zum Theil ſchon wieder verfault und umgefallen. Wir mußten über mehre hinwegklettern, Schutt, Schmuz, Staub und Ruinen überall! Die Kanonen, deren es eine unzählige Menge giebt, ſtehen auf dieſen Mauern alle ſchußfertig, mit den Mündungen auf die Donau gerichtet. Doch ſind bei den meiſten die Unterlagen und Lafetten verfault, und keine ſcheint dazu geeignet, in eine andere Richtung losgeſchoſſen werden zu können, als in derjenigen, welche ſie eben angenommen hat. Neben den Kanonen liegen hier und da auch Kanonenkugeln, zu kleinen Häufchen im Sande zuſammen-

gelegt. Es ſind große, kleine und ganz kleine Kugeln, alle durcheinander, mit Schmuz und Roſt bedeckt. Hier und da ſteht bei einer Kanone eine Schildwache, welche das Gewehr mit der einen Hand hält und mit der anderen eine dampfende Pfeife. Die Schildwachen ſind baarfuß und zum Theil mit zerriſſenen Kleidern bedeckt. Neben einigen Kanonen ſieht man große, lange, krumme und ſchiefe Bohnenſtangen ſtehen, an deren Spitze ſich eine Lunte befindet. Die Zahl der Soldaten, die der Paſcha in dieſer Feſtung Orſowa, dann in dem Fort Eliſabeth und in einer anderen, ſpäter noch zu erwähnenden kleinen Feſtung Kladowa commandirte, gab man uns zu 200 an, und ich will gern glauben, daß die Zahl der Kanonen wenigſtens 80 war. Freilich iſt dabei zu erwähnen, daß allerdings in Kriegszeiten die Beſatzung verſtärkt werden wird.

Dolmetſcher wie Capitain bekamen ein Trinkgeld, und wir ſchifften nach dem Fort Eliſabeth oder, wie die Türken es nennen, „Schistab" hinüber. Hier lagen ungefähr 25 Mann, von denen wir die meiſten, einen jeden nach „Guſto" gekleidet, unter einem Schuppen rauchend beiſammen fanden. Auch hier ſteckte in jedem Loche und auf jedem Steinhaufen eine Kanone. Bei einigen von ihnen lagen auch hohle Kugeln, welche Bomben und Granaten glichen. Die Löcher dieſer Bomben waren, obgleich die Leute verſicherten, ſie ſeien bis oben hin mit Pulver und Brennſtoff gefüllt, nicht verſchloſſen. Auf jedes Loch war aber ganz ſorgfältig ein kleiner Kieſelſtein oder das Stück von einem Dach-

ziegel als Verſchluß gelegt, und zwar lagen die Kugeln unter freiem Himmel. Die Soldaten rauchten dabei und erlaubten auch uns überall zu rauchen.

Man könnte denken, ich entwürfe hier ein Carricaturbild, allein inſofern nicht ein böſer Geiſt unſerem Auge ein neckendes Blendwerk vorzauberte, ſo iſt Alles bloß ſimple und buchſtäbliche Wahrheit. Die Oeſterreicher verſicherten uns, es wäre in allen türkiſchen Feſtungen an der öſterreichiſchen Gränze daſſelbe, und andere Reiſende haben uns geſagt, „es ſähe an jedem beliebigen anderen Ende des Reichs ebenſo aus. Einzelne Feſtungen, wie Widdin, Siliſtria, Warna und die Dardanellen, mögen natürlich indeß doch wohl in vielen Stücken eine Ausnahme machen.

Die ſämmtlichen türkiſchen Feſtungen und Forts, welche an der Donau, Save und Unna hin Oeſterreich gegenüber liegen, ſind der Reihe nach von Oſten her folgende:

1) Fort Cladowa,
2) " Eliſabeth,
3) Feſtung Orſowa,
4) Fort Gogerdſinlik (oder Golubinci),
5) " Golubacz,
6) " Rama,
7) " Koſtolacz,
8) " Kulicz,
9) Feſtung Semendria,
10) " Belgrad,
11) " Schabacz,
12) " Berbir,

13) Fort Dubicza und

14) = Novi.

Wozu dieſe Forts und Feſtungen, die ſich alle in einem ſo erbärmlichen Zuſtande befinden, den Türken nützen ſollen, begreift kein Menſch. Gegen Oeſterreich, den ehrlichſten und ſtärkeren Freund der Türkei, nützen ſie gewiß nicht, gegen die eigenen Unterthanen vielleicht unter Umſtänden. Aber die Serbier verlachen auch ſchon dieſe ohnmächtigen Befeſtigungen, ſeitdem ſie die ſtärkſte unter ihnen, Belgrad, zu erſtürmen lernten. In ſerbiſche Hände will ſie Oeſterreich nicht fallen ſehen. Mit Oeſterreich würde die Pforte ſich wohl leicht darüber einen. Jedoch will ſie vielleicht Rußland nicht in öſterreichiſchen Händen wiſſen, und die Pforte ſelbſt mag auch vielleicht nichts darauf verwenden, weil ſie ſie doch als in partibus infidelium liegend, als unrettbar verloren betrachtet. Und ſo ſieht man hier ſchon an der Donau, wie dieſe Gegenden unter den ſtreitenden Intereſſen der Großmächte in Ruin verſinken.

Am Abende nach dem öſterreichiſchen Orſowa zurückgekehrt, fanden wir bei unſeren walachiſchen Freunden auch noch einen Herrn aus Konſtantinopel, dem wir erzählten, wie ungemein wir über das Geſehene erſtaunt wären. Er ſagte uns, er habe in Kleinaſien, in dem Zelte eines türkiſchen Paſcha's während des ſyriſchen Krieges noch viel Schlimmeres geſehen. Die Paſcha's hätten hier naß gewordenes Pulver getrocknet und dann unter ihren Augen daraus Patronen machen laſſen. Sie hätten es aber zwiſchendurch doch nicht

laſſen können, etwas zu rauchen. Als er darauf erklärt habe, er würde das Zelt verlaſſen, wenn ſie das Rauchen nicht aufgäben, hätten ſie gemeint, „ſie ſeien ja im Felde, und da müſſe man ſich an alle Gefahren gewöhnen.“

Dieſer Reiſende hatte überhaupt viele Erfahrungen in der Türkei gemacht. So hatte er kürzlich die großen römiſchen Souterrains in Kuſtendje am ſchwarzen Meere beſucht. Er konnte keinen Türken oder Bulgaren bewegen, mit ihm das Innere derſelben zu durchwandern, weil ſie ſich alle zu ſehr vor dem böſen Geiſte, der in dieſen Gewölben wohnen ſollte, fürchteten. Er ging mit Fackel und Piſtolen bewaffnet allein hinein und drang ſoweit vor, als es möglich war. Zuletzt aber ſpalteten ſich die Wege ſo, daß er ſich zu verirren fürchtete, und wieder hinausging. Sowie er hinaus kam, ging ihm durch Zufall eine der Piſtolen im Gürtel los, der Schuß fuhr ſchadlos in den Boden. Die Bulgaren ſagten, das habe der böſe Höhlengeiſt veranlaßt, und er möge Gott danken, daß er ihn ſo gnädig beſchützt habe.

Der Abend wurde heiter und unter lehrreichen Geſprächen, wie das an dieſer merkwürdigen Gränze, wo unter den Reiſenden ſo viele Gegenſtände zur Sprache kommen, nicht anders ſein kann, verbracht. — Unſer Wirthshaus war natürlich ein deutſches, und die Kellner waren aus Linz und Wien. Beſonders unterhielt uns auch ein Adler, der dem Oberkellner des Hotels gehörte. Er hatte ihn für einen Zwanziger von wa=

lachiſchen Fiſchern gekauft, die ihn bei folgender Gelegenheit fingen. Der Adler war auf ein auf dem Waſſer ſchwimmendes Geflügel herabgeſchoſſen, hatte dabei aber die Kraft ſeines Schuſſes nicht richtig berechnet. Er nahm einen ſo ſtarken Anſatz, daß er zu tief in das Waſſer ſchoß und ſich mit den naſſen Flügeln nicht wieder daraus hervorarbeiten konnte, in welchem Zuſtande denn die Fiſcher ihn überraſchten. Es war mir intereſſant, dieſes Thier in ſeiner Gefangenſchaft zu beobachten. Es war ein ſehr großer Vogel. Der Kellner behandelte ihn mit der Hundepeitſche und ſchlug ihn zuweilen unbarmherzig über den breiten Federrücken, wenn er etwas verbrochen hatte, z. B. wenn er etwa ein Stück Fleiſch aus der Küche raubte. Dafür erkannte er aber auch ſeine Obermacht an, kam zu ihm, wenn er „Hänſel" rief, während er nach Fremden zuweilen ſchnappte, und verbarg ſich vor ihm, wenn er ein ſchlechtes Gewiſſen hatte. Es war mir ein betrübter Anblick, dieſen König der Vögel auf dem rußigen Hofe zwiſchen den Hunden und Schweinen herumhüpfen und bei dem Kellner um ein Stückchen friſches Fleiſch, das er ſich ſonſt ſelbſt erobern konnte, betteln zu ſehen. Wie mancher König hat wohl eines einzigen ſchlecht ausgeführten Coups wegen ſein ganzes Leben in der Gefangenſchaft gebüßt.

Das eiſerne Thor.

Am anderen Morgen wollten unſere walachiſchen Freunde ihre Reiſe nach Bukareſt fortſetzen, und da wir unſerer Seits die Abſicht hatten, auch noch eine Strecke die Donau hinabzufahren, um das berühmte eiſerne Thor und die Trümmer der Trajaniſchen Brücke zu beſuchen, ſo thaten wir uns zuſammen und nahmen ein gemeinſchaftliches großes Jagdſchiff mit acht Ruderern und einem Steuermanne und fuhren den Strom hinab. Es war ein ziemlich graubehangener Himmel und eine ſchwüle Luft. Doch überließen wir uns ſelbſt gegen unſere Ueberzeugung der freundlichen Hoffnung, daß es ſich ſpäter noch aufklären werde.

Das „Zare Unguriaske,“ wie die Walachen Ungarn nennen, blieb uns im Rücken, und wir ſchifften zwiſchen Serbien und der Walachei hin. Die Donau fließt hier über zwei Meilen weit ganz ſchnurgerade aus und behält dabei ihre große Breite von Orſowa bei. Die Berge zu beiden Seiten ſind ſo ziemlich alle unter dem

ſelben Winkel nach dem Fluſſe zu geneigt, und es gewährt dieß Alles alſo einen ganz anderen Anblick als die manchfaltigen Verirrungen und Krümmungen des Fluſſes, die Vorſprünge, Schluchten und Seiteneinſchnitte in der Cliſſura. Der Anblick iſt einförmiger, aber in mancher Beziehung großartiger. Gleich hinter der Inſel Orſowa blickt man meilenweit die Donau hinab, auf beiden Seiten die nahen Bergreihen Serbiens und der Walachei, in der Ferne die freien breiten walachiſchen Ebenen.

Etwa eine Stunde fuhren wir, zwei kleine ganz unbedeutende Brandungen abgerechnet, ruhig dahin durch dieſen einförmigen, aber gigantiſchen Thorweg; da hieß es: „jetzt ſieht man das eiſerne Thor," und wir erblickten in der Ferne mitten im Fluſſe eine Reihe von Puncten, die uns an unſere „böſen Weiber," „Büffel" und brauſenden „Keſſel" in der Cliſſura erinnerten. Auch hier giebt es wieder ſolche Benennungen; „Babile" (die alten Weiber) heißt der eine Felſen, „Pjetra puschkata" (der zerſprengte Felſen) ein anderer, „Rasboinik weliki" (der große Räuber), „Golubatshka mali" (der kleine Taubenſtein) ein dritter und vierter. Da, wo dieſe Kette von Felſen von einem Ufer zum anderen geht, ſind auch die Ufergebirge am höchſten. Die höchſte Spitze walachiſcher Seits nennen die Walachen „das Grab des heiligen Petrus, „Gropa lui Petro." Zwei lange hohe Felszacken, ähnlich denen, die im Waſſer ſtehen, ragen neben dieſer Grabſpitze empor. Dieſe beiden Felſen nennen ſie „die trauernden

Weiber, die neben Petri Grabe ſtehen.“ Ein anderer Walache erzählte uns ſpäter, die Weiber trauerten nicht, ſondern ſie wendeten ſich gegenſeitig das Geſicht zu und zankten. Auch ſeien ſie hier zur Strafe in Stein verwandelt. Ich erinnere mich aber nicht deutlich mehr, was ſie eigentlich bei der Beerdigung — es ſei, ſagte man uns, der Apoſtel Petrus gemeint — verbrochen hatten. — Oben auf der Spitze des Berges und Grabes, bemerkte ein Walache, wüchſen viele köſtliche und heilſame Pflanzen, welche die Frauen aus der Ebene an Feſttagen zu ſammeln kämen.

Der Name „eiſernes Thor“ für das Felſenriff im Fluſſe ſelbſt iſt wahrſcheinlich uralt und jetzt in allen Sprachen recipirt. Lateiniſch heißt es „Porta ferrea“, türkiſch „Demir kapi,“ ungariſch „Vaskapu,“ walachiſch „Porta di feru.“ Es bedeutet Alles daſſelbe. Die Türken haben übrigens noch viele Engpäſſe in ihrem Reiche, die ſie „Demir kapi“ nennen. Auch giebt es noch im benachbarten Siebenbürgen ein berühmtes „eiſernes Thor,“ von dem wir ſpäter reden werden. Der Name iſt ſehr bezeichnend; denn er erinnert ſowohl an die eiſernen Würfel des Krieges, die in der Nähe ſolcher Bergfeſten ſo oft aufgeworfen werden, als an das harte, eiſerne Schickſal, welches die Natur hier oft dem Menſchen bereitete.

„Eintauchen!“ — „Wosi! Wosi!“ — commandirte der Steuermann unſerer Jacht, als wir uns dem Waſſer- und Felſengewirre näherten. Er vermiſchte deutſche und walachiſche Commandoworte; denn aus bei-

den Nationalitäten beſtand unſere Mannſchaft. Mit den Worten: „Feſt! bis'l feſt!" ermunterte er ſie von Neuem zum feſteren Anziehen mit den Rudern, und abermals hieß es: „Eintauchen! eintauchen!" ſie ſollten nämlich tiefer in das Waſſer hineinſchlagen. Unſer Schiff fing an dahinzuſchießen, wie ein Pfeil, und traf wie ein Geſchoß aus der Hand eines guten Schützen überall die rechten Durchgänge durch die zur Seite bleibenden Felſen. Es ſind ſolcher, die ganz praktikabel ſind, nicht allzuviel. Denn mit den Sprengungen der Felſen in dieſem Paſſe ſind die Ungarn und Oeſterreicher eben noch nicht weit über die Unterhandlungen mit den dabei betheiligten Mächten hinausgekommen. Es iſt freilich ſchon damit viel gewonnen, daß wenigſtens der ganze Paß in allen ſeinen Details von öſterreichiſchen Ingenieuren aufgenommen worden iſt. Auch ſind ſchon mehre Pläne über ſeine Schiffbarmachung vorgeſchlagen, ausgearbeitet und vorgelegt worden. Aber ausgeführt hat bis jetzt noch nichts Bedeutendes werden können. Es ſoll nur eine nicht ſehr breite Stelle ſein, wo allenfalls größere Schiffe durchkommen können, — aber mehre Durchläſſe für kleinere. Die ganz kleinen Fiſcherſchiffe wagen ſich beinahe überall hin. Wir ſahen dicht neben uns eines mitten in der Brandung hinter einem Felſen liegen, wo die Fiſcher etwas befeſtigten. Nachdem ſie dieß gethan hatten, ließen ſie den Felſen, um den ſie einen Strick geworfen hatten, los und ſchoſſen zwiſchen allen den kleinen und großen umbrauſ'ten Steinen ſicher und furchtlos dahin.

Uns wäre es bald anders gegangen; denn als wir recht mitten in der ſtärkſten Brandung waren, wo man ſich ohne Sprachrohr kaum ſeinem Nachbar verſtändlich machen kann, wurde plötzlich unſerem Steuermanne von irgend einem muthwilligen rück- oder ſeitwärts ſpringenden Waſſerſtrahle, der gegen das Steuerruder flog, dieſes aus der Hand geſchlagen. Er bekam dabei einen ſolchen Schlag, daß er von der hohen Brücke, auf welcher er ſtand, herunter zu taumeln drohte. In demſelben Augenblicke fing nun auch unſer Schiff ſich zu drehen an, und wir riskirten in einem Wirbel herumgezogen und gegen einen Felſen geſchleudert zu werden. Der Steuermann blieb aber ganz ruhig, mit Unruhe war auch natürlich nichts zu machen, und er paßte den Augenblick ab, in dem das Steuerruder, wahrſcheinlich durch irgend eine entgegengeſetzte Strömung herumgeſchlagen, ſich ihm wieder näherte, wo er dann raſch das lange Ende deſſelben ergriff und uns wieder in die rechte Richtung brachte.

Für uns war es ein abermaliger hoher Genuß, in dieſer aufgeregten Fluth zu ſchwimmen. Denn ſelbſt die Anwandlungen von Furcht, die man dabei empfindet, gehören mit zu den Reizen. So wunderlich iſt es mit der menſchlichen Seele beſchaffen. Mein Franzoſe und ich geſtanden uns gegenſeitig ganz offen, daß wir durchaus nicht glaubten, zu den Helden uns zählen zu dürfen, ja daß wir den blaſſeſten Schrecken davon gehabt hatten, als wir das Ruder unſerem Steuermanne entriſſen ſahen; — und doch ſagten wir beide,

als das Waſſer ſich wieder zu beruhigen anfing: „O, wie ſchade!“

In der Regel ſieht man ſonſt nur die kleinen Bergflüßchen und die kryſtallenen, von den Dichtern beſungenen Bäche über Kieſeln ſpritzend und Bläschen machend dahin murmeln. Die großen Ströme iſt man gewöhnt majeſtätiſch langſam und bedächtig wie Könige dahin ziehen zu ſehen. Hier aber iſt es, als wenn dieſer König ſich ſeiner Kindheit in den Bergen erinnerte. Er fängt an zu laufen, zu hüpfen, zu tanzen und zu ſpringen, — er nimmt Kieſel in die Hand, — die Kieſel ſind aber Felsblöcke, — er beginnt zu murmeln, ſeine rauhe Stimme macht daraus aber ein Gebrülle, — und was bei den kleinen zierlichen Gottheiten der Quellen und Bäche den Dichter anmuthig berührte, erfüllt bei dieſen Titaniden die Menſchen mit Grauſen.

Man fährt, wie auf den Fittigen des Sturmes getragen, ſo ungefähr acht bis neun Minuten lang hin, bis ſich die Fluthen wieder beruhigen. Aufwärts währt es natürlich ungefähr zehnmal ſo lange. Es mag vielleicht eine Strecke von einer Viertelmeile Weges ſein.

Hinter dem eiſernen Thore liegen mehre wüſte Inſeln, die wahrſcheinlich ein Product des Thores ſelbſt ſind, welches dadurch gebildet wurde, daß der Fluß ſein Material hier, wo es zu mehr Ruhe kam, fallen ließ. Man ſagte uns, daß dieſe wüſten Inſeln Niemandem gehörten, weder den Serbiern, noch den Walachen, noch den Türken, noch den Oeſterreichern. Von hier an iſt nun die Schifffahrt bis an das Meer frei. Auf der ſerbiſchen Seite liegt

bei jenen Inſeln ein Dorf Namens Deſcheratz. Wir hatten die Abſicht, bei unſerer Rückkehr hier einzukehren, und als wir uns dem Dorfe etwas näherten, riefen unſere Leute mit lauter Stimme hinüber: „Frige o zira de carne!“ („Bratet uns einen Lappen Fleiſch!“) Die Serbier kennten ſie wohl, meinten ſie, und würden das ſchon verſtehen. Dabei machten ſie dann noch einige Zeichen, welche daſſelbe, ſowie auch unſere Rückkunft andeuten ſollten. Die Zeichenſprache iſt hier überhaupt an der ganzen öſterreichiſch-ſerbiſchen Donau hin außerordentlich cultivirt. Dieß kommt natürlich daher, weil die Leute ſich als ſo nahe Nachbarn doch oft etwas zu ſagen haben, was ſie entweder der Breite des Fluſſes wegen, oder weil ſie der Peſt wegen nicht zu einander dürfen, ſich nicht ſagen können. Außerdem aber bringt auch die Schmuggelei, welche hier mit Salz ſtatthat, die Zeichenſprache ſehr in Schwung. Es giebt überall auf der öſterreichiſchen Seite Leute genug, die nach Salz begierig ſind, und auf der ganzen ſerbiſchen Seite hört faſt nie der Zug der Salzſchiffe des Fürſten Miloſch und ſeiner Unterthanen, die damit nach Belgrad gehen, auf. Sie haben daher allerlei Rufe und auch ſtumme Zeichen, Feueranſchlagen und dergleichen, womit ſich die „hübigen und drübigen“ Genoſſen benachrichtigen.

Auch die Liebe mag hier viele Sprachzeichen erfunden haben, und es mag hier ſchon mancher Leander für ſeine Hero, wie am Bosporus, den wilden Fluthen und den ſtrengen Geſetzen der öſterreichiſchen

Contumaz und Mauth Trotz bieten, um ſeinem Herzensdrange Genüge zu leiſten.

Hinter den wüſten Inſeln zeigt ſich ein niedliches kleines Inſelchen mit einem kleinen belaubten Hügel in der Mitte. Die Pforten oder Eingangsmauern, welche dem eiſernen Riegel zur Seite liegen, weiten ſich noch mehr und zeigen ſich von Vieh beweidet und von Menſchen belebt. Hinten tauchten der Minaret und die Mauern der kleinen türkiſchen Feſtung Cladowa auf, der gegenüber auf der anderen Seite des Fluſſes die kleine Anſiedelung Skella Cladowa, der Stapelplatz der Dampfböte, ſich befindet.

Auf dem Lande war Alles anrüchig, in unſerem Schiffe allein war noch Reinheit und Unſchuld. Wir mußten auf dieſem ſchwimmenden Stückchen Oeſterreichs von unſeren Freunden und Reiſegefährten aus Bukareſt Abſchied nehmen und ihnen unſere Glückwünſche und Dankſagungen darbringen. Denn am Ufer, wo ſie ſogleich bei'm Ausſteigen außer Aufſicht waren, durften wir ihnen die Hand nicht mehr reichen. Wir blieben nichtsdeſtoweniger in einiger Entfernung, unter einem Schuppen ſitzend, wir bewacht, ſie frei, noch eine Zeit lang bei einander, bis endlich ihre Equipagen ſie uns entführten.

Es entſtand nun die Frage, was wir machen ſollten. Unſere Abſicht war, bis zu den Trümmern der Trajaniſchen Brücke vorzudringen, doch drohte das Wetter einen Querſtrich zu machen. Es hatten ſich näm-

ich die ſchwülen ſchweren Wolken des Morgens gegen Mittag zu einer drohenden finſteren Maſſe zuſammengezogen, welche die Donau abwärts über die ganze Walachei ihre ſchwarzen Fittige auszubreiten ſchien und wie ein zweites Wolken-Demirkapi die Flußfahrt verriegelte. Wir hatten ſchon lange dieſen Riegel beobachtet und uns gefragt, was er uns bringen möchte. Die Leute ſagten, es wäre ein Gewitter, und wir thäten beſſer, die Weiterfahrt zu der Trajaniſchen Brücke aufzugeben. Da wir noch dagegen redeten und meinten, wir wollten unter allen Umſtänden uns nicht davon abhalten laſſen, fing es auf einmal an zu donnern, und es zeigten ſich große dunkele Regenſäulen, die, nach ihrer ſchiefen Richtung zu ſchließen, von einem heftigen Sturme getrieben wurden. Die Leute ſagten, es wäre platterdings unmöglich, weiter zu fahren, zumal da wir nicht mehr das ſchöne bedeckte Jagdſchiff der Dampfbootgeſellſchaft zu unſerer Dispoſition hätten, — dieſes wäre nur für unſere Freunde, die Dampfſchifffahrts-Paſſagiere, beſtimmt geweſen und würde erſt nach einigen Tagen wieder nach Orſowa zurückkehren. Dieſe letzte Bemerkung verurſachte uns keinen geringen Schrecken, und wir ließen uns das Schiff zeigen, welches wir nun beſteigen ſollten. Es war ein länglicher, aus einigen Balken zuſammengeſchlagener offener Nachen. Sein Anblick machte uns weichmüthiger und nachgiebiger geſtimmt als der des heranrückenden Gewitters, und unſere Gedanken nahmen dabei folgende Geſtaltung an: wir bleiben, dachten wir, noch einige Tage in Orſowa, morgen oder

übermorgen wird es wieder ſchönes Wetter ſein, und wir können dann die Trümmer jener Brücke ſehen, die Kaiſer Trajan ſo ſolid baute, in der Abſicht, es ſollte beſtändig ein Einrücken römiſcher Herrſchaft und römiſcher Cultur über ſie hin nach Dacien ſtatt haben, — die aber Aurelian ſchon wieder zerſtören ließ, weil er merkte, daß dieſer Culturſtrom nach Norden ſich in einen Barbarenſtrom nach Süden umwandelte, und weil er dabei die Abſicht hatte, den ſtets hinüberrückenden Geten den Weg abzuſchneiden, — dieſer Brücke, die alſo kaum 100 Jahre Beſtand hatte und nützlich war und die dafür in ihren Trümmern 17 Jahrhunderte hindurch berühmt und bewundert wurde. Jenes böſe Wolken-Demirkapi hat uns aber den ganzen Spaß verdorben; denn wir bekamen die Brücke nicht zu ſehen.

Unſere Schiffer wurden endlich über unſere langen Deliberationen ungeduldig und ſagten, wir müßten uns beeilen einzuſteigen, denn wenn uns das Gewitter mitten auf der Donau erreichte, ſo wäre Gefahr vorhanden. Wir müßten wenigſtens ſuchen, ſobald als möglich das ſerbiſche Ufer zu erreichen. Zu meiner größten Verwunderung ſtiegen nicht nur unſere 8 Ruderer, die wir mitgebracht hatten, mit in's Schiff, ſondern außerdem auch noch andere 6 Schiffsleute nebſt einem dritten Reinigungsdiener, die, ich weiß nicht, was hierher gebracht hatten und von denen wir eben jenes kleine ſchlechte Boot bekamen. Wir waren im Ganzen nicht weniger als 20 Perſonen und ſaßen in dem Boote, welches höch-

ſtens für eine Ladung von ein paar Weinfäßchen gebaut zu ſein ſchien, wie die Mehlſäcke auf einander. Ich maß vom Rande des Schiffs bis zum Donauſpiegel um kein Haar mehr als 3 Zoll Bord und fragte den Zoll- und den Contumaz-Beamten, ob das denn keine Gefahr hätte. „O nein!“ antworteten ſie. „Wir müſſen nur Alle ruhig ſitzen, um nicht zu ſchaukeln, — die Leute müſſen gleichmäßig und nicht zu ſtark mit den Rudern anſchlagen, — und wenn dann kein Regen und Wind kommt, wir an keinen Felſen ſtoßen, und die verwünſchten Breter nur zuſammenhalten, ſo geht Alles gut. Wir ſind ſchon mehre Male ſo über die Donau geſetzt und noch nie ertrunken!“

Wir durchſchnitten die Donau in einer ſchrägen Linie, und es dauerte über eine Stunde, bis wir hinüberkamen. Zu unſerer Rechten ſchäumte und brauſte das eiſerne Thor, zur Linken donnerte und blitzte das walachiſche Gewitter. Wir gleiteten auf dem gefahrloſen Streifen mitten zwiſchen beiden hin, — und es wäre wohl ein reizender und intereſſanter Genuß geweſen, wenn nicht der Regen auch bei uns bald angefangen und ein ſtetes behutſames Ausſchöpfen des Waſſers aus unſerer Nußſchale nöthig gemacht hätte.

An der walachiſchen Seite iſt es unbequem für die Schiffszieher zu gehen, wegen der vielen Steine, die dort liegen. Die ſerbiſche Seite hat ein bequemeres und breiteres Vorland von den Bergen. Dieß war die Urſache, derentwegen wir nach Serbien hinüber mußten.

Das ſerbiſche Dorf, in welchem wir uns den Mittagsbraten beſtellt hatten, hieß, wie geſagt, „Deſcheratz.“ Wir mußten in dem heftigſten Regenguſſe lange am Ufer ſtehen, bis man für uns unter dem Vorſprunge oder Vordache eines kleinen Hauſes einen Sitz bereitet hatte. Dieß machten die Leute auf folgende Weiſe. Zuerſt jagten ſie mit vielem Geſchrei und Lärmen alle die Hühner, Gänſe, Katzen, Hunde und andere Thiere aus dem Bauernhauſe hinaus, die auf allen Seiten auseinanderſtoben. Dann befahlen ſie den Bauersleuten, den Boden der Veranda ſauber abzufegen und von allen etwaigen Haaren und Federn zu reinigen. Hierauf wurden trockene Matten auf dem Boden ausgebreitet, und wir, mein Franzoſe und ich, durften uns nun darauf ausſtrecken. Erſterer konnte ſich nicht genug über alle dieſe Anſtalten wundern. Er meinte, daß dieſem Allen nur Aberglaube und die ſtärkſten Vorurtheile zum Grunde lägen. Er ſprach beſtändig von den „préjugés des Autrichiens.“ Ich ſagte ihm, daß dieß Alles in den Contumaz-Anſtalten von Frankreich ganz daſſelbe ſein würde. Er meinte aber, in der Art und dem Grade nicht. Kein Franzoſe könnte ſich je einem ſo peinlichen Zwange unterwerfen, „jamais! jamais!“

Uns verurſachten alle dieſe Umſtände, wie man ſagte, ein einziger Peſtfall in Konſtantinopel oder vielmehr nur das Gerücht und zwar das falſche Gerücht von einem ſolchen Peſtfalle; denn es ſoll ſich ſpäter ausgewieſen haben, daß der davon angeblich befallene Mann einer ganz anderen Krankheit unterlegen ſei. Vor

wenigen Wochen war überall freier Verkehr an der ſerbiſchen Gränze geweſen, jener eine Fall aber hatte wieder alle Gränzen geſchloſſen. Die öſterreichiſchen Conſuln und Geſandten ſchicken natürlich über den Geſundheitszuſtand in den verſchiedenen Gegenden Berichte nach Wien, und von hier aus wird dann nach dieſen Berichten eine Schärfung oder Milderung der Contumaz verordnet. In dringenden Fällen können indeß auch ſchon die Gränz-Commandos an der Militärgränze eine Schärfung eintreten laſſen. Eine Milderung aber, eine Herabſetzung aus dem dritten in den zweiten, oder aus dem zweiten in den erſten Grad kann nur von Wien aus vom Hofkriegsrathe verfügt werden.

Diejenigen Länder, welche hier im Südoſten zunächſt an Oeſterreich gränzen, Serbien und die Walachei, haben jetzt freilich ſchon auch Contumaz-Anſtalten. Die Walachen erhielten ſie durch die Ruſſen, die Serbier, glaube ich, durch den Fürſten Miloſch. Die Walachen ſollen, wie man allgemein hier ſagt, in ihren Contumazen eine ſehr ſtrenge Controle führen und noch peinlicher ſein als die Oeſterreicher. Nichtsdeſtoweniger aber trauen die Oeſterreicher doch weder den walachiſchen, noch den ſerbiſchen Contumazen vollkommen und laſſen auch Alles, was von ihnen kommt, mehre Tage contumaziren. Die Serbier ſind verdächtiger als die Walachen. Jene contumazirten zur Zeit unſerer Anweſenheit zehn Tage, dieſe fünf.

Auch die Walachen laſſen wieder die Serbier contumaziren, — und die Ruſſen machen es wieder ge-

gen die Walachen ſo. Es iſt wirklich in dieſen Ländern eine wahre Leidenſchaft erwacht, Contumazen zu errichten und die Reiſenden in die Quarantäne zu ſtecken. Denn vor nicht gar langer Zeit gab es hier weiter keine Contumazen als die öſterreichiſchen. Ihnen folgten ſpäter die ruſſiſchen am Dnieſtr, die dann an den Pruth verlegt wurden. Dann umgaben ſich die Walachei und Serbien mit Contumaz-Ketten, alsdann Griechenland, Aegypten und Syrien, und jetzt läßt man auch in Konſtantinopel contumaziren. Auch in dieſer Hinſicht iſt alſo jetzt in dieſem Reiche eine Hand gegen die andere, wo ſonſt Alles in brüderlicher Einigkeit die Oberherrſchaft der Peſt und der Türkendespotie anerkannte.

Unſer Geſchrei: „Frige o zire de carne!“ hatten die Serbier entweder nicht verſtanden oder nicht verſtehen wollen, denn wir fanden weder einen Ochſen noch ein Schwein für uns geſchlachtet, und es war daher große Noth, womit ſie den Hunger ſo vieler Menſchen ſtillen ſollten. Unſere Contumaz-Beamten und Reinigungsdiener ſaßen mit auf unſeren Matten und die Ruderer, die alten ſowohl als die neu hinzugekommenen, welche letztere faſt lauter Deutſche aus dem Bannat waren, unter Aufſicht ihrer Reinigungsdiener unter einem benachbarten Schuppen.

Es wurden übrigens bald faſt ebenſo viel Hände, als wir Mäuler an Anzahl waren, in Bewegung geſetzt, um irgend etwas herbeizuſchaffen. Erſtlich wurden einige platschintili fritati vertheilt, die ein Walache hervorholte; denn es iſt dieß ein walachiſches

Backwerk aus Kukuruz. Dann kamen ein paar kleine Jungen, die Söhne unſerer Wirthin, mit etwas trockenem Käſe geſprungen, mit dem wir unſere Platſchintili würzten. Hierauf ſchleppte ein alter Türke, welcher mit einem der Salzſchiffe, die hier vor Anker lagen, herbeigekommen war) einen großen Krug mit Wein herein. Trotz des vielen Regens vom Himmel war dieß der begehrteſte Gegenſtand, und der Türke hatte mehr zu thun als Hebe, um den leergewordenen Krug wieder zu füllen. Endlich kam auch unſere ſerbiſche Wirthin ganz fröhlich und triumphirend herbei, indem ſie etwas in der Hand hielt, was ich, als ſie nahe war, für die Hälfte einer Ziege erkannte, die ſie von ihrer Nachbarin erhalten hatte.

Ich war begierig zu ſehen, wie ſie uns dieſe Ziege zubereiten würde, und ſetzte mich ganz vorn auf unſere Matte, ſo daß ich durch die Thüre in den kleinen Hausraum hineinblicken konnte, in welchem das Feuer brannte. Die Serbierin hackte zuerſt die Lende ab, dann zerſchnitt ſie dieſe, ſowie auch das Fleiſch vom Rücken, indem ſie die Knochen auslöſte, in viele kleine und größere Stückchen. Als ſie bei dem Rücken an eine gewiſſe Stelle, ich erinnere mich nicht mehr, welche es war, kam, ſagte mir der Oeſterreicher, der auch mit mir um die Ecke des Thürpfoſtens guckte, das wäre das delicateſte Stück an der ganzen Ziege, und er wollte aufpaſſen, wo es bliebe, damit wir es bekämen.

Indeſſen hatten die Buben der Wirthin dünn

Stäbchen oder Stöcke geholt, ſie angeſpitzt und daneben das Feuer geſchürt. Sie ſteckten nun alle die Fleiſchſtückchen der Ziege auf dieſe Stäbe, und jeder nahm dann einen derſelben in die Hände und begann ihn an und über den Flammen ſo lange zu drehen, bis das Fleiſch ihm gar ſchien. Dann zogen ſie es mit den Fingern von den angebrannten Stäben herunter und präſentirten es uns auf einem Brete.

Ich denke, daß Odyſſeus und ſeine Gefährten, als ſie zu jener ziegenreichen Inſel am Ufer der Cyklopen gelangten, ganz ebenſo ihre Ziege ſich zubereiteten, und war nicht wenig verwundert, die Odyſſeeiſche Kochkunſt gleich jenſeits der Iſther ſo nahe den kunſtreicheren Küchen Europas zu entdecken. Die Oeſterreicher ſagten uns, man nenne an der ganzen öſterreichiſchen Militärgränze hier dieſe Art von Braten „a Rauberbratl." Uns Allen mundete das Stückchen, welches Jeder bekam, vortrefflich, — und alſo

„ſaßen wir, reichlich mit Fleiſch und lieblichem Wein uns
„erlabend."

Wir konnten wohl faſt mit ebenſo viel Recht wie Odysſeus dieß ſingen, denn auch ſeine Mahlzeiten, obgleich er ſie immer als ſehr reichlich ſchildert, möchten einem Nordeuropäer jetziger Zeit wohl ebenſo ärmlich vorgekommen ſein wie die unſrige. Freilich damals bei der Ziegeninſel hatte er in der That mehr als wir, denn er ſagt, daß auf jedes der zwölf leichtſegelnden Schiffe, die ihm gehörten, das Loos neun Ziegen gegeben habe, und

„zehn erkor er ſich ſelber zum Mahle.“

Wir dagegen hatten auf ein Schiff mit 20 Mann nur eine halbe Ziege und erkoren uns ſelbſt nur ein kleines Stückchen vom Rücken.

Unſere Wirthin war ſo eigenthümlich angezogen und hatte ſo viele und vielerlei Kleider auf ihrem kleinen zierlichen Körper, daß ich dieß ohne Zeichnung gar nicht vollſtändig beſchreiben könnte. Ihr Hauptſchmuck beſtand in langen dichten Reihen von Münzen an Schnüren, die ſie ſich 3 bis 4 Mal um den Kopf gewickelt hatte, und die ihr ebenſo in drei- und vierfachen Reihen auf der Bruſt lagen. An jeder Schnur waren Münzen von verſchiedener Größe, alle ſehr ſymmetriſch rangirt. Bei näherer Betrachtung gewahrte ich zu meiner Verwunderung, daß es lauter öſterreichiſche Silbermünzen waren, Zwanziger-, Zehn- und Fünfkreuzerſtücke. Dieſe Münzen, ſagten mir die Leute, ſind überall in Serbien und der Walachei gangbar und überhaupt in den ganzen nördlichen Provinzen der Türkei. Auch im nördlichen Beßarabien war, wie ich früher ſelbſt erfahren hatte, dieß der Fall, und ich war erſtaunt über das große Verbreitungsgebiet dieſer deutſchen Münzgepräge.

Außer unſerer Wirthin war noch ein junges Mädchen da, welches weniger ausgeſchmückt war, ich vermuthe, ihre jüngere Schweſter. Sie hieß leider nicht Hero, ſondern „Jana“ (Johanna), ſonſt hätte ich gleich vermuthet, daß ſie wohl ſo eine ſein könnte, derentwegen ein walachiſcher Leander, der ſie etwa in einer der öſterreichiſchen Skelas und Raſtelle geſehen hätte, der wil-

den Donau und dem Peſtcordon zum Trotz, nächtliche Ueberfahrten hätte wagen mögen. Denn ſie war ſehr anmuthig und hübſch, obgleich eine kleine Barbarin. Sie ſaß 6 Schritt vor uns auf der Hausbank mit Wollezupfen beſchäftigt. Bei dieſer Gelegenheit beklagte mein franzöſiſcher Freund am meiſten die bedauernswerthen préjugés der Oeſterreicher. Er ſagte, wenn Jana die Peſt bringen könnte, ſo habe er ſie ſchon längſt von ihr, denn es ſeien wenigſtens ſchon 20 Fliegen, Mücken und andere Inſecten von ihrer Wange auf ſein Ohr und von ſeiner Naſe zu ihrem Munde hin- und hergeflogen. Mir fiel dabei ein, daß er wohl nicht Unrecht haben mochte, denn auch mir war es ſchon aufgefallen, daß die Reinigungsdiener, die alles Andere, Feder und Haar, ſo ſorgfältig von uns entfernten, gar nichts thaten, uns die Inſecten abzuwehren, von denen viele doch auch eben ſolche hornartige Haare auf dem Leibe trugen wie die Ochſen. Es fliegen ſogar viele der verſchiedenſten Inſecten aus den Peſtländern in die Nichtpeſtländer herüber. So z. B. bekommt das ganze Banat eine gewiſſe Art von ſehr quälenden Mücken, die ſogenannten Columbaczer Mücken, aus Serbien. Aus jener ſerbiſchen Höhle von Columbacz nämlich, die wir ſchon erwähnten, gehen im Frühlinge zahlloſe Schaaren von Mücken hervor, die ſich in großen Schwärmen dießſeits und jenſeits der Donau verbreiten und eine Plage für Menſchen und Vieh ſind.

Das Wetter ſchien ſich indeſſen ein wenig beſſern

zu wollen, und wir warteten ſeine völlige Aufklärung bei einer gemüthlichen Nachmittagspfeife ab, bei welcher Gelegenheit auch unſere ganze Mannſchaft mit einer Pfeife tractirt wurde. Odyſſeus kannte den Taback noch nicht, ſonſt hätte Homer gewiß auch nie vergeſſen, uns zu ſchildern, wie er ſich am Abend mit ſeinen Gefährten rauchend an den Strand ſetzte.

Von dem ſerbiſchen Dorfe, das uns umgab, konnte ich nur ſo viel in Betracht ziehen, als wir von unſerer Matte aus ſehen konnten, denn weiter vorzuſchreiten und herumzugehen ward uns nicht verſtattet. So viel ſah ich aber, daß, wenn Strabo ſagt, die alten Dardaner in Möſien (im Quellengebiete der March, des vornehmſten ſerbiſchen Fluſſes) hätten in höhlenartigen, mit Miſt bedeckten Wohnungen gehauſt, man darauf ſchwören könnte, die heutigen Serbier wohnen noch ganz accurat ebenſo wie die alten Dardaner. Die Hütten rund herum waren ſo elend, wie man ſich nur eine menſchliche Behauſung denken mag. Plunder, Schmuz und Miſt zeigten ſich überall. Die Dächer ſchienen mit Moder und Miſt bedeckt, auf denen Unkraut in Haufen wuchs. Dabei zerfielen ſie alle in viele kleine, ohne Zuſammenhang und Ordnung neben einander geſtellte, oder vielmehr durch einander gewürfelte Behauſungen, die eine für dieß Vieh, die andere für jenes, die eine für Kukuruz, die andere für Menſchen; ſie waren übrigens in der Bergſchlucht, in der das Dörfchen lag, ſo pittoresk unordentlich vertheilt, daß ein Maler ebenſo viel

Freude als ein National=Oekonom Aerger daran nehmen mußte.

Ebenſo paßt auch das noch auf die jetzigen Serbier, was Strabo von den alten Dardanern ſagt, daß ſie große Freunde der Muſik, des Geſanges, der Saiteninſtrumente und der Poeſie ſeien; denn man kann keine muſikliebenderen Leute finden, als die ſerbiſchen es ſind, und ihr Reichthum an Volksliedern iſt ja bekannt. Ich glaube nun einmal an die Abſtammung der Serbier von den alten Dardanern feſt und eigenſinnig — und kann mich nicht überreden, daß dieſes Volk, wie Einige meinen, erſt im Mittelalter hier eingewandert ſei.

Auch der Salzhandel, den jetzt die Serbier an der Donau hier betreiben, iſt wahrſcheinlich uralt und fand vielleicht ſchon zu Homer's Zeiten ſtatt. Denn im Homer werden im Norden von Macedonien und Epeiros „Menſchen ohne Salz" erwähnt. Nach der Homeriſchen Karte von Voß fallen dieſe Menſchen ungefähr in das heutige Bosnien und Serbien. „Menſchen ohne Salz" werden gewiß nichts weiter bedeuten ſollen als Menſchen, die in ihrem Lande kein Salz haben, die deſſen aber nichtsdeſtoweniger bedürftig ſind und es durch den Handel von anderen Völkern beziehen. Ohne Zweifel hatte Odyſſeus oder Homer nur durch Handelsleute Kunde von dieſen Menſchen, die vielleicht (kann man nicht ſagen: höchſt wahrſcheinlich?) damals, wie noch jetzt vom ſchwarzen Meere her und aus den ſalzreichen walachſchen Gebirgen ihr Salz auf dem Iſther bezogen.

Wir ſetzten uns in's Schiff, und die Leute zogen

daſſelbe in ziemlich raſchem Schritte fort. Es dauerte nicht lange, ſo hatten wir ein ſolches türkiſches oder ſerbiſches Salzſchiff eingeholt, wie dergleichen hier vielleicht ſchon ſeit Homer's Zeiten die Donau hinaufſchleichen. Dieſes Schiff hatte ein rundgewölbtes Dach, auf welchem Türken oder wenigſtens türkiſch, in Turban, rothe Binden und Pantoffeln gekleidete Leute müßig ſaßen und rauchten. Arme ſerbiſche Schiffsknechte zogen das Schiff. Sie ſagten, daß dieſe Ladung Salz für unſeren Freund, den Paſcha von Orſowa, beſtimmt ſei. Es gab nicht wenig Noth, daß wir mit dieſen Leuten in keine Berührung kamen. Denn wenn auch nur unſere Schiffszieher die Leine der Türken bei'm Vorbeipaſſiren ganz leicht berührt hätten, ſo wäre den Suppoſitionen der Contumaz-Geſetze gemäß die Peſt ſofort an dem Stricke hinauf und an den anderen Stricken hinab in's Schiff gelaufen und hätte uns, die wir den Strick vielleicht berührt hätten, (dieß wird ſo angenommen) wie ein Blitz getroffen.

Ich wollte es Anfangs nicht glauben, daß dieß ſo wäre. Allein die Contumaz-Beamten erzählten mir, daß noch vor nicht langer Zeit folgender Fall vorgekommen ſei. Ein Schiff mit Paſſagieren, Schiffsleuten und Beamten war, ſo wie unſeres, an der ſerbiſchen Gränze hingezogen worden, und die Ziehleine hatte zufällig, indem ſie bei einem temporären Nachlaſſen oder Ausruhen der Schiffsknechte in's Waſſer hinabgefallen war, ein türkiſches Fiſchernetz berührt. Dieß hatte einer der Reinigungsdiener geſehen und

es ſofort für ſeine Pflicht gehalten zu rufen: „wir ſind vermiſcht.“ („Vermiſcht ſein“ iſt ein Kunſtausdruck, der ſo viel bedeutet, als mit irgend einem peſtfangenden Gegenſtande in Berührung gekommen ſein, man ſagt ſogar „vermiſchtes Vieh,“ d. h. „noch nicht gereinigtes Vieh“.) Freilich hatten die Paſſagiere im Schiffe die Geiſtesgegenwart gehabt, die Leine zu kappen, und ſie behaupteten nun, daß nur die Schiffsknechte und der Reinigungsdiener vermiſcht ſeien, nicht aber ſie im Schiffe. Der Reinigungsdiener ſagte nun aber dagegen, er habe geſehen, daß der Mantel von einem der Paſſagiere die Leine bei'm Abkappen geſtreift habe, und daß ſie mithin ſämmtlich vermiſcht ſeien. Bei dieſer Ausſage blieb er auch vor dem Richter, und da dieſen Leuten Alles geglaubt wird, ſo mußten Alle mit einander auf zehn Tage in die Contumaz. Nachher proceſſirten ſie noch lange darum, wer für die Koſten dieſes zehntägigen Aufenthalts die Anderen zu entſchädigen habe. Das Merkwürdigſte war dabei, daß das berührte Fiſchernetz erwieſener Maßen ſchon drei Tage im Waſſer gelegen hatte.

Alle die Beamten der Contumaz ſind natürlich außerordentlich ſtreng verpflichtet, und die ſchwerſten Strafen drohen jedem geringſten Verſehen. So z. B. ſteht auf der Verſchweigung irgend einer geſchehenen „Vermiſchung“ — (z. B. wenn mein Mantelzipfel irgend ein türkiſches Schiffsſeil berührt) — zehn- bis fünfzehnjährige Feſtungsſtrafe. Selbſt die höheren Beamten unterliegen einer großen Verantwortung. So ſoll der

vorige Director der Contumaz von Orſowa im Gefäng=niſſe an Gram und Verzweiflung geſtorben ſein, weil er das Factum verſchwiegen hatte, welches ihm bekannt geworden war, daß ein Reiſender mit ſeinem Stiefel einen Strick auf dem ſerbiſchen Ufer berührt hatte, obgleich er darauf ſeine Stiefeln ausgezogen und in's Waſſer geworfen hatte.

Unverzeihlich aber iſt es, daß bei dem Kaſtell in Orſowa der Platz, der für die Türken und Serbier beſtimmt iſt, nicht von einer Barriere umgeben iſt, und daß man auch durch keinen Anſchlag dem Vorübergehenden bekannt macht, daß das ein gefährlicher und verbotener Platz ſei. Wir waren ſelbſt mehre Male in Gefahr, dieſen Platz zu betreten. Ein armer Franzoſe that es nicht lange vor unſerer Anweſenheit wirklich. Er wurde ohne Gnade auf zehn Tage in die Contumaz gebracht. Die Leute ſagten uns, er habe förmlich geweint, als man ihm ſeine gewiß ungerechte Verurtheilung angekündigt habe. Denn er habe ſeine Waaren, die er bei ſich geführt, bereits der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft übergeben gehabt, und dieſe ſeien nun ohne ihn allein nach Peſth und Wien gegangen.

Am meiſten Noth machten uns unterwegs die vielen ſerbiſchen Fiſchernetze, die wir am Ufer vorſichtig zu umgehen hatten, weniger die einzelnen ſerbiſchen Reiſenden, die uns begegneten. Es waren dieſe Reiſenden übrigens alle zu Pferde, und auch alle mit Piſtolen

und anderen Wehren bewaffnet, trotz der größeren Sicherheit, die jetzt in Serbien herrſchen ſoll.

Die merkwürdigſten Anſtalten für Fiſchfang, welche wir paſſirten, waren die großen Wehre, die man für den Hauſenfang hier mitten in dem Strome und namentlich auch zwiſchen einigen Felſen und Stromcanälen des eiſernen Thores angelegt hat. Dieſe Hauſenfänge verdienen eine Beſchreibung, weil ſie ſich nicht nur hier bei'm eiſernen Thore befinden, ſondern auch ganz in derſelben Weiſe weiter unten in der walachiſchen Donau vorkommen. Oberhalb dieſer Gegenden ſah ich ſie aber nirgends im Strome. Es ſind hohe, ziemlich rohe, zuweilen etwas ſchiefe Baumſtämme, die man wie große Wehre in der Mitte des Stromes in zwei langen Reihen neben einander eingerammt hat. Die beiden Balkenreihen laufen in convergirende Linien zuſammen. Die größere Weitung des dadurch entſtehenden Trichters iſt ſtromabwärts gewendet. Die Schenkel des Winkels ſtehen aufwärts. Die Zwiſchenräume der Bäume ſind mit Weidenruthen durchflochten. Hinten, wo die beiden Wehre zuſammenſtoßen, befindet ſich eine ebenfalls aus Flechtwerk zuſammengeſetzte Todtenkammer. Der Hauſen, wenn er angeſchwommen kommt und auf das Flechtwerk des Wehrs ſtößt, geht dann, gegen das Waſſer ſchwimmend, immer an demſelben hinauf. Er ſchlägt nicht leicht zurück und geräth ſo in die hintere Enge, aus der er den Ausweg nicht mehr findet. „Er hat nicht die Klugheit," ſagte mir einer der Leute, „daß er gerades

Weges mit dem Strome wieder zurückſchwimmt, ſondern er hält ſich immer gegen den Fluß und ſtößt ſtets mit der Naſe an das Geflecht des Wehrs." Die Walachen nennen ein ſolches Bauwerk für den Hauſenfang: „Gardu de peschte" (Fiſchzaun). Da wir ſie oberhalb der Eliſſura nicht geſehen haben, unterhalb des eiſernen Thores im walachiſchen Iſther aber noch viele vorkamen, uns auch kein ſerbiſcher Ausdruck für die Sache genannt wurde, ſo ſind ſie vielleicht eine walachiſche Erfindung. In der Nähe eines ſolchen „Gardu de peschte" ſahen wir auf dem dürren Aſte eines nackten abgeſtorbenen Baumes, der auf einer kleinen Inſel ſtand, einen Adler ſitzen. Ein anderer ſaß unter dem Fuße eines Baumes. Beide rührten ſich ſo wenig, daß Anfangs aus der Ferne ein Streit unter uns darüber entſtand, ob es blos gerade aufſtehende Baumäſte oder Vögel ſeien. Und auch als wir ganz nahe vorüberkamen, blieben ſie in ihren tiefen Gedanken verſunken und ſchienen beſtändig in die Donau hineinzublicken. „Gott erhalte ihnen", dachte ich, des mit der Hundepeitſche behandelten Adlers in Orſowa gedenkend, „wenn auch nicht ihr Leben, doch ihre Freiheit!"

In der Nähe des ſerbiſchen Dorfes Scip bei'm eiſernen Thore ſtiegen wir wieder an's Land und ließen unſer Boot mit dem Steuermann allein wie einen Donauhauſen durch die Strömungen hinaufrauſchen. Es befindet ſich hier am ſerbiſchen Ufer ein ebenes und ſchmales Vorland, zwiſchen der Donau und den Ufer-

gebirgen, — und man ſieht in dieſem Vorlande noch die Spuren einer alten römiſchen Arbeit. Man hält ſie für einen Canal, mit dem die Römer das eiſerne Thor umgangen hätten. Wir beſahen in Begleitung unſerer Reinigungsdiener dieſe Werke und fanden zwei große, mit Gras bewachſene Wälle, die in nicht großer Entfernung parallel neben einander herliefen und allerdings wohl das Anſehen eines Canales gewährten. Auf eine ſehr lange Strecke hin ließ ſich jedoch der Einſchnitt nicht verfolgen. In der Mitte ſchien er breiter zu ſein. Vielleicht war hier ein Hafenbaſſin zum Ausruhen für die Schiffe. Hier und da mochten die Wälle und der Canal etwa durch die Donau, z. B. durch Eisgänge, verwiſcht ſein. Wir gewahrten weiter aufwärts einen kleinen Arm der Donau, der in das ſerbiſche Vorland einſchnitt und Anfangs in der Richtung des Canales ging, ſich aber dann wieder mit dem Hauptgewäſſer vereinigte. Die Leute meinten, und es hatte wohl ſo das Anſehen, daß dieß der Anfang des Canales geweſen ſei. In der neueren Zeit hat man ſchon viel davon geredet, dieſen Canal wieder gangbar zu machen. Warum das Werk noch nicht in Angriff genommen worden iſt, iſt mir unbekannt geblieben.

Wo wir den ſerbiſchen Bergen ganz nahe kamen, fanden wir ſie mit Gebüſchen aller Art bewachſen, mit Berberitzen (Berberis vulgaris), mit Cornus sanguinea, beſonders mit mehren Arten wilder Roſen, „Hetſchepetſche" (Hagebutten) von den Oeſterreichern genannt, die aber ſchon abgeblüht waren, und endlich auch mit wil-

dem Weine (Vitis vinifera). Dieſe ſerbiſchen wilden Weingebüſche glichen ganz und gar denen, die wir ſchon früher einmal an den Felſen der Krim geſehen hatten. Auch in der öſterreichiſchen Militärgränze in den banatiſchen Gebirgen, ſagten die Leute, gebe es ſolchen Wein. Ich erinnerte mich dabei des Fragezeichens, welches der Beſchreiber der Militärgränze, Herr von Hietzinger, neben ſeiner Angabe macht, daß es in jenem Lande wilden Wein gäbe, und fragte meine Gränzer, ob das nicht etwa zahmer, aber verwilderter Wein ſein ſollte. Sie erwiderten: „Ja allerdings, es gäbe auch zahmen verwilderten Wein, doch wüßten ſie den ſehr gut von dem eigentlichen wilden Weine zu unterſcheiden. Jener bekäme nie dieſe kleinen ſüßen Trauben und Beeren, die dieſer habe. Hier in Serbien, wie in der Militärgränze, trockneten die Leute die Beeren des wilden Weins und machten ſich mancherlei Gerichte davon. Sie thäten dieſe Weinbeeren ſogar an ihre Fiſchſuppen, um dieſelben damit zu würzen.“ Es läßt ſich auch ſonſt noch vielfach nachweiſen, daß, wie orientaliſche Sitten, ſo auch eine ſüdliche Vegetation aus der griechiſchen Halbinſel bis in dieſe ſerbiſch-banatiſchen Donaugebirge hinaufſteigt.

Als wir bei dem ſerbiſchen Dorfe Scip vorübergingen, von dem wir jedoch nur die äußerſten Häuſer ſahen, zog ein ſonderbares Schauſpiel unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Wir erblickten ein ſerbiſches Weib, das eins ihrer Schweine züchtigte. Sie band es mit einem Beine feſt an den Pfahl eines Zaunes, ergriff dann einen großen langen Stock und peitſchte das arme

fette Thier an Kopf und Beinen unbarmherzig. Das Schwein ſchrie ganz erbärmlich, als wenn es ſchon am Spieße ſtäke, ſperrte das Maul auf, ſprang in die Höhe und biß vor Wuth und Schmerz links und rechts um ſich, konnte ſich aber nirgends der Schläge ſeiner erbitterten Herrin erwehren. Wir ſtanden alle ſtill und ſahen dem Ende dieſes Erziehungs-Experimentes zu. Nach einiger Zeit band die Frau das Schwein wieder los, und dieſes ſprang nun fröhlich zwiſchen die anderen. Die Oeſterreicher ſagten, wahrſcheinlich ſei das Schwein in den Kukuruz-Garten der Frau gerathen, habe ſich dort gütlich gethan und empfange nun dieſe Weiſung, das ein anderes Mal zu unterlaſſen. Ich hatte ſchon früher in einem walachiſchen Dorfe ganz etwas Aehnliches geſehen, doch hatte ich nicht darauf geachtet, weil ich es für den beſonderen Einfall eines einzelnen Weibes hielt. Jetzt glaube ich aber, daß es eine beachtenswerthe Sitte iſt, und daß dieſe Leute, die hier beſtändig von ſo vielen Schweinen umgeben ſind, wirklich eine Art von Zucht und Erziehung dieſer Thiere erfunden haben. Bei uns, glaube ich, iſt noch Niemand darauf verfallen, die Schweine ganz wie die Hunde zu behandeln. Allenfalls jagt man ſie weg, wo ſie nicht hingehören. Im Bakonyer Walde hatte ich ſpäter Gelegenheit, noch einige ähnliche Bemerkungen zu machen, die mich darauf leiteten, daß der Charakter des Schweines bei der Behandlung, welche der Menſch ihm in dieſen Gegenden angedeihen läßt, hier ganz anders entwickelt ſein müßte als bei uns. — Uebrigens

war auch dieſes ſerbiſche Dorf, wie das vorige, voll Ruin und Schmuz. Die Weiber gingen, ſtets weiße Wolle in den Händen ſpinnend, darin herum, und nackte Kinder hüpften nebenher.

Endlich, nach mancher Mühe und Noth, kamen wir wieder unſerem Orſowa gegenüber an und zwar zunächſt bei jenem Fort Eliſabeth, welches wir den Tag zuvor beſucht hatten. Wir ruhten hier unter einem großen Nußbaume, der auf einer reizenden grünen Wieſe ſtand, aus. Die Oeſterreicher ſagten uns, in dieſem Baume hingen jetzt freilich blos Nüſſe, ſonſt aber hätten auch oft genug Chriſtenſöhne darin gehangen. Der Baum hieße nämlich „Dſchewrim", und er hätte den Türken als Galgen gedient, um daran ihre chriſtlichen Verbrecher aufzuhängen. Auch ſei auf dieſer ſchönen Wieſe wohl ſchon mehr als ein Menſch geſpießt worden. Wie glücklich, daß von ſolchen Ereigniſſen jetzt ein Donaureiſender nichts mehr zu berichten hat. Es iſt übrigens erſt ſeit undenklichen Zeiten unſer neunzehntes Jahrhundert das erſte, in welchem dieſe Donaugegenden von ſolchen Gräueln frei blieben. Noch im vorigen Jahrhunderte wurden hier Menſchen genug auf die furchtbare Weiſe geſpießt und gepfählt. Und wenn man ſich aus der Geſchichte erinnert, welche furchtbare, welche gräßliche und unerhörte Bilder tauchen da aus einer noch nicht ſehr fernen Zeit aus der Walachei, Serbien, Bosnien und Slavonien herauf. Es iſt der Geiſt der neuen Zeit, der Verfall des türkiſchen Reichs, die fortſchreitende Civiliſirung aller jener Völker, dann aber auch

hier in dieſen Gegenden zunächſt Oeſterreich, die Militärgränze, es iſt der deutſche humane und milde Sinn, die dieß vermittelten.

Wir bemerkten bei der türkiſchen Feſtung Orſowa einen Mann, der Holz aus der Donau fiſchte. „Das läßt der Paſcha fiſchen,“ ſagte unſer Begleiter, „um ſich ſeinen Kaffee daran zu kochen.“ Er iſt manchmal ſehr übel daran mit ſeinen Lebensmitteln, und in dieſer Beziehung hängt er, wie alle dieſe türkiſchen Feſtungscommandanten, mehr von den Serbiern ab, als ſie von ihm.

Nicht weit von dem Fort Eliſabeth, durch welches wir wieder hindurchklettern mußten, lag ein hölzernes Gebäude, welches, wie man uns ſagte, zum Abſchlachten der Ziegen und zum Auskochen ihres Fettes diente. Die Oeſterreicher nennen eine ſolche Vorrichtung einen „Geisſtich,“ die Serben dagegen „Koſara.“ Es giebt ſolche Geisſtiche überall am ſerbiſchen Ufer, bei Milanowatz, bei Palanka, bei Belgrad, bei Orſowa allein drei. Blos in dieſen drei Geisſtichen von Orſowa ſollen jährlich an 15,000 bis 20,000 Ziegen getödtet werden, ſo daß alſo die ſerbiſchen Gebirge einen ungeheueren Ueberfluß an dieſen Thieren haben müſſen. Man gewinnt die Häute und das Unſchlitt, was beides nach Ungarn und Oeſterreich geht. Ein Theil des Fleiſches, den man nicht auskocht (was z. B. mit den Schenkeln der Fall iſt) wird in der Umgegend zu Spottpreiſen verkauft. Auch in ganz Siebenbürgen giebt es ſolche Schlachtbänke der Ziegen.

Als wir an der Stelle ankamen, wo wir wieder

in das Schiff ſteigen ſollten, um nach der Militär- gränze überzuſetzen, bot ſich uns ein anderes eigenthümliches Schauſpiel dar. Es war hier eine ganze Reihe ſerbiſcher Weiber aufgeſtellt, deren jede auf einem weißen Tuche verſchiedenerlei Speiſen vor ſich im Graſe liegen hatte, „Koſch“ (ein Gericht aus Kukuruz), Fleiſchſülze in kleinen Töpfen, Milch in Flaſchen und noch andere flüſſige und conſiſtente Dinge, die ich nicht kannte, in lauter kleinen Portionen. Ihnen gegenüber traten nun diejenigen unſerer Schiffsknechte, welche Serbier und die Ehemänner jener Frauen waren. Es war der Proviant, welchen ihre Weiber ihnen für die eben begonnene Woche bereitet hatten, und welche ſie ihnen ſonſt auch wohl im Kaſtell übergeben. Mehre der Weiber nickten ihren Männern freundlich zu, hatten ihnen auch recht viele gute Speiſe bereitet und ſchienen gern zärtlich thun zu wollen. Andere aber fingen mit ihren Männern an zu ſchmälen und behaupteten, ſie brächten ihnen nie etwas von ihrem Arbeitslohne herüber, und ſie würden das nächſte Mal nicht eher Speiſe bringen, als bis ſie ein Stück Geld zu ſehen bekämen. Die meiſten Männer guckten in ihren Topf und waren zufrieden. Einige erlaubten ſich Kritiken. Aber Streitende und Liebende hielten die öſterreichiſchen Reinigungsdiener auf gleiche Weiſe in der nöthigen Entfernung auseinander. Es giebt eine Menge ſerbiſcher Ehepaare, die auf dieſe Weiſe, weil die Männer in der Militärgränze ihren Unterhalt ſuchen, Jahre lang von einander getrennt leben; denn natürlich muß der Mann jedes

Mal, wenn er ſeine Frau ohne Aufſicht beſuchte, ſich wieder der Contumaz unterwerfen.

So hatten wir alſo auf kurzer Reiſe mancherlei Scenen aus dem ſerbiſchen Volksleben an der Gränze geſehen und aufgefaßt.

Oeſterreichiſch Orſowa.

In dem öſterreichiſchen Orſowa, wie natürlich überhaupt in den meiſten Orten der Militärgränze ſind noch manche türkiſche Sitten und Gewohnheiten im Schwunge, beſonders bei den niederen Klaſſen, obgleich ſonſt auch hier, wie überhaupt in allen den Provinzen, welche zur Türkei gehörten, durchaus keine Spur von türkiſcher, d. h. mohammedaniſcher Bevölkerung zurückgeblieben iſt. Auch die türkiſchen Maße und Gewichte (die Okka's ꝛc.) ſind hier noch im Verkehre geblieben.

Wie ſehr bemerkenswerth der Verkehr dieſer Gegenden in neuerer Zeit zugenommen habe, wies mir ein Kaufmann nach. Noch vor achtzehn Jahren, ſagte er, konnte man hier unter den Arbeitern auf dem Markte ganz nach Belieben wählen. Ich konnte hingehen und ſagen: „Komm, du biſt ſtark, dir gebe ich 18 Kreuzer, und du biſt jünger, dir gebe ich nur 12 Kreuzer. Jetzt fordert einem oft ſchon ein Kind 24 Kreuzer ab, und für einen regulären Arbeiter muß man nicht weniger

als 36 Kreuzer Münze bezahlen. — Auch die Grundſtücke ſind überall im Werthe geſtiegen." (Daſſelbe hatten uns unſere walachiſchen Bojaren zu wiederholten Malen von den Grundſtücken ihres Vaterlandes verſichert.)

Auf dem Markte von Orſowa ſieht man beſtändig eine Menge walachiſcher Weiber ſitzen, die ſchönes Obſt, Weintrauben, Pfirſiche u. ſ. w. feil haben. Wenn die Wiener Fratſchlerinnen es nicht übel nehmen wollen, ſo möchte ich wohl glauben, daß, wenn man einmal zwiſchen ihnen, die gerade in dem Mittelpuncte des Reichs, nahe bei der hohen Kaiſerburg ſitzen, und den armen Walachinnen, die am äußerſten Rande der Monarchie den Türken gegenüber Platz nehmen, eine Parallele ziehen wollte, dieſe nicht zum Vortheile der Reſidenzſtädterinnen ausfallen würde. Ich habe über die Fratſchlerinnen ſchon oben etwas geſagt. Die walachiſchen Orſowerinnen fand ich folgendermaßen. Gewöhnlich ſaßen ſie ſtill und ruhig neben ihrem Fruchtkorbe, ohne ſich mit einander oder mit den Vorübergehenden zu zanken. Sie waren beſtändig faſt alle ohne Ausnahme beſchäftigt, einige mit dem Brodiren ihrer Hemden, durch deren Aermel und Manſchetten ſie rothe Fädchen zu allerlei Figuren zogen, die meiſten aber mit dem Spinnrocken. Von dem Spinnrocken, eben jener „Furka," die wir oben von den öſterreichiſchen Granitſchari's geſchnitzt werden ſahen, ſind die walachiſchen Weiber ſo unzertrennlich, daß ſie faſt zu einem Theile ihrer Kleidung zu gehören ſcheint. Sie haben dieſe Furka ſtets in ihrem Gürtel ſtecken. Sie ragt ſchief nach der Seite hin daraus hervor, und die Weiber mögen thun, was

ſie wollen, Vieh treiben, ſpazieren gehen, zur Nachbarin hinüber laufen, hinter'm Ofen ſitzen oder Obſt verkaufen, nie reißt der wollene Faden ab, den ſie aus dem Rocken hervordrehen und auf eine herabhängende immer im Schwunge erhaltene Spindel winden. Ich glaube, daß, wenn die römiſchen Männer ſtolz darauf waren, daß das Schwert in ihrer Hand ſo lebe, wie ein Theil ihres Körpers, ſo kann ein Weib kein beſſeres Ding zu den Gliedern ihres Leibes rechnen als den Spinnrocken. Die walachiſchen Männer haben ihre Vorfahren, die Römer, durchaus nicht in Bezug auf das Schwert nachgeahmt, ihre Weiber verdienten aber wirklich von den müßigen und zänkiſchen Wiener Fratſchlerinnen in Bezug auf die Furka nachgeahmt zu werden.

Wir wurden in Orſowa auch mit einem Lehrer der griechiſchen Sprache bekannt, der vor einem Jahre von den Inſeln gekommen war. Er war an der Stadtſchule angeſtellt, und man ſagte mir, er empfinge von Seiten der Kaufmannſchaft ſeinen Gehalt von 400 Gulden. Auch in anderen Donauſtädten Oeſterreichs hat man jetzt griechiſche Lehrer angeſtellt. Das Bedürfniß nach ihnen wurde bei der Kaufmannſchaft lange gefühlt. Aber erſt ſeit zwei Jahren hat man mit häufigerer Anſtellung von ſolchen Lehrern begonnen. Es wird nun die griechiſche Sprache wiſſenſchaftlich und ſyſtematiſch in vielen kleinen Colonieen an der ganzen Donau hin bis nach Wien hinauf cultivirt. Schon bei Neuſatz hatte mir eine deutſche Mutter geklagt, daß ihr

Sohn ſo ſchwer Griechiſch lerne, was doch ſo ſehr von Nöthen ſei.

Nirgends hörte ich ſoviel von Geſundheit reden als hier in Orſowa und überhaupt im ganzen Banate. Ich ſchloß daraus gleich, daß es wohl ſehr ungeſund ſein müſſe, und es iſt dieß in der That ſo. Von den Fiebern in den Theiß- und Maroſchgegenden werde ich nachher zu ſprechen Gelegenheit haben. Es war mir nur auffallend, daß dieſe Sumpffieber hier ſelbſt in den ſo hochgebirgigen Theilen des Banates nicht aufhören. Man ſagte mir, es möchte dieß daher rühren, weil die meiſten Thäler des Gebirges uncultivirt ſeien, das Waſſer in ihnen Moräſte bilde und die Ausdünſtung in ihnen ſtocke. Nach Mehadia hinauf ſoll es geſunder werden. Dann aber nach Temeswar hinab nehmen die Fieber wieder bedeutend zu.

An dem folgenden Tage, einem Markttage, ſah ich auch den merkwürdigen Gränzverkehr in der Skela oder dem Raſtell (die Leute ſchienen mir beide Ausdrücke hier immer promiscue zu brauchen). Die Orſowa'ſche Skela war ein großer hölzerner Schuppen von einem Hofe und Zaune umgeben. Der Schuppen liegt der Länge nach am Ufer der Donau hin und iſt ebenfalls der Länge nach durch zwei hölzerne Geländer oder Gitter, die etwa drei Ellen weit auseinander ſtehen, in drei Theile abgetheilt. Zum Flußgitter kommen nun die Serbier oder, wie ſie hier noch immer heißen, die Türken auf Schiffen heran, und zum Landgitter die öſterreichiſchen Unterthanen. Beide bringen ihre Waaren

mit und zeigen ſie ſich über dem Gitter. Die Oeſterreicher können den Türken Alles verkaufen, was ſie wollen, die Türken aber den Oeſterreichern nur die keiner Anſteckung fähigen Sachen, Getreide, Früchte, Fleiſch, Holz und dergleichen. Sind ſie um den Preis einig, ſo wirft, wenn der Türke bezahlen muß, derſelbe ſein Geld in eine Schüſſel mit Waſſer, nachdem er es dem Oeſterreicher vorgezählt hat, und dieſer fiſcht es dann daraus wieder hervor. Oeſterreichiſche Reinigungsdiener und Schildwachen paſſen in dem Zwiſchenraume auf, daß Alles der Vorſchrift gemäß geſchehe.

Für mich war dieß ein ſehr intereſſantes Schauſpiel, und ich dachte mir, wenn man einmal ſo ein Raſtell, recht zierlich ausgebaut, auf die Bühne brächte und die Decorationsmaler dazu in den Couliſſen rechts und links naturgetreu die impoſanten Donauufer und die ſerbiſchen Gebirge darſtellten, wenn dabei dann die verſchiedenen walachiſchen, ſerbiſchen und türkiſchen Volkscoſtume richtig beobachtet würden, und wenn zu dem Allen noch eine Liebesgeſchichte käme, — ſie hüben, — er drüben, und ferner die Ideeen der Peſt, des ewigen Gränzhaders, des Mohammedanismus und des Chriſtenthums richtig aufgefaßt und klug eingemiſcht würden, ſo könnte dieß eine ganz neue, auf unſerer Bühne noch nie geſehene Scene zur Eröffnung eines erſten oder zweiten Actes (ich denke an den Marktplatz in der Stummen von Portici) abgeben. Die ganze Militärgränze ſteckt voll von ſolchen neuen, nie geſehenen dra-

matiſchen und poetiſchen Dingen, und es wäre wohl der Mühe werth, daß einmal ein Schauſpieldirector, ein dramatiſcher Dichter und ein Decorationsmaler ſich aſſociirten und ſie von Bosnien an bis nach der Moldau hin durchreiſ'ten. Wenn dieſe Herren Geiſt hätten, ſo würden ſie mit ihrer neuen Anſchauung allen bisherigen Bühnenapparat reformiren und revolutioniren. Ich ſetze aber dabei voraus, daß ſie immer auf beiden Seiten der Donau reiſ'ten. Denn es wäre eben die Hauptſache, daß das Stück auf beiden Seiten ſpielen müßte, eine Scene in der Türkei und eine andere im großen deutſchen Chriſtenreiche.

Orſowa hat eine in hiſtoriſcher Beziehung höchſt intereſſante Lage. Es war ſeine Umgegend von jeher ein Schauplatz vieler wichtigen Ereigniſſe von Trajan's Zeiten her bis auf den Türkenkrieg unter Joſeph II. hin, in welchem dieſer Kaiſer, in Begleitung des nachmaligen Kaiſers Franz, damals eines jungen Erzherzogs, den Türken wichtige Schlachten lieferte.

Orſowa war nach Belgrad für Ungarn, Oeſterreich und Dacien von jeher der wichtigſte Punct, um den ſich das kriegeriſche Leben dieſer Gegenden wie um einen zweiten Angelpunct drehte. Es beruht dieſe Wichtigkeit auf folgenden geographiſchen Umſtänden und Bodengeſtaltungen der Umgegend.

Von dem nördlichen Zipfel der Moldau, dem ſüdöſtlichen Ende Siebenbürgens her zieht ſich eine ganze lange, breite und hohe Mauer von Gebirgen in ſüdweſtlicher Richtung über die Donau hin nach Ser-

bien hinein. Dieſe Gebirgsmauer nun ſcheidet die öſterreichiſchen Länder, Siebenbürgen und Ungarn, von den türkiſchen Ländern, der Walachei, Bulgarien ꝛc., — oder zu der Römer Zeiten das Ufer= und das mittlere Dacien (Dacia Ripensis und Dacia Mediterranea) von dem Dacien jenſeits der Alpen (Dacia Transalpina).

Die bezeichnete Gebirgsmauer iſt ſehr rauh, wild und unzugänglich. Nur an einigen Stellen iſt ſie von Flüſſen durchbrochen, und bei dieſen Durchbruchſtellen befinden ſich dann berühmte Päſſe oder Thore, durch welche ſowohl alle kriegeriſchen und commerciellen Expeditionen aus den ſüdlichen Ländern nach den nördlichen, als auch umgekehrt die Einfälle aus den nördlichen Gegenden nach den ſüdlichen ſtatt hatten. Die beiden bedeutendſten dieſer Durchbrüche ſind

1) der der Donau bei Orſowa und

2) der des größten walachiſchen Fluſſes, der Aluta oder Alt. Neben beiden läßt ſich nur noch der zweite bedeutendſte walachiſche Fluß, der Schyl, nennen.

Im Schyl führt von Crajova eine Straße nach Siebenbürgen hinauf, die durch den vom Fluſſe gebildeten Vulkanpaß in Siebenbürgen eintritt.

An der Mündung der Aluta liegt Nikopoli, und da, wo ſie jene Gebirgsmauer durchbricht, befindet ſich der „rothe Thurmpaß." Von Nikopoli aus führte in dem Thale der Aluta hinauf ſchon eine alte Römerſtraße, ſowie auch jetzt ein bedeutender Verkehrsweg durch den berühmten „rothen Thurmpaß" aus der Türkei nach Siebenbürgen einführt.

Endlich nun wird die bezeichnete, Nord- und Süd-Dacien, Ungarn und die Türkei trennende Gebirgsmauer auch noch durch die Donau durchbrochen.

Dieſer Durchbruch geht uns in gewiſſer Beziehung hier weiter nichts an. Denn die Donau führt weiter auf Belgrad, deſſen hiſtoriſch-geographiſche Bedeutung wir ſchon betrachteten.

Zu gleicher Zeit aber ſchließt ſich dieſer Durchbruch an einen zweiten Durchbruch an, welcher bei Orſowa mündet und gewiſſermaßen von dem Hauptdurchbruche der Donau die nördliche Branche bildet, durch welche ſich die ſüdlichen Donaugegenden ebenſo wie durch den rothen Thurmpaß mit dem nördlichen Dacien (dem Banat und Siebenbürgen) in Verbindung ſetzen. Steigt man nämlich von Orſowa aus nördlich in das Thal des hier mündenden kleinen Fluſſes Tſcherna (d. h. die Schwarze") hinauf und hält man ſich dann immer nördlich bis nach Karanſebes im Banat, ſo findet es ſich, daß in dieſer Richtung die große Gebirgsmaſſe ſich bedeutend erniedrigt und gebahnt hat. Die Quellen der Temes und der Tſcherna ſind es, die dieſe Gebirgseinſattelung angebahnt haben. In dem höchſten und innerſten Paſſe liegt der berühmte „Teregovaer Schlüſſel," durch welchen die Straßen in's Banat und nach Siebenbürgen weiter gehen.

Orſowa, als Mündungsplatz dieſes Paſſes an der Donau, mußte daher ſowohl als Handelsplatz wie auch als Feſtung von jeher eine große Bedeutſamkeit haben. Aus der Bulgarei (aus Moesia inferior) von Konſtan-

tinopel her zielte in Folge deſſen von jeher eine wichtige Straße auf Orſowa hin. Daher baute hier in der Nähe Trajan ſeine Brücke, auf welcher er die Donau überſetzte, um dann über Orſowa durch das Tſchernathal, durch den Teregovaer Schlüſſel u. ſ. w., den Decebalus im Herzen von Dacien anzugreifen. Daher die Schlachten am Alion, die Bombardements von Orſowa. Daher hauſ't denn auch jetzt noch im Mittelpuncte dieſes Schlüſſels oder Paſſes, wie in Belgrad, ein türkiſcher Paſcha, der indeß ebenſo wie ſein Freund, der Belgrader, nur einen verdorbenen und ruinirten Schlüſſel zu jenem Thore hat.

Die Herculesbäder von Mehadia.

Wir ſetzten uns nun am folgenden Tage zu Wagen und fuhren auf jener merkwürdigen Straße an den Ufern der Tſcherna hin, um die berühmten Bäder von Mehadia, die in dieſem Thale liegen, zu beſuchen. Die Oeſterreicher haben hier eine vortreffliche Chauſſee gebaut. Mein Franzoſe hatte von mir mit dem Verſprechen Abſchied genommen, daß er mir am folgenden Tage, wenn es ſeine Geſchäfte erlaubten, nach Mehadia nachfolgen würde. Allein er ließ mich ſpäter in Mehadia freundlich grüßen und ſein Bedauern ausdrücken, daß er dieſen intereſſanten Ort nicht mit mir beſehen könne. Ich ſah ihn zu meinem Bedauern nicht wieder.

Nahe bei Orſowa, jenſeits der Mündung der Tſcherna, befindet ſich noch die kleine Merkwürdigkeit eines zwiſchen Türken und Oeſterreichern gemeinſamen Beſitzthums. Es iſt ein kleiner unbewohnter begraſ'ter Sumpf, eine wieſenreiche Strecke an der Donau hin, der Inſelfeſtung Orſowa gerade gegenüber. Dieſe Strecke darf in der Regel

weder von Türken, noch von Oeſterreichern beſucht wer- den. Wenn aber das Gras reif iſt, ſo kommen die Türken und mähen, trocknen und häufeln es. Darnach ziehen ſie ſich zurück, und die Oeſterreicher kommen ihrer Seits und theilen das Heu in zwei Theile, von denen ſie einen mit ſich hinwegnehmen, worauf die Türken die andere Hälfte holen.

Wir beſuchten, obgleich unſere Chauſſee nicht ei- gentlich daran vorüber führte, den öſterreichiſchen Gränz- poſten an der Tſcherna, der dadurch intereſſant iſt, weil bei ihm der größte Theil das walachiſchen Rindviehs vorüber muß, das in großen Heerden beſtändig nach Ungarn einwandert, um die durch die Auswanderung nach Oeſterreich hier entſtandenen Lücken wieder zu füllen, und welches auf dem bezeichneten Trajan- iſchen Wege nach Temeswar und Szegedin weiter geht. Der Befehlshaber des Poſtens führte uns in ſeinen Garten, in welchem es treffliche Pfirſichbäume und Mus- katellertrauben gab. Der Garten wie der ganze Poſten ſtand auf einer kleinen Erhöhung, die wahrſcheinlich früher eine römiſche Befeſtigung geweſen war, und hin- ten im Garten fanden wir auch noch mehre tiefe feſte Gewölbe, in welchen ſich jetzt der Weinkeller des Po- ſtencommandanten befand. Jenſeits der Tſcherna lager- ten große Heerden walachiſchen Viehs. „Es iſt noch vermiſcht," ſagten die Gränzer, „aber dieſen Nachmit- tag wird es in's Waſſer geführt und geſchwemmt, dann iſt es rein und kann herüber kommen."

Mehadia iſt ein großer walachiſcher Marktflecken im

Tſchernathale. Zu der Römer Zeiten hieß dieſer Marktflecken „ad mediam,“ und durch eine wunderliche Verwerfung der Sylben wurde daraus „me-ad-diam“ und mit Vermeidung des Hiatus „Mehadiam“, oder, da das „m“ in der ſchnellen Ausſprache doch ausgelaſſen wurde, „Mehadia.“

Bis Mehadia iſt der untere Theil des Tſchernathals zwar angenehm, ſehr unterhaltend und ſchön, aber er hat doch keineswegs ſo viel Außerordentliches, wie der obere von Mehadia zu den Herkulesbädern aufwärts. Wir blieben zunächſt in jenem unteren Theile, deſſen beſondere Abtheilungen wieder beſondere Namen haben und das Schupaneker Thal, der Koramniker Schlüſſel u. ſ. w. heißen.

Im Koramniker Schlüſſel fanden wir ein Zigeunerlager am Fluſſe, welches wir beſuchten. Es waren etwa ein halb Dutzend Familien in ebenſo vielen Zelten. Sie ſchmiedeten Nägel und bedienten ſich dabei eines Blaſebalges aus behaarten Ziegenfellen. Ihre ganze Einrichtung war nicht um ein Haar beſſer als die der Päſchärähs in Südamerika. Dabei haben ſie doch einen außerordentlichen Stolz, wie mir mein Begleiter, ein Bewohner des Banats, verſicherte. Er habe bemerkt, ſagte er, daß die Zigeuner noch größeren und verſteckteren Nationalſtolz als die Juden hätten. Denn ſie behaupteten, ſie wären von allen Völkern Europas das älteſte. Im Banate und in Siebenbürgen giebt es mehr Zigeuner als in irgend einem anderen Theile Ungarns. Dieß rührt von der großen und innigen Verſchwiſterung her, welche die Walachen, die auch in je-

nen Provinzen die Grundbevölkerung bilden, mit den Zigeunern eingegangen ſind. Der (übrigens höchſt achtbare) ungariſche Statiſtiker Schwartner ſagt: „Dem Ungarn hängt der Zigeuner mehr als dem Slaven an, am allerwenigſten aber ſympathiſirt er mit dem Deutſchen.“ Mir haben viele Ungarn verſichert, daß dieß wahr ſei, und ich glaube, wir Deutſche können uns dadurch eher geſchmeichelt als verletzt fühlen. Im Banat, wie überhaupt in dem ganzen übrigen Dacien, wohnen ſie im Sommer in Zelten, haben aber daſelbſt im Winter gewiſſe Zuſammenkunftsplätze, wo oft mehre hundert Familien in Höhlen, Erdlöchern und Lehmhütten bei einander niſten.

Sie reden in dieſen Gegenden überall die walachiſche Sprache und dann unter einander auch Zigeuneriſch. Es iſt merkwürdig, daß die Walachen, welche mit den Zigeunern am meiſten zu thun haben, eine Menge Worte von ihrem Namen gemacht haben, mit welchen ſie unanſtändige Handlungen und Dinge bezeichnen. Man findet in ihrem Lexikon z. B. folgende: „Tschiganu“ heißt erſtlich „der Zigeuner,“ dann iſt es aber auch ein Scheltwort.

„Tschiganie“ heißt die „ratio Zingarica,“ oder „der Zingarismus.“

„Tschiganosu“ heißt „importunus,“ „ungeſtüm wie ein Zigeuner.“

„Tschiganescu“ (verb.) heißt „petesco importune,“ „ungeſtüm etwas begehren, wie ein Zigeuner.“

„Tschinganesce (adv.) heißt „zingarice,“ „zigeuneriſch,“ auch „ſchmuzig.“

Sollten die Zigeuner, wie es jetzt nach allen Unterſuchungen höchſt wahrſcheinlich iſt, wirklich aus Indien ſtammen, und ſollten ſie dort noch viele Stammverwandte und Brüder haben, ſo wäre es ein höchſt betrübtes Zeichen für die Langſamkeit der Fortſchritte der Cultur in jenen Gegenden, daß dieſe Race vier Jahrhunderte unter allen möglichen gebildeten Nationen leben konnte, ohne auch nur eine Spur von Civiliſation anzunehmen. Es iſt dieß eine Ausdauer in der Barbarei, wie ſie in der europäiſchen Geſchichte nicht wieder vorkommt. Uebrigens iſt der Stamm nun doch wohl überall im Abnehmen begriffen, — in Deutſchland gewiß, in Ungarn auch, in Spanien (?). Auch muß doch ihre Barbarei ſich wenigſtens inſofern ändern, als ihr von den europäiſchen Nationen, unter denen ſie wohnen, nicht mehr ſoviel Vorſchub geleiſtet wird. So z. B. ſind ſie jetzt in Ungarn und Siebenbürgen blos noch die Muſikanten und Schmiede, während ſie dort ſonſt ebenſo viel mit dem Henkerbeile als mit dem Hammer zu thun hatten. Im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte wurden in Siebenbürgen die Köpfe unzählig vieler Granden von den ungeſchickten Händen zigeuneriſcher Henker abgeſägt, und den berühmten Bauernkönig Doſa haben Zigeuner auf einen glühenden Thron geſetzt und ihm eine glühende eiſerne Krone auf's Haupt geſchmiedet.

Es wurde uns ſchwer, uns von den Zigeunern

loszureißen, erſtlich, weil ich nie aufhören kann, dieſe wilde Race wieder und wieder zu betrachten, und zweitens, weil ſie uns nicht loslaſſen wollten. Sie hatten nämlich angefangen zu betteln, und weil mein Reiſegefährte ſehr freigebig gegen ſie geweſen war, ſo hatten ſie noch mehr gebettelt und waren alle aus ihren Zelten herbeigeſtürzt. Zuletzt kamen ſie in eine ſolche Bittwuth und Bettelleidenſchaft, daß ſie uns in einem undurchdringlichen Haufen umſtanden und uns an den Kleidern packten. Mit Mühe und Noth kamen wir davon, und unſer Kutſcher erzählte und verſicherte uns, daß, wenn wir bei dieſer Gelegenheit von den Zigeunern nackt ausgezogen und ausgeraubt worden wären, wir nicht die Erſten geweſen ſein würden, denen ſolches widerfahren.

Oberhalb des Koramniker Schlüſſels befinden ſich, an eine ſchroffe Felswand angelehnt, die ſchönen Trümmer einer Waſſerleitung. Es ſtehen von derſelben noch elf große ſchöne Bogen unverſehrt neben einander, die anderen ſind zerſtört. Die Gelehrten ſind nicht einig darüber, von wem dieſe Waſſerleitung herrühre. Einige behaupten, ſie ſei von den Römern angelegt worden. Der edle, großartige Styl des Ganzen ſpräche wohl dafür, ob aber die Art der Zuſammenlegung der Steine? Es ſind nämlich die Bögen aus großen Feldſteinen und rothen Mauerziegeln gebaut, und zwar ſo, daß außen und innen eine doppelte Schicht von Ziegeln auf eine vierfache Schicht großer Feldſteine folgt. Dieſe für

die Beurtheilung wichtige Bemerkung habe ich noch in keiner Reiſebeſchreibung geleſen.

Gegen Abend ging unſer Weg von der großen Militärſtraße, welche dem Teregowaer Paſſe zueilt, rechts ab in das obere Tſchernathal hinauf, deſſen Felswände immer höher und impoſanter werden und zugleich immer näher zuſammentreten.

Es läßt ſich gar nicht berechnen, wie viele tauſend Schiffsladungen von Pulver nöthig waren, um dieſen furchtbaren Felsſpalt, in welchem die Herculesbäder liegen, auszuarbeiten. Wir kamen erſt noch bei einigen walachiſchen Dörfern vorüber, dann ſchlängelte ſich der ſchön gebahnte Weg durch tiefliegende Felder und Wieſen, ſetzte auf zwei eleganten eiſernen Kettenbrücken zwei Mal über den Fluß, ſpazierte durch einige Wallnußbaumpartieen — und wir gelangten endlich, wie uns dieß der Schwefeldampf und der hier unaufhörliche Schwefelgeruch verkündeten, bei den erſten Reſtaurationen, Fremdenherbergen und endlich bei dem Hauptgebäude der Bäder ſelber an.

„Wenn ein Herr Badegaſt ein Stück Lamm, Kalb oder Kitz ſchlachten will, ſo darf dieß nur auf der dazu beſtimmten Schlachtbank geſchehen.“ Dieß war eine der Beſtimmungen, auf welche mein Auge, nachdem ich meine Sachen in meinem Zimmer etwas geordnet hatte und mir die an der Thür befeſtigte Badeordnung durchlas, zuerſt fiel. Es iſt dieſer Artikel zum Theil charakteriſtiſch für die ganze eigenthümliche Geſellſchaft, die ſich an dieſen berühmten Quellen zuſammenfindet,

denn außer dem vornehmen ungariſchen und ſieben-bürgiſchen Adel, für den natürlich eben dieſelben Vorſchriften gelten wie für die Beſucher unſerer Bäder, und der ſich in den Reſtaurationen des Bades ſpeiſen und bedienen läßt, kommen hier, bei der Leidenſchaft, welche alle umwohnenden Nationen für die Bäder haben, auch viele walachiſche und ungariſche Bauern, kleine Leute aus den Städten der Militärgränze und kleine Bojaren aus der Walachei und Serbien hierher, die alle, um Geld zu ſparen, ihren eigenen Keſſel und Mundvorrath mitbringen, und die jener Artikel und einige andere Vorſchriften derſelben Art angehen.

Die Walachen ſind die leidenſchaftlichſten Beſucher dieſer Schwefelbäder, und hauptſächlich aus dieſer Leidenſchaft kommt es auch, daß ſie hier den Oeſterreichern die Gränze ſtreitig machen. Die Walachen (ich ſpreche hier von der walachiſchen Bevölkerung der Umgegend) behaupten nämlich, daß das halbe Tſchernathal bis zum Fluſſe ihnen gehöre, und daß die Oeſterreicher ihre Poſten, die ſie auf dem hohen Gebirgsrücken des öſtlichen Flußufers aufgeſtellt haben, bis an den Fluß zurückziehen müßten. Ich weiß ebenſo wenig, worauf die Walachen ihre Anſprüche an das linke Tſcherna-Ufer gründen, als worauf die Franzoſen ihr Recht auf das linke Rheinufer baſiren; denn die Gränzen, wie ſie jetzt beſtehen, ſind durch den Friedensſchluß von Belgrad im Jahre 1739 beſtimmt. Allein ſie bilden es ſich nun einmal ein, ſie können ohne Schwefelbäder

nicht leben, und da ſie mit der linken Seite der Tſcherna auch einige heiße Schwefelquellen erwerben würden, die ſie jetzt nur, nachdem ſie Quarantäne gehalten haben, benutzen können, ſo gelüſtet es ſie nach dieſer linken Seite. Dieſe für Schwefelwaſſer ſo paſſionirten Leute ſind ſchon zuweilen in großen Haufen zu Hunderten, mit Miſtgabeln, Knüppeln, Piſtolen und Säbeln bewaffnet, angekommen und haben die öſterreichiſchen Gränzpoſten angefallen und einen oder den anderen verjagt, indem ſie behaupteten und ſchrieen, das Land bis zur Tſcherna hinab gehöre ihnen. Dieſe ſonderbare Idee der Leute und der daraus erfolgende kleine Gränzpoſtenkrieg um die Tſcherna-Ufer ſteigen bis hoch in das vorige Jahrhundert hinauf. Und noch im vorigen Frühlinge, noch vor vier Monaten, erzählte man uns, ſeien zwei ganze öſterreichiſche Gränzcompagnieen zuſammengezogen worden und hätten auf's Gebirge marſchiren gemußt, um dergleichen tractatwidrige Anſprüche der verrückten walachiſchen Bauern zurückzuweiſen.

Es giebt außer Mehadia noch mehre heiße Schwefelquellen und kleine Badeörter in dem ganzen ſiebenbürgiſchen Gebirge. Sie ſind beſtändig jeden Sommer von vielen walachiſchen Bojaren und Bauern beſucht. Ja ſogar im Winter kommen ſie oft in die Bäder von Mehadia und ſtecken eine Zeit lang im Waſſer, dem ſie ſo heilſame Kräfte zuſchreiben. Wie die Slavonier in der Militärgränze ihre kleinen Kinder mit Branntwein waſchen, weil ſie dieß für heilſam halten, ſo kommen hierher oft die Walachinnen, um die

ihrigen einmal in die Schwefelquellen zu tauchen. Ich ſprach ſpäter ſelbſt eine walachiſche Mutter, die ein krankes Kind hatte und mir traurig ſagte: „Ach könnte ich mein Kind nur einmal in die Schwefelbäder von Mehadia bringen, ſo würde es wohl beſſer werden!“

Es iſt dem Allen nach wohl wahrſcheinlich, daß dieſe Quellen nie völlig unbenutzt waren, vielleicht ſelbſt ſchon zur Zeit der alten Dacier nicht. Für die Römer übrigens entdeckte und nahm ſie in Beſitz der Kaiſer Trajan. Er und ſeine Nachfolger ließen hier viele Gebäude, Badehäuſer, Tempel und dergleichen aufführen, weßhalb man auch noch das ganze Thal voll römiſcher Antiquitäten findet. Ein ſehr kenntnißreicher öſterreichiſcher Oberſt in der Militärgränze verſicherte mir, daß er in Mehadia nie habe graben laſſen, ohne irgend etwas Intereſſantes an Münzen, Bildſäulchen, bronzenen Sachen, Votivtafeln u. ſ. w. zu finden. Von den Römern, welche hier einen Tempel des Hercules bauten, ſchreibt ſich auch noch der heutige Name der Bäder her, ſo wie insbeſondere der der ſtärkſten hier zum Vorſchein kommenden Schwefelquelle, welche „die Herculesquelle“ heißt und ohne Zweifel ein Hercules unter allen Schwefelquellen der Welt iſt. Denn ſie iſt noch mächtiger als die ſtarke Ofener Schwefelquelle und ſoll in einer Stunde nicht weniger als 5045 Kubikfuß Waſſer liefern.

Viele römiſche Inſchriften und Bildſäulen, die man entdeckte, hat man überall in den Badehäuſern, ſowie in den Felſen am Wege eingemauert. Ich beſah mir

dieſelben am anderen Morgen in Begleitung eines Walachen, der ſie mir deutete. Dieſer Walache hieß Juri (Görg) und war der mir zugewieſene Badediener. Als wir zu einer Inſchrift kamen, bei welcher wir auch noch die etwas verwiſchten Portraits einer römiſchen Frau und ihrer Tochter en bas relief in Stein ausgehauen fanden, ſprach er im öſterreichiſch-walachiſchen Deutſch: „Schaun's, dieſes iſt eine römiſche Grundfrau (gutsbeſitzende Edeldame), die mit ihrer Tochter hierher kam. Das Fräulein war an Händen und Füßen krumb und lamb, und ſie brauchte dagegen unſere Bäder. Das Fräulein wurde aber ganz g'ſund, ſo daß es tanzen konnte, und zum Andenken ließ da die Grundfrau den Stein hier herrichten." Es kam mir dabei ſo vor, als wenn dieſer dumme Juri durch ſeine Rede mir die entlegenen römiſchen Zeiten ſo nahe legte, daß ich ſie faſt mit Händen greifen konnte.

Auf einem anderen Steine dankte ein Gouverneur der daciſchen Provinzen (Praeses Daciarum), wieder auf einem anderen ein Präfect Mercurius „mit den Seinigen" (cum suis) dem Hercules und der Venus oder den Göttern und Genien der Gewäſſer (Diis et numinibus aquarum) für die wiedergeſchenkte Geſundheit.

Unter Trajan, Hadrian und den Antoninen bis auf des Decius Zeiten badeten ſich hier die römiſchen Gränzwächter und Oberſten und ſprachen hier vom fernen Italien und Rom, wie jetzt die Präfecten und Centurionen der öſterreichiſchen Gränztruppen, ſich hier vom fernen Wien unterhalten. Die Völkerwanderung

warf Alles über den Haufen, und ſelbſt die Türken, dieſe paſſionirten Liebhaber der warmen Bäder, thaten nichts für Mehadia. Nur einige Zelte und Hütten, welche ſich die Walachen hier aufſchlugen, ſah man zu Zeiten auf den römiſchen Trümmern erſcheinen und verſchwinden. Erſt ſeit hundert Jahren, ſeit Kaiſer Carl's IV. Regierung, fing es wieder an, in dieſem Thale lebendiger zu werden, ſeitdem iſt immer mehr und mehr dafür gethan worden, und jetzt haben die Anſtalten wieder eine ſo gute Einrichtung und einen ſo verbreiteten Ruf erlangt, daß Mehadia zu beſuchen, unter den vornehmen Ungarn ſchon anfängt Mode zu werden.

Die ganze kleine Badeanſiedelung ſteht wie Alles in der Militärgränze unter militäriſchem Commando. Es iſt ein Hauptmann, der hier im Winter und Sommer wohnt und den ganzen Ort, ſowie das Bade-, Wirths- und Kaffeehausweſen unter ſeiner Leitung hat. Die Hauptgebäude ſtehen in zwei regelmäßigen Reihen, caſernenartig an einer breiten Straße einander gegenüber. Auch ihr Inneres iſt caſernenartig eingerichtet und gewährt nur ſoviel Comfort und Eleganz, als man hier an der walachiſchen Gränze ſuchen wird. Die Bedienung bilden meiſtens invalide Soldaten. In jenen Hauptgebäuden befindet ſich das vornehmſte Kaffeehaus, und hier wohnen die reicheren Badegäſte. Sowohl oberhalb als unterhalb dieſes Mittelpunctes des Ganzen befinden ſich die verſchiedenen kleinen und größeren Badehäuſer, neben den

Orten, wo eben die Quellen hervorſprudeln. Es ſoll im Ganzen nicht weniger als 24 heiße Quellen geben.

Weiter hinaus ſieht man noch andere lange Gebäude, in welchen diejenigen „Herren Badegäſte" wohnen, welche wir oben aufgefordert ſahen, ihre Kälber und Kitzen an keinem anderen Orte als auf der angewieſenen Schlachtbank zu ſchlachten. Es giebt hier beſtändig viele ganz arme Leute, die mit ihrer kleinen Wirthſchaft ſich oft auf ſehr lange Zeit einquartieren. Sogar auch ein kleiner Platz für die Zelte der Zigeuner iſt da, die gewöhnlich während der Badeſaiſon hierher kommen, um Muſik zu machen, die Keſſel zu flicken, wahrzuſagen und zu betteln, ſowie endlich ein anderer Platz für die Boutiken und hölzernen Baraken der Kaufleute, die mit Bijouterieen, Manufacturwaaren und anderen Dingen heranziehen.

Es mag ſich dieß Alles in der Mitte der lebendigſten Badeſaiſon eigenthümlich genug ausnehmen, da wir es ſchon jetzt ſo intereſſant fanden, wo nur noch wenige Ueberreſte der Geſellſchaft vorhanden waren.

Dieſe Wenigen beſtanden in einigen ſehr liebenswürdigen Szekler Offizieren, einigen ungariſchen Herren und einigen walachiſchen Bauern. Am Abende trafen wir mit dieſem ganzen kleinen Geſellſchaftsreſte in dem Speiſeſaale der Reſtauration zuſammen, wo die Unterhaltung recht lebhaft war. Sie erzählten mir, daß die eigentliche Badeſaiſon nur 3 Monate (Juni, Juli und Auguſt) dauere und daß ſie morgen alle mit Ausnahme der Offiziere abreiſen würden.

Eine walachiſche Dame ſtammte aus einer der vornehmſten griechiſchen Familien aus Konſtantinopel und war wiederum an einen der vornehmſten Bojaren in Bukareſt verheirathet. Sie hatte bis zu ihrem 13. Jahre im Fanal in Konſtantinopel gelebt und war dort nach der damaligen griechiſchen Weiſe erzogen worden. Ihr einziges Vergnügen, ſagte ſie mir, habe darin beſtanden, auf dem Bosporus dann und wann einmal ſpazieren zu fahren. Uebrigens wäre die Geſellſchaft unter den Griechen damals in Konſtantinopel ſehr gut geweſen, denn alles vornehme Griechiſche hätte man dort im Fanal vereinigt gefunden. Sie, die Griechen, hätten allein Lateiniſch, Franzöſiſch und die Wiſſenſchaften ſtudirt und unter den unwiſſenden Türken alle Geſchäfte geleitet. Jetzt ſei das ganz anders geworden. Seit der Revolution ſeien alle vornehme griechiſche Familien aus dem Fanal entweder nach Rußland, oder nach der Walachei oder nach Athen ausgewandert, viele aber ſeien auch durch die Revolution geradezu völlig ausgerottet worden. Sie ſelbſt ſei ſeit ihrem 13. Jahre, wo ſie ſich nach Bukareſt verheirathet habe, nie nach Konſtantinopel zurückgekehrt; auch denke ſie nicht mit Sehnſucht an ihre einförmige Jugend zurück.

Wir endigten unſere erſte Soiree in den Herculesbädern mit der betrübten Ausſicht, unſere neuen Bekannten ſofort wieder zu verlieren, und ſahen in der That auch am anderen Morgen früh eine Reihe von Wagen in verſchiedenen Richtungen dahinkutſchen, vor jedem eine kleine Heerde von Pferden angeſpannt, weil es zu

den unergründlichen Wegen der Walachei und des Banats gehen ſollte. Uebrigens blieben mir noch erſtlich der gebildete und treffliche öſterreichiſche Hauptmann, ein höchſt achtungswerther Steiermärker, der die Bäder von Mehadia commandirte, und dann ein paar liebenswürdige Szekler Huſſarenoffiziere, an die ich mich anſchloß, und mit denen ich für den kommenden Tag einen Ausflug in das obere Tſchernathal verabredete.

Für heute ſah ich mich nur in der nächſten Umgebung von Mehadia um und machte mit meinem Badediener Juri einen Spaziergang zu einem benachbarten Gränzdorfe Petſchineska, wohin uns ein anmuthiger Weg an den Ufern der Tſcherna hinführte. Wir fanden in dieſem Dorfe eine außerordentliche Thätigkeit und alle Bewohner in einer gemeinſamen tumultuariſchen Arbeit begriffen. Es war hier nämlich gegen das alte ehrwürdige walachiſche Sprüchwort: „So habe ich es gefunden, und ſo will ich es auch laſſen", von Seiten der Militärbehörden eine Verordnung erlaſſen worden, die dahin ging, die alten Häuſer ihres Dorfes zu erweitern und theilweiſe zu ganz neuen umzubauen. Jenem Sprüchworte zufolge leben die Walachen lieber in dem alten, ihnen achtungswerthen Schmuze und Ruine ihrer Väter ſo lange fort, bis ſie einmal eine ſolche wohlthätige und ſtreng durchgreifende Verordnung von oben herab zwingt, beſſer zu wohnen.

In der Nähe eines jetzt ſo ſtark beſuchten Bades wie Mehadia hätte ein anderer Schlag von Bauern längſt darauf gedacht, ſeine Häuſer freundlicher einzu-

richten, um die Badegäſte in's Dorf zu locken. Hier aber mußten die Leute von oben herab daran erinnert werden, auf ihre eigene Bequemlichkeit und ihren Vortheil Bedacht zu nehmen. Es war ihnen ein Termin angeſetzt, innerhalb deſſen ſie den Umbau vollendet haben mußten; daher ſchleppten ſie aber nun auch die Balken, Steine, den Lehm und Kalk heran wie die Ameiſen. Selbſt die Weiber halfen, und manche hatten ſogar für einen Schnaps und ein paar Kreuzer einige Zigeuner willig gemacht, auch Hand an's Werk zu legen. „Nun ihr ſeid ja recht fleißig!" redete ich einen an. „Muß ſein! Herr, muß ſein!" war die Antwort.

Hinter dem Dorfe kommt ein kleines reizendes Thal aus den hohen Gränzbergen gegen die Türkei herab, und in dieſem Thale ſchlängelt ſich das ſchmale Band eines kleinen Baches, der gerade Kraft genug hat, eine winzige walachiſche Löffelmühle zu treiben, wie ich ſie ſchon oft in der Ferne erblickt hatte, wie ich ſie hier aber mir in der Nähe genauer betrachten konnte. Wir machten dieſes Mühlchen zum Ziele unſeres Spazierganges.

Das kleine hölzerne Gebäude, ein viereckiger Kaſten, ſtand klappernd auf vier wackelnden Füßen über dem kleinen Bache, der unter ihr weglief. Die Art und Weiſe, wie die Steine der Mühle in Bewegung geſetzt wurden, iſt das Wunderlichſte, das ich je geſehen habe. Die Welle, ein ziemlich dicker Stab, lief ſenkrecht unter der Mühle heraus und ragte mit dem horizontalen Waſſerrade in den Bach hinein. Die

Zähne oder die Schaufeln dieſes Waſſerrades waren viele nach Art der Suppenlöffel ausgehöhlte Klötze, die ſchief in den horizontalen Kamm des Rades eingeſetzt und ſo gegen den Waſſerſtrahl geſtellt waren, daß ſein Stoß gegen dieſe Löffel das Rad herumdrehen mußte. Von dieſem Waſſerrade haben denn dieſe walachiſchen Mahlmaſchinen auch den deutſchen Namen: „Löffelmühle.“ Die Walachen, bei denen dieß — wenigſtens im Gebirge — die gewöhnliche Mühle iſt, nennen ſie blos „mora“ (Mühle).

Eine kleine Leiter führte durch ein niedriges Pförtchen in die oberen engen Räume der Mühle. Hier fanden wir eine junge Walachin, mit dem ganzen Schmucke ihrer Opintſchen, Oprätſchen, Münzen, Perlen und Haarflechten angethan. Sie hatte natürlich ihre Furka an der Seite und ſpann beſtändig, ſie mochte nun ſtehen, ſitzen, liegen, oder um die kleinen, fleißig ſich ſchwingenden Steine herum gehen, um zu Zeiten nach ihrem Kukuruz zu ſehen, den ſie aufgeſchüttet hatte.

Eine ſolche Mühle gehört nämlich oft einem ganzen Dorfe, und jeder geht dann, wenn er in ſeinem Haushalte das Bedürfniß nach Mehl fühlt, mit ſeinem Kornſacke dahin, läßt das Waſſer, das man mittels einer Röhre zu- oder ableiten kann, an die Löffel ſpritzen und ſchüttet den Kukuruz auf die Steine. So hatte auch unſere Müllerin ihren Sack mitgebracht und ſchüttete zu Zeiten eine Hand voll Körner auf. Die Mühle ſchien es recht gründlich zu nehmen; die Körner

fielen ſo langſam herab, daß man ſie zählen konnte, und die Steine verarbeiteten ſie Stück für Stück. Es giebt gewiſſe Leute, deren Weiſe zu arbeiten ganz dem Verfahren dieſer walachiſchen Löffelmühle gleicht.

Unſere Walachin erzählte uns, daß ſie die „gasdariza“ (Hausfrau) eines jungen Granitſcharen ſei, daß der hohe Baum, unter dem ihre „mora“ ſtände, ein „nuku“ (Nußbaum) ſei, und daß die übrigen Bäume umher „ſirascha's“ und „wischinja's“ (ſüße und ſauere Kirſchen), „prunju's“ und „pjera's“ (Pflaumen und Birnen) wären. An einem dieſer Bäume hatte ſie ihre „capra“ (Ziege) angebunden, die ſich in dem ſchönen Graſe gütlich that. — Wir wünſchten ihr darauf, ſie möchte aus dem Mehle ihrem „gasdakesch“ (Hausherrn) eine gute „pita“ (Brot) backen, und entfernten uns. Kaum hatten wir uns entfernt, ſo hörten wir, wie unſere ſpinnende Müllerin zu ſingen anfing. Ich blickte auf die kleine, unter Obſtbäumen gelegene Mühle zurück, ſah die Ziege daneben, die türkiſchen Gränzgebirge dahinter, hörte den hübſchen Geſang, der ſich mit dem Gemurmel des Baches und dem Geklapper der Mühle vermiſchte, und fand, daß dieß walachiſche Gemälde ganz allerliebſt war, und nur langſam konnten J u r i und ich uns von dieſem Gemälde trennen, um über einige „podu's de lem“ und „podu's de fer“ (Holz- und Eiſenbrücken) zu den Gebäuden der Bäder zurückzukehren.

Wo man geht und ſteht, wird man hier an die

Römer erinnert, und ich konnte während meines ganzen Aufenthalts bei den Bädern die Römer nicht wieder vergeſſen. Die Felſen ſind noch ganz dieſelben, wie die Präfecten beider Dacien ſie zur Erholung mit den Ihr- igen (cum suis) beſtiegen, die Menſchen (die Dacier) ſind auch noch ebenſo gekleidet, wie ſie auf der Tra- janiſchen Säule in Rom abgebildet ſtehen, und ſelbſt die Töne der flüſſigen, flüchtigen Rede ſind noch ganz dieſelben; wie die Römer ſie den Barbaren lehrten. Die Briefe, welche die daciſchen Boten aus der Ferne in dieß dunkele Thal bringen, mögen etwas anders zu- ſammengefaltet ſein, aber die Aufſchriften ſind noch die- ſelben; „Domnai, Domnai“ (Dominae) fing die Auf- ſchrift eines Briefes an, den ein ſolcher daciſcher Bote am Abend in unſere Geſellſchaft brachte. Er ſah mir ganz ſo aus, als hätte ihn ein römiſcher Vetter etwa aus den Legionsquartieren des Iſther an ſeine Couſine in den Bädern geſchickt. „Respunso?“ (wird Antwort ſein?) fragte der Bote endlich, als man ihn eine Zeit lang hatte ſtehen laſſen. „No!“ (non) hieß die Antwort. Man gab ihm Geld, welches er ungezählt einſtecken wollte. „Numera! numera!“ (zähle nach) rief ihm der römiſche Centur.... ich wollte ſagen, der öſterreich- iſche Lieutenant zu. Es iſt mir unbegreiflich, wie die Römer dieß Wunder einer ſolchen langen Sprachüber- lieferung in der kurzen Zeit, in welcher ſie Dacien be- ſaßen, zu Stande gebracht haben, und noch dazu in einem Lande, wo nach dem Untergange ihres Reichs Jahrhunderte lange Völkerſtrömung und politiſche Anar-

chie erfolgte. Ihre Sprache und ihr Weſen muß etwas von dem Geruche des Moſchus gehabt haben, denn wo der einmal hingerieben iſt, da kann es unaufhörlich wehen und ſtürmen, die Stelle wird doch immer ganz friſch nach Moſchus riechen.

Das obere Tſchernathal und das Leben der Gränzer.

Am folgenden Morgen, der nach mehren Tagen ſchlechten Wetters nun einmal wieder hell und heiter aufging, rüſteten wir uns zu unſerem Ausfluge in die oberen wilden Partieen des Tſchernathales. Es waren von den Szekler Offizieren einige der hieſigen Bergpferde beſtellt worden, die wir ſchon zu früher Stunde gezäumt und geſattelt auf dem Platze trafen. Dieſe Pferde ſind ganz ſo klein wie die Bergpferde, welche die Tataren in der Krimm haben, und ſie beſitzen auch dieſelben Eigenſchaften wie dieſe, ſind unermüdlich, ausdauernd, klug und ſicher, dabei aber auch böſe und biſſig wie die Spitze und unanſehnlich von Geſtalt. Sie ſind in dem ganzen hohen und wilden Alpenſtocke, welcher Siebenbürgen von der Walachei trennt, und wahrſcheinlich auch noch weiter in Siebenbürgen hinein zu Hauſe, und ſie dienen dort nicht blos den Reiſenden, den öſterreichiſchen Gränzoffizieren, den Jägern, ſondern ſie werden auch zu Transporten aller möglichen Art benutzt, ſo z. B. ſogar zum

Holzſchleppen aus den für die Wagen völlig unzugänglichen Wäldern. Man nennt dieſe Pferderace „Mocani,“ was man zu Deutſch durch „Aelpler“ überſetzen könnte; denn „Mocanu“ heißt im Walachiſchen ein „Bewohner der Alpen.“ Zunächſt werden damit die Menſchen bezeichnet, dann aber auch, wie geſagt, die Pferde. Als wir dieſe Mocani beſtiegen, war das Erſte, was ſie thaten, dieß, daß ſie ſich einander in die Schwänze biſſen und hinten ausſchlugen. Später beruhigten ſie ſich etwas, beſonders auf den Alpenſtegen, wo ſie vorſichtig ſein mußten.

Die Felſenpartieen, welche Mehadia umgeben, ſind in ſo ungeheueren Maſſen ſo großartig zuſammengehäuft, wie ich ſie, wenn ich mich nicht irre, ſo nahe zuſammenrückend nie getroffen habe. Es iſt, von unten aus geſehen, eine faſt überall gleich hohe Mauer, über welche man aber, wenn man oben iſt, einzelne Spitzen noch bedeutend hervorragen ſieht. Die höchſte iſt der berühmte Domoglett, von deſſen Gipfel aus man ſogar die Walachei und die Gebirge Rumiliens ſoll erblicken können. Kein Geolog hat noch die Höhe dieſer Felſen und Berggipfel beſtimmt, wenige Botaniker haben noch ihre reiche und intereſſante Flora erörtert, kein Ethnograph das eigenthümliche Leben der Menſchen auf dieſen Höhen erläutert. Es iſt hier noch ein reiches Feld für Jeden, der neue wiſſenſchaftliche Entdeckungen erſtrebt. Unſer kleiner Streifzug in jene Berge ging zunächſt nur auf die Gewinnung einiger Beiträge für die Ethnographie aus.

Auf der höchſten Kante des beſagten öſtlichen Bergrückens geht eine Reihe öſterreichiſcher Gränzpoſten hin, bis zu dem Gränzpoſten Tſchesna, welcher der äußerſte auf dieſer öſtlichen Seite iſt. Von da an tritt die öſterreichiſche Gränze auf das weſtliche Ufer der Tſcherna zurück und läuft eine Zeit lang an ihr hin, bis endlich die Quellengegend des kleinen Fluſſes auf beiden Seiten der Türkei anheimfällt. Das Ziel unſerer Reiſe war heute nun eben jener äußerſte Gränzpoſten nach Oſten, Tſchesna, und auf einem ſchön geebneten Reitwege, der neben der Tſcherna hinführte, ſprengten wir in den rieſigen Felſenſpalt hinein.

Die Walachen nennen das ganze Gebirge, welches Siebenbürgen von der Türkei trennt, und welches ſie auf beiden Seiten bewohnen, einfach „Munti" (ſprich: Muntſchi), d. h. die Berge. Während die Theile auf den Seiten dieſes Gebirges gewöhnlich tiefere Felseinſchnitte darſtellen, iſt der höchſte Rücken oft gerundet und trägt die ſchönſten Weiden und Triften. Auf dieſen Triften hat ſich eine ähnliche Viehwirthſchaft organiſirt, wie auf den hohen Alpenweiden der Schweiz. Die Deutſchen Siebenbürgens nennen daher die „Muntſchi" der Walachen nicht anders als „die Alpen."

In der Regel oder vielmehr faſt durchweg ſind dieſe Alpen, die ſich oft ſehr weit in öden langen Grasrücken hin erſtrecken, Gemeingut der benachbarten Dorfſchaften. Ihre Benutzungsweiſe iſt eine eigenthümliche, und zwar dieſe: Im Frühlinge halten alle die Bewohner einer ſolchen in den Alpen begüterten Ort-

ſchaft eine Generalverſammlung, bei welcher ein jeder ſein Vieh, das nun in einer gemeinſamen Heerde aus-getrieben werden ſoll, mitbringt. Das Vieh eines jeden wird gezählt, und nach der größeren oder geringeren Anzahl, die er hat, wird ihm ein größerer oder geringerer Zeitraum, während deſſen er die Producte und Emolumente der ganzen Heerde benutzen kann, beſtimmt, dem einen zwei, dem anderen drei Tage, dem Reicheren eine Woche u. ſ. w., wobei ſie wahrſcheinlich auch auf die ungleiche Ergiebigkeit der verſchiedenen Jahreszeiten Rückſicht nehmen. Es zieht nun zuerſt einer von ihnen mit der ganzen Heerde auf die Muntſchi und bewohnt die dort errichtete „Stena“ (Sennhütte) ſo viele Tage, als ihm beſtimmt ſind, indem er während dieſer Zeit alle Milch, welche die Heerde giebt, zu Käſe und Butter für ſich verarbeitet. Dann nutzt ſein Nachfolger die ihm beſtimmten Tage ab, und ſo geht es weiter, bis am Ende des Sommers jeder einmal an die Reihe gekommen iſt, ſeinerſeits die Heerde zu melken. Jene großen Generalverſammlungen haben auch einen eigenen Namen, den ich aber leider nicht erfuhr, und dieſelben ſind den Leuten ſo wichtig, daß ſie die Jahreszeit darnach berechnen, wie unſere Leute nach Oſtern oder Weihnachten. Ihr vornehmſtes Vieh ſind Schafe und dann eine kleine und ſchlechte Rindviehrace, wie ſie faſt überall in dieſen Gränzgebirgen geſehen wird. Nur in den Ebenen der Walachei und Ungarn werden die Rinderracen beſſer. Sie miſchen, ſagte man mir, die Milch der Schafe ſowohl, als die

der Ziegen und Kühe unter einander. Hier und da giebt es auch Pferdeweiden in den „Muntſchi;" denn Pferde haben die Gränzer, wie man mir ſagte, in der Regel ſoviel im Buſche und auf der Weide laufen, daß ſie ſelbſt deren Anzahl oft nicht kennen. Nach Hietzinger hat die Militärgränze beinahe viermal weniger Einwohner als Böhmen, dagegen aber 50,000 Pferde mehr als dieſes Königreich.

Die ſiebenbürgiſche Militärgränze iſt bekanntlich nicht ſo organiſirt wie die ungariſche. Sie bildet kein geſchloſſenes Gebiet, in welchem die ganze, zum Gränzdienſt verpflichtete Einwohnerſchaft vereinigt wäre, wie jene es thut, vielmehr ſind alle die Quartiere und Wohnungen der zum Gränzdienſte verpflichteten Truppen im Lande ſelbſt zerſtreut, und die Leute kommen von fern zu den beſtimmten Zeiten „auf den Cordon." Die intereſſanteſte dieſer Truppe ſind die Szekler Huſaren (außer den Huſaren ſtellen die Szekler auch noch zwei Infanterieregimenter).

Es ſind dieſe Szekler bekanntlich eine der drei, Siebenbürgen bewohnenden Nationen (außer ihnen bilden dieſe die Sachſen und Magyaren, — die zahlreichſten Leute, die Walachen, gelten für keine Nation). Sie rühmen ſich, die directeſten Nachkommen der Mannen des Attila zu ſein. Obgleich dieß wohl ebenſo wenig durch geſchichtliche Documente bewieſen werden kann, als die Behauptung der Ungarn, daß die „Szekler," was ſo viel bedeute als „die Flüchtlinge," diejenigen Ungarn ſeien, welche bei einem Einfalle der Petſchenegen in das Magyarenland

in's Gebirge entflohen, ſo iſt doch ſoviel allgemein zugegeben, daß die Szekler die alten magyariſchen Sitten und Rechtsgewohnheiten am längſten aufbewahrt haben und zugleich auch das reinſte Ungariſch reden. Auch giebt es unter den Szeklern allein noch eine Spur von den Stämmen, Geſchlechten und Zweigen der alten Magyaren, die der Kaiſer Conſtantin namhaft macht. Jedes der zu dem Szekler Regimente gehörigen Grenzhäuſer muß einen Huſaren ſtellen und ihn von Kopf bis zu Fuß equipiren. Auch die Offiziere equipiren ſich alle ſelbſt. Dafür ſind aber auch dieſe Häuſer von allen anderen Staatslaſten befreit.

Weil die Szekler Huſaren ſich ſelbſt equipiren, ſo haben ſie auch die beßten Pferde und Uniformen, und obgleich ſchon die anderen elf ungariſchen Huſarenregimenter ſämmtliche übrigen Huſaren der Welt übertreffen, ſo ſind doch wiederum die Szekler die Krone aller ungariſchen Huſaren. Sie bildeten in den Armeeen der alten Ungarn den Vortrab und ſind noch jetzt die gewandteſten, leichteſten und beßten Reiter von der Welt, dabei eine freiſinnige, muthvolle und edle Nation. Zu gleicher Zeit iſt dieſes Szekler Huſarenregiment die einzige Cavalerie, welche die öſterreichiſche Militärgränze aufzuweiſen hat. Der Ruf der Szekler iſt ſo groß, daß gewöhnlich auch einige Söhne des freien Albion unter ihnen dienen, um dieſe ausgezeichnete Truppe kennen zu lernen und ihr romantiſches Leben an den türkiſchen Gränzen eine Zeit lang mitzumachen. Auch jetzt wieder,

ſagten mir meine Szekler Freunde, hätten ſie einige Engländer in ihrem Offizier=Corps.

Dieſe rare Truppe kommt in der Regel nur alle Jahre ein= oder zweimal ſchwadronsweiſe zuſammen. Das ganze Regiment ſieht ſich zum Exerciren ſehr ſelten einmal vereinigt, etwa alle vier Jahre, und auch das oft nicht einmal. Ein Szekler Huſarenregiment exerciren zu ſehen, gehört mithin zu den ſeltenſten Schauſpielen in Europa. Ein Liebhaber könnte deßwegen eine große Reiſe machen.

Meine werthen Szekler Gefährten erzählten mir unterwegs viel Intereſſantes aus ihrem Vaterlande Siebenbürgen, das ich leider nicht ſelbſt beſuchen konnte. Ich erkundigte mich beſonders nach den dortigen Deutſchen, den ſogenannten Sachſen, welche die ihnen angeſtammte und angeerbte höhere Cultur dort unter minder gebildeten Völkern nun ſchon ebenſo lange und noch länger bewahren, als die Zigeuner unter höher gebildeten Nationen ihre Barbarei behauptet haben. Die Szekler ſagten mir, die Sachſen ſeien in Siebenbürgen die induſtriöſeſten, fleißigſten, gebildetſten und reichſten Leute; nur werfe man ihnen etwas Eigennutz und Egoismus vor. Doch käme dieß daher, weil ſie von allen anderen beneidet würden und deßhalb auf ſich etwas hielten. Bei ihnen hätte die ungariſche Sprache noch wenig oder gar keine Fortſchritte gemacht; denn ſie wären die allerabgeſagteſten Feinde des Magyarenthums und wollten durchaus nichts von der Einführung des Ungariſchen

wiſſen*). Auf den Landtagen aber freilich mußten auch die Sachſen ſchon ſeit alten Zeiten entweder Ungariſch oder Lateiniſch reden.

Wie man mir mittheilte, antworten die Sachſen, wenn man ſie fragt, was und wer ſie ſeien: „wir ſind Siebenbürger," oder auch wohl: „wir ſind Deutſche." „Sachſen" aber wollen ſie nicht gern genannt ſein. Uebrigens hätten ſie noch das deutſche ruhige Temperament, und ſie ſeien nicht ſo ungeſtüm und feurig wie die Szekler und Ungarn. Ich erinnerte mich dabei eines Ungarn, den ich in Linz kennen lernte, und der mir ſchon früher einmal folgendes merkwürdige Urtheil über die ſiebenbürger Deutſchen gefällt hatte. Er ſagte: „Es ſind ſchöne, fleißige, ordentliche, reinliche und gutmüthige Leute; aber es iſt kein Blut in ihnen! — keine Race! — ſie haben durchaus keine Schneide!" — Merkwürdig iſt es noch bei den ſiebenbürger Deutſchen, daß ſie eine ganz andere Converſations- und eine andere Schriftſprache haben. Es iſt dieß allerdings wohl mehr oder weniger überall der Fall; aber bei ihnen ſollen beide weit mehr auseinander gehen als bei uns. In ihrer Converſationsſprache haben ſie viele Worte, die ſonſt in gar keinem anderen deutſchen Dialekte mehr vorkommen. So z. B. ſchreiben ſie allgemein, wie die übrigen Deutſchen, „Speck," nennen aber

*) In allerneueſter Zeit haben die Sachſen jedoch in dieſer Beziehung inſofern etwas nachgegeben, als ſie die ungariſche Sprache wenigſtens als einen Gegenſtand des Schulunterrichts zugelaſſen haben.

im gewöhnlichen Leben dieſen Stoff allgemein: „Bo=fleſch.“ Ebenſo ſchreiben ſie „Kraut,“ ſprechen aber: „Kampes.“

Ich hatte eine gute Karte von Siebenbürgen bei mir, worauf ſich viele Straßen befanden, welche wie Chauſſeen gezeichnet waren. Ich erkundigte mich nach dem Zuſtande derſelben. „Es ſind dieß ſolche Chauſſeen,“ hieß es, „daß die Diligence, welche von Peſth nach Herrmannſtadt geht, gewöhnlich von ſechs bis acht Pfer=den gezogen werden muß; bei außerordentlichem Wetter aber muß man ſogar, um ſie im Schritte aus der Stelle zu bringen, noch elf paar Ochſen (buchſtäblich zu nehmen) zulegen.“

Unter ſolchen Geſprächen waren wir trabend und galoppirend weiter vorgerückt. „Laschan! Laschan! Huszar!“ (Langſam, Huſar!) mußte ich meinen ge=wandten und muthigen Reitern zuweilen zurufen; denn die Wege gingen mitunter (obgleich immer ſehr gut ge=ebnet) auf ſehr ſchmalen Vorſprüngen am Rande der Felſen hin und an Abgründen vorbei, und auf dieſen Vorſprüngen gab es immer ſo wundervolle, ſo variirte Ausblicke, daß ich nicht Gebrauch genug machen konnte von jenem ungariſchen Worte: „Laschan!“ — welches, nebenher ſei es geſagt, als ſolches mir etwas verdächtig vorkam; denn es ſcheint mir unſerem deutſchen Worte „langſam“ ſehr ähnlich gebildet, und ich möchte faſt denken, daß die ungeſtümen Ungarn dieſes Wort erſt von den Deutſchen lernten. Seit langer, langer Zeit

ruft Oeſterreich den Ungarn gewiſſermaßen nichts Anderes zu als: „Langſam! Langſam! Huſar!"

Das ganze Tſchernathal iſt vollkommen unangebaut, und es befindet ſich darin oberhalb der Herculesbäder, bis zu den Quellen des Fluſſes am Pietrilla Alba (auf acht deutſchen Meilen) auch nicht ein einziges Dorf, ja nicht ein einziges Wohnhaus, außer den Tſchardaken der öſterreichiſchen und walachiſchen Gränzwächter, ſowie keine Spur von menſchlichem Anbau, außer den Patrouillenwegen, welche alle öden Gebiete der Militärgränze durchziehen, und außer den nur wenig ausgetretenen Fußſteigen der Hirten, die zuweilen von ihren hohen Bergen zum Waſſer des Fluſſes herabkommen.

Der ungeheuere Felſenriß, der dieſes Thal bildet, iſt in ſeinen Größenverhältniſſen ganz dem Spalte, in welchem die Donau in der Cliſſura fließt, zu vergleichen. Es iſt daſſelbe Gebirge (Kalkgebirge), ganz dieſelbe Geſtaltung und Formung der Felſen, ganz dieſelbe Höhe der ſchroffen Gehänge (man braucht überall zwei bis drei Stunden, um aus der Tiefe zu der höchſten Kante zu kommen), nur mit dem Unterſchiede, daß hier die kleine Tſcherna, dort die breite Donau fließt. Ich möchte daher auch wohl glauben, daß das ganze Tſchernathal in geologiſcher Hinſicht eine Fortſetzung der Cliſſura nach Norden ſei und mit ihr einen gemeinſamen, gleichzeitigen und durch dieſelben vulkaniſchen Entwickelungen veranlaßten Urſprung habe, ſo daß man alſo die Cliſſura eigentlich als von Orſowa aus ſich über die Herculesbäder fortſetzend denken müßte. Dieß

ſcheint mir um ſo wahrſcheinlicher, da die Bergſeiten der Donauufer unterhalb Orſowa einen ganz anderen Charakter annehmen. Man könnte dieſen ganzen bezeichneten Riß die „Tſcherna-Cliſſura-Spalte“ nennen, eine der in hiſtoriſcher Hinſicht merkwürdigſten Erdſpalten, die es in Europa giebt, und zwar um ſo intereſſanter durch den Gegenſatz des öden, waſſerloſen nordöſtlichen Theiles zu der waſſer- und handelerfüllten weſtlichen Hälfte.

Je öder es in der Menſchenwelt des bezeichneten Thales ausſieht — (obgleich es acht Meilen lang iſt, ſo hat es, ich wiederhole es, gar keine beſtändig angeſiedelten und vielleicht höchſtens 200 nomadiſirende Einwohner, Gränzwächter und Schafhirten), — deſto lebendiger iſt es in ſeiner Thierwelt. Doch ſcheinen es auch hier gerade die wildeſten in jeder Gattung zu ſein, Adler, Gemſen und Bären.

Die Adler ſiedeln in großer Menge auf den äußerſten Felſenſpitzen des Thales. Ich bemerkte auf unſerem Ritte ihrer drei, die ſich wie Könige in den höchſten und lichteſten Räumen, zu denen wir aus der Tiefe aufblickten, mit Flügelſchlag erfreuten.

Die Gemſe wird von den Walachen „capra de munte“ (die Ziege der Berge) genannt. Sie bewohnt den ganzen Zug der daciſchen Alpen, ſowie ſie auch überhaupt auf dem ganzen Karpathenrücken vorkommt.

Daß man ſowohl nach den beßten Schriftſtellern über dieſe Gegenden (nach Schwartener, Hietzinger ꝛc.), als nach den Ausſagen der Einwohner des

Landes ſelbſt noch immer nicht darüber auf das Reine kommen kann, ob es in der That in dieſen Gebirgen noch Auerochſen giebt oder nicht, iſt wirklich ein höchſt merkwürdiges, aber ausgemachtes Factum.

Die Bären ſind dagegen in dieſem wilden Thale, wie auch überhaupt in allen benachbarten Thälern, ſehr häufig. Wir ſahen freilich keinen einzigen, aber alle Leute wußten ſoviel von dieſem intereſſanten Thiere zu erzählen, daß ich darnach faſt jede Höhle, deren dieſe Kalkfelſen ſo unzählig viele haben, in Gedanken damit bevölkerte.

Die Thore der mächtigen Felsmaſſen ſchloſſen ſich, — ſie öffneten ſich wieder, — ſie ſchloſſen ſich abermals und öffneten ſich wieder, — über ungeheure Trümmer und Ruinen flog der Blick, zu deren Herſtellung ſelbſt die Cyklopen eine lange Zeit gebraucht haben müßten. — Sie ſchloſſen ſich noch einmal und öffneten ſich von Neuem, und ſo erſchien eine Perſpective von Rieſenſäulen und Rieſenthoren hinter einander, bis unſer Weg dann ganz zum Fluſſe hinabging, wo endlich auf einem kleinen niedrigen, verſteckten Vorſprunge das Ziel unſerer Reiſe, der Offiziersposten Tſchesna, lag.

Wir trafen den Offizier leider nicht zu Hauſe, und die Schildwache ſpazierte einſam auf ihrer Schilderbahn auf und ab, zuweilen den Fluß hinab in das Oeſterreichiſche, zuweilen hinauf in das Walachiſche ſpähend. Sie ſagte uns, ihr Offizier ſei am Abend vorher ausgeritten, um ſeinen Cordon zu inſpiciren, doch könnte er in jedem Augenblicke wieder zurückkommen. Wir traten in die Wohnung und fanden hier für den Herrn

Lieutenant außer einem hölzernen Feldbette und einem klei=
nen Tiſche, auf dem einige deutſche Literatur lag, er=
ſtaunlich wenig Comfort. Der Offiziersraum war auf
der einen Seite, der Raum für die Gemeinen auf der
anderen Seite der Thüre. Hier nahm eine große höl=
zerne Pritſche ohne Stroh allein faſt den ganzen Platz
weg, und an der Wand hing eine Reihe von Mehl=,
Käſe= und Milchſäcken aus rauhem Ziegenfelle, deren
mehre nur noch einige Krümchen Speiſe enthielten.
Wie geſagt, auch Milchſäcke waren darunter; denn auch
die Milch, die ſie etwa bekommen, thun ſie in ſolche
Schläuche.

Das Leben dieſer Offiziere an der Gränze iſt äu=
ßerſt hart, voll Entbehrungen und reich an Beſchwer=
lichkeiten aller Art, und ſie träumen hier wohl manchen
wunderſchönen Traum von den Bällen der Geſellſchaften
in Herrmannſtadt, Karlsburg oder Kronſtadt. Der
Menſch lernt aber nichts leichter liebgewinnen als das
Eigenthümliche und Abſonderliche; ja gerade in dieſes
verliebt er ſich oft am meiſten. Daher giebt es viele
Offiziere, die für dieſes Cordonleben ebenſo beſonders paſ=
ſionirt ſind, wie die Seeleute für das Seeleben. Ja,
und ſogar mancher, der auf dem Cordon nach den ge=
ſelligen Freuden der Städte verlangte, ſehnt ſich wiederum
in den rauſchenden Vergnügungen der Städte nach ſei=
nem einſamen, romantiſchen, einförmigen und ungenirten
Cordonleben, wo er freilich viele Pflichten hat, wo er
aber auch oft in einer weiten wüſten Strecke der unbe=
ſchränkteſte und reſpectirteſte Gebieter iſt.

Sowie die Corporale beſtändig den ihnen übergebenen

Poſten zu überwachen haben, ſo müſſen die Lieutenants und Hauptleute wiederum unaufhörlich die ihnen untergebene Wachenreihe inſpiciren. Die Lieutenants bereiſen natürlich ihre kleinen Strecken häufiger als der Hauptmann ſeine größere. Die Majors wieder, unter denen mehre Hauptleute ſtehen, bereiſen ihren Cordon ſeltener. Manche Majors (ſo z. B. der von Orſowa) haben eine Strecke von 15 Meilen Gränze, andere ſogar ein noch ausgedehnteres Gebiet unter ihrer Aufſicht. Die Oberſten und Generale kommen natürlich noch ſeltener und die Generalcommandeure alle Jubeljahre. Aber kein Subaltern iſt nur einen Augenblick ſicher, daß nicht ſeine Oberen erſcheinen.

Dieſe Cordoninſpicirungen, obgleich noch wohl der leichteſte Theil des Dienſtes, ſind nicht wenig beſchwerlich, beſonders da, wo trockene Gränze iſt, und wo daher ein beſtändiges Patrouilliren nöthig wird. Zu ihrer Erleichterung haben die Oeſterreicher im Laufe des vorigen und dieſes Jahrhunderts dafür geſorgt, daß gute, bequeme und zweckmäßig eingerichtete Patrouillenwege, die in der Regel indeß nur zu Fuß oder zu Pferde zu paſſiren ſind, angelegt werden. Noch jetzt werden hier und da ſolche Patrouillenwege, wo man das Bedürfniß fühlt, neu angebahnt, oder neue an die Stelle der alten geſetzt, deren Direction man als unzweckmäßig befunden hat. Im Ganzen aber iſt jetzt das Netz guter Patrouillenwege, das ſich von Generalat zu Generalat, von Compagnie zu Compagnie, von Poſten zu Poſten, von Tſchardake zu Tſchardake, durch

Wälder und Thäler, über Sümpfe und Bäche, auf Brücken, an Felsabhängen, über Bergrücken, in der ganzen, 200 Meilen langen Militärgränze um die Monarchie herum ſpinnt, ziemlich vollſtändig ausgearbeitet.

Am beſchwerlichſten und am unruhigſten iſt der Dienſt an den beiden entgegengeſetzten Enden der Militärgränze, nämlich an der bosniſchen und dalmatiſchen und dann an der ſiebenbürgiſchen. In der Mitte, an der Donau und der unteren Sau, iſt er am leichteſten. Denn erſtlich iſt hier eine ſcharf beſtimmte und leicht zu überwachende Waſſergränze, und zweitens wohnt jetzt auf der entgegengeſetzten Seite ein minder uncultivirtes und unter der Herrſchaft eines geregelten Staates vereinigtes Volk.

Auf dem weſtlichen Ende haben aber die Gränzer theils trockene Gränze, theils ſich gegenüber die barbariſche, unruhige und ſtets zu räuberiſchen Einfällen geneigte bosniſche Nation. Weil die türkiſche Regierung nicht ſtark genug iſt, dieſe räuberiſchen Einfälle in das Oeſterreichiſche, ſo willig ſie dazu wäre, zu verhindern, ſo hat ſie dem öſterreichiſchen Gouvernement ein= für allemal die Erlaubniß gegeben, die Heiligkeit der türkiſchen Reichsgränze nicht zu achten, und die Gränzer können daher nicht nur räuberiſche Einfälle der Bosnier zurückſchlagen, ſondern auch die Räuber und Tumultuanten auf das türkiſche Gebiet verfolgen, dort bekämpfen, gefangen nehmen und dem Standrechte unterwerfen, — oder, mit einem Worte, einen ſoge-

nannten „Räubertrieb“ auf türkiſchem Gebiete veranſtalten. Die Oeſterreicher können ſogar, wenn die Bosnier auf ihrer Seite einen Einfall thaten und, wie das zuweilen geſchehen iſt, ein Dorf in Brand ſteckten, zur Vergeltung und Blutrache wieder hinübergehen und wieder einige bosniſche Orte abbrennen und das Vieh wegtreiben, ohne darüber mit der Türkei in Krieg zu gerathen. Solche Maßregeln ſind zuweilen von Nöthen geworden, weil ſich dieſe Völker durch keine anderen Mittel zur Ruhe verweiſen laſſen. Es iſt noch nicht lange her, daß zu einem kleinen Kriege dieſer Art zwei öſterreichiſche Gränzcompagnieen in das Türkiſche hinüber rückten. Wenn ſolche Krieger dann aus der Türkei zurückkehren, müſſen natürlich die ganzen kleinen Armeen der Peſt wegen in die Contumaz wandern.

Auch der ſiebenbürgiſche Cordon hat ſeine beſonderen Beſchwerden. Erſtlich iſt die Gränze trocken und läuft immer entweder in felſigen Thälern, oder auf wilden, öden und kahlen Gebirgsrücken hin, auf denen oft ſechs Stunden in der Runde keine Menſchenſeele zu finden iſt, außer einem einſamen walachiſchen Schafhirten. Auch ſoll das Wohnen auf dieſem Gebirge ungeſund ſein und die Fieber auf ihnen ebenſo arg herrſchen, wie in den Ebenen des Banats. Wenigſtens verſicherte mir Letzteres ein Offizier, der ganz elend und fieberkrank von der Inſpicirung ſeiner Compagnie aus den Alpen zurückkehrte. Zweitens iſt wiederum auch die Nachbarſchaft der türkiſchen Walachen, welche der Cultur weniger hold ſind als die Serbier,

— („Walachaner“ heißen ſie in der Gränze, zum Unterſchiede von den Walachen, welche Oeſterreich unterworfen ſind) — ſehr unangenehm. „Die Walachaner ſind eine wahre Raubernation,“ dieß hört man die deutſchen Ungarn als etwas Ausgemachtes annehmen, und die Geſchichten von Räubereien, von Räuberbanden unter der Anführung eines ſogenannten „Harambaſſa,“ dem Alle auf Leben und Tod Gehorſam ſchwören, muß ſich der Reiſende unzählige Male erzählen laſſen. — Was bei Kimpolung, einer Hauptveſte der walachaniſchen Räuber an der bukowiniſchen Gränze, vor zwei Jahren paſſirte, welcher gefürchtete Harambaſſa vor vier Jahren bei dem Bozaer Paſſe die Wege unſicher machte, was hier oder dort noch ganz kürzlich ſich ereignete, davon wiſſen alle Leute zu berichten.

„Bei Kimpolung,“ ſagte mir ein Oeſterreicher, „peitſcht man ſie, hängt ſie an den Galgen, flicht ſie auf Räder, aber es hilft Alles nichts, ’s iſch halt an Raubervolk. Es iſt auch natürlich. Denn es iſt halt viel armes G’ſindel unter ihnen. Die Noth iſt groß. Da rauben ſie denn. Noch vor anderthalb Jahren haben ſie eine große Rauberjagd hier g’habt. Es war eine weitläufige Bande, welche die Gränzer Monate lang hin- und herjagten. Man konnte nicht entdecken, wer ſie wären; denn ſie ließen Niemand in Gefangenſchaft fallen, ſondern ſie ſchleppten ihre Verwundeten entweder weg oder, wenn ſie dieß nicht konnten, tödteten ſie ſie und ſchnitten ihnen die Köpfe ab, die ſie mitnahmen, ſo daß man dann die Leiber nicht erkennen konnte. Zuletzt in die Enge ge-

drängt und auf eine geringe Zahl gebracht, empörten ſie ſich gegen ihren Hauptmann, brachten ihn um's Leben und ſchickten ſeinen Kopf ein, weil ſie meinten, man würde ſie dann milder behandeln, wenn ſie alle Schuld auf dieſen Kopf ſchöben. Endlich aber wurden ſie alle gefangen und gehangen. Ja, jetzt ganz kürzlich noch haben ſie einen armen reiſenden Juden überfallen. Sie ſtreuten ihm glühende Aſche in das Geſicht und raubten ihn aus. Es waren drei walachiſche Bauern. Man fing ſie und hing ſie; denn hier an der Militärgränze wird jeder Raub mit dem Tode beſtraft, ſelbſt wenn auch kein Mord damit verbunden war."

Daß die Walachaner auch zuweilen, weil ſie ſich einbilden, die öſterreichiſche Gränze ſei nicht richtig beſtimmt, die öſterreichiſchen Poſten überfallen, ohne gerade räuberiſche Abſichten zu hegen, erwähnte ich ſchon oben. So erzählte mir ein öſterreichiſcher Gränzoffizier, es ſei noch nicht lange her, daß ein großer Haufen von wenigſtens 60 Walachanern auf ſeinen Poſten gekommen ſei. Als er ſie gefragt, was ihr Begehr ſei, hätten ſie verlangt, daß der kaiſerlich öſterreichiſche Adler dort umgehauen und die Tſchardake daſelbſt weggeriſſen werde; denn beides ſtände auf ihrem Grund und Boden. Glücklicherweiſe hätte er gerade 12 Mann bei ſich gehabt, weil zu den alten auch die ablöſende Wache gekommen wäre. Er habe daher Gewalt mit Gewalt abgewehrt. Es ſei zum Scharmützel gekommen, und ſeine 12 Mann hätten jene 60 zurückgetrieben und ſie weithin in das türkiſche Gebiet verfolgt. Er hätte ſich

alsdann ſogleich auf dem ſiegreich behaupteten Schlachtfelde hingeſetzt, an ſeinen Oberſt geſchrieben und ſich als „vermiſcht“ in die Contumaz erklärt, worauf man ihn und ſeine ganze Truppe unter Begleitung der Peſtwache in eine Contumaz abgeführt habe. Auch an der ganzen ſiebenbürgiſchen Gränze hin giebt es für den täglichen Verkehr kleine Contumazanſtalten und ebenfalls ſolche Raſtelle für den Handel, wie wir oben bei Orſowa eins beſchrieben.

Auch der ungewöhnlichen Naturerſcheinungen bieten dieſe ſiebenbürgiſchen Alpen nicht wenige. So z. B. ſind heftige Wirbelwinde im heißen Sommer hier ſehr häufig. Noch kürzlich, erzählte uns ein Gränzoffizier, ſei er in der Nacht durch ein fürchterliches Getöſe geweckt worden, das er ſich, weil bei ihm die Luft vollkommen unbewegt und ruhig geweſen ſei, nicht habe erklären können. Am anderen Tage aber habe er nicht weit von ſeinem Poſten eine Menge umgeſtürzter Bäume entdeckt, von denen viele an mehren Stellen im Kreiſe rund herum dagelegen hätten. Im Monate Auguſt aber giebt es oft in einigen holzreichen Gegenden ſo viele Waldbrände, daß man wochenlang auf dem Cordon keine Sonne, keinen Mond und keine Sterne zu ſehen bekommt.

Siehe da die Romantik des Cordonlebens auf der ſiebenbürgiſchen Gränze! — „Siehe da, da iſt er ja!“ riefen meine Szekler Freunde, mit denen ich mich unter einer Art kleiner Laube, welche von den Soldaten neben dem Wachhauſe errichtet worden war, niedergelaſſen hatte,

aus und gingen ihrem Freunde, einem jungen kroatiſchen Offiziere, der von ſeiner Nachtexpedition zurückkehrte, entgegen. Er kam wohlbewaffnet auf einem kleinen kernigen „Mokanu" über die hohe hölzerne Brücke, welche über das felſige Flußbett der Tſcherna den öſterreichiſchen Patrouillenweg auf die andere Seite des Fluſſes hinüberführte, herangeritten. In ſeiner Begleitung, ebenfalls auf Mokanus, befanden ſich zwei „Serreſchaner," die noch mehr als er ſelbſt von Kopf bis zum Fuß bewaffnet waren. Der Kroate kam näher, hieß uns freundlich in ſeiner Hütte willkommen, und ich erkannte in ihm einen ſehr liebenswürdigen, gaſtfreundlichen und gebildeten Offizier, der „ſehr gutes Deutſch" ſprach. Ich muß bemerken, daß, ſo verſchieden auch unſere Nationalitäten waren (Deutſche, Magyaren, Slaven und Walachen), doch unſere Unterhaltung immer deutſch blieb. Wir ſetzten uns wieder in die Laube, wo nach einiger Zeit ein Reſt Wein nebſt gutem Flußwaſſer und dann ein Gränzergericht, wieder eine Art von „Rauberbratl," eine Schüſſel von ſogenanntem „Pokany," erſchien. Die Soldaten hatten ſchon die ganze Zeit über daran gebraten und zugerichtet. Es war gehacktes Lammfleiſch mit etwas Zwiebeln und „Bofleſch" (um Siebenbürgiſch zu reden).

Meine Aufmerkſamkeit wandte ſich jedoch nach einiger Zeit den mitgekommenen Begleitern unſeres liebenswürdigen Wirthes, den genannten „Serreſchanern," zu. Sie fielen mir gleich durch ihre eigenthümliche und vollſtändige Uniform, die ſie von den übrigen Gränz-

Staatl. Bibliothek Passau

ſoldaten unterſchied, auf. Es iſt dieſe Uniform vielleicht das Modell irgend einer alten, in der Gränze ehemals beſtandenen, jetzt untergegangenen Volkstracht. Ein enger Wams, reichgeſtickt und mit vier langen Reihen blinkender Knöpfe beſetzt, lag ihnen knapp wie ein Panzer an der Bruſt, darüber hing ein weiter, mantelartiger Ueberrock mit einer Kapuze, die ſie bei'm Regen über den Kopf ziehen. Ihre Beinkleider waren nach ungariſcher Art ganz knapp, bunt ausgenäht und von hellblauen Farben. Ihre dicken Strümpfe hatten ſie ebenfalls mit rothen Fäden ausgenäht. Ihr Haar war nach der Weiſe der ungariſchen Hirten in dicke Flechten geflochten, die wie Kantſchus an den Ohren herunterhingen. Ihre Geſichtsbildung war die regelmäßigſte und ſchönſte, die ich bisher an der walachiſchen Gränze geſehen hatte. In ihrem Gürtel trugen ſie türkiſche Waffen, einen Jatagan (ſie nannten ihn „Hatajan"), zwei ellenlange Piſtolen, vor dem Leibe die Patrontaſche und über die Schultern geworfen eine Büchſe, die nach türkiſcher Art reich geſchmückt und ausgelegt war. Ihre ganze Erſcheinung war in eben dem Grade maleriſch und poetiſch, in welchem ſonſt die Erſcheinung eines gewöhnlichen bäueriſchen Gränzſoldaten proſaiſch zu ſein pflegt.

Dieſe Serreſchaner bilden in der ganzen Militärgränze ſeit alten Zeiten her ein beſonderes Corps, das ſeine beſonderen Verpflichtungen und ſeine beſondere Verfaſſung hat. Vielleicht iſt in ihnen noch der alte Kern der Militärgränz-Bewohner zu ſuchen. Vielleicht ſind es Nachfolger der alten Gränzwächter des Mathias Corvi-

nus. Jetzt ſind dieſe Serreſchaner gewiſſermaßen die Gens-d'armen der Gränze, ein Freicorps, von dem ein kleiner Trupp, etwa von 100 bis 200 Mann, jedem Gränzregimente beigegeben iſt. Im Ganzen giebt es etwa 1000 Serreſchaner, unter denen ſich auch an der dalmatiſchen Küſte eine Compagnie Seeſerreſchaner befindet. Dieſe Serreſchaner gehören zu den wichtigſten Leuten an der Gränze; denn ſie ſind die Hauptſpürhunde der Räuber, Diebe und Schwärzer, und jeder Offizier nimmt bei ſeinen Expeditionen und Inſpectionen immer ein paar von ihnen mit. Sie ſind mit dem Terrain und der Bevölkerung der türkiſchen Seite ebenſo gut bekannt, wie mit dem der öſterreichiſchen, kennen die Verhältniſſe und Perſönlichkeiten ihrer Nachbarſchaft auf das Beßte, wiſſen alle Anſchläge, die man ſowohl dieſſeits als jenſeits ſchmiedet, auszuſpüren und ſind daher bei Freund und Feind gleich geachtet und gefürchtet. Die Hauptſtreiche und Heldenſtücke in der Gränze werden auch gewöhnlich von Serreſchanern erzählt, z. B. wie einer dieſer Serreſchaner, eine Brücke vertheidigend, im Angeſichte des Feindes einem Türken, der angreifend zu nahe ſich heranwagte, den Kopf herunterſchnitt, oder wie ein anderer Serreſchaner einen feindlichen Offizier, etwa einen Baſſen, vom Pferde ſchoß, gleich einem Wolfe auf ihn einſetzte und den Leichnam aus der Mitte der Seinigen herausholte und ihn, ohne ſich fangen zu laſſen, in ſeinen Schlupfwinkel ſchleppte, wo er ihn ausraubte. Dieſe Serreſchaner dienen, wie alle Grän-

zer, ohne Sold, „weil dieſer Dienſt ihr Robot*) iſt,“ wie ſich gegen mich ein Oeſterreicher ausdrückte. Das Merkwürdigſte iſt, daß ihre Oberſten noch türkiſche Namen haben. Sie heißen „Baſſi,“ und man ſetzt dieſes türkiſche Wort**) entweder mit deutſchen oder anderen türkiſchen Worten zuſammen. So z. B. heißt der Oberſte der Serreſchaner Haram-Baſſi oder Oberbaſſi, die anderen Unterbaſſi, Vicebaſſi.

Unſere Geſellſchaft war nun mit dieſen Serreſchanern, dem Cordonscommandanten, den vom Patrouilliren zurückgekehrten ſechs Soldaten des Poſtens, dazu meine Szekler Freunde und ich, und dann unſere ſechs Pferde, ziemlich groß geworden, und unſer Pokani, den wir, die eine Partei in der Laube gelagert, die andere vor einer kleinen, neben dem Poſten ſtehenden, aus Baumrinde zuſammengeſetzten Hütte — die Offiziere pflegen ſich wohl neben ihrem Cordonhauſe eine ſolche kleine Rindenhütte, in der ſie die milden Sommernächte hindurch lieber ſchlafen als in ihrem Cordonhauſe, errichten zu laſſen — verzehrten, ſchmeckte uns ſo recht gut. Und mir, einem Hanſeaten, machte es dabei ein beſonderes Vergnügen, daß zufälligerweiſe heute gerade die Parole der ganzen Gränze „die Stadt Hamburg“ war. Der

*) Robot heißen in Oeſterreich bekanntlich die Frohndienſte der Bauern.

**) Oder iſt es ſlaviſch oder griechiſch: βασιλεύς? — Der Name Serreſchaner ſelbſt kommt wahrſcheinlich von dem ungariſchen Worte: „Szer“ (ſprich: Serr), d. h. die „Reihe, her.“ Serreſchaner wären demnach die Leute, die den Reihendienſt an der Gränze verrichten.

Hofkriegsrath in Wien theilt nämlich auf jeden Tag des Jahres die Parole aus, die dann nicht blos für die Gränze, ſondern überhaupt für die ganze Armee gilt. Gewöhnlich iſt es irgend ein Perſonen- oder Städtenamen, z. B. Aloyſius — Jeruſalem — oder wie heute „Stadt Hamburg."

Nach Tiſche wurde beſchloſſen, einen Beſuch bei dem benachbarten walachaniſchen Poſten, welcher dem öſterreichiſchen Poſten Tſchesna gegenüber liegt, zu machen. Wir gingen den öſterreichiſchen Patrouillenweg hinauf, und die walachiſche Gränze überſchreitend, kamen wir auf ein kleines hochliegendes Plateau, welches mit Gras bewachſen war, hinter welchem aber die Felſen von Neuem ſchwindelnd hoch emporſtiegen. Einen merkwürdigeren Contraſt wie dieſer, zwiſchen einem öſterreichiſchen und einem walachaniſchen Gränzpoſten, kann man wieder nicht haben. Es iſt daſſelbe Verhältniß, wie zwiſchen Peterwardein und der von uns beſchriebenen türkiſchen Feſtung Orſowa. Es iſt unmöglich, daß die alten Dacier in einem barbariſcheren Zuſtande, als der war, in welchem wir dieſe walachiſchen Gränzer fanden, lebten.

Kaum waren wir auf das Plateau getreten, ſo ſprangen drei bis vier walachaniſche zottige Hunde auf uns los, dergleichen die Walachaner überall auf ihren Gränzpoſten haben. Unſere Serreſchaner hielten ſie mit Steinen und Knüppeln von uns fern, nicht blos unſerer Waden, ſondern insbeſondere auch der Peſt wegen. Vor einer Moos- und Strauchhütte ſpazierte

eine walachaniſche Schildwache auf und ab, in Schaffelle gekleidet und eine ſehr zottige Mütze, ebenfalls aus ſehr groſslockigen Schaffellen, auf dem Kopfe. „Klabetz" nennen ſie eine ſolche, einer hohen Alongenperrücke gleichende Mütze. Auf unſeren Ruf, ſo wie auf das Bellen der Hunde, krochen ein paar auf gleiche Weiſe in Schaffelle gehüllte Dacier aus der Hütte hervor und näherten ſich uns. Wir befahlen ihnen, auf 20 Schritt Entfernung ſtill zu ſtehen, was ſie auch thaten, indem ſie ihre Hunde zurückriefen. Wir unterredeten uns mit ihnen und fragten ſie, warum ſie, Romani, d. h. Abkömmlinge der Römer, ſo über alle Maſsen armſelig ausſähen. „Ja," ſagten ſie, „Domini! Imperatu nostru iſt nicht ſo groſs und ſo reich, wie der Euere. Er nimmt wohl alles Geld, aber er giebt nichts her!" Wir fragten ſie, ob ihr Offizier kürzlich da geweſen wäre. „Seit einigen Wochen," ſagten ſie, „nicht." Während auf der öſterreichiſchen Seite die Civiliſation Tag und Nacht patrouilliren läſst, macht es ſich die Uncultur hier leicht. Die walachiſchen Offiziere inſpiciren ihre Poſten nur ſehr ſelten.

„Es ſind übrigens für gewöhnlich ſehr gutmüthige, dienſtfertige und brauchbare Kerle, dieſe Walachen, — obgleich allerdings unter Umſtänden Räuber," — bemerkte einer der Offiziere. „Wenn wir einmal auf ihrer Seite in den wilden Felſen dort eine Bären- oder eine Gemſenjagd machen wollen, ſo klettern und ſpüren ſie mit unglaublicher Gewandtheit, wie die Hunde, auf den ſchroffſten und ungangbarſten Pfaden herum und

jagen uns das Wild auf. Aber unendlich groß und kraß iſt ihr Aberglaube. So z. B. glauben ſie auch noch ſteif und feſt an den ſogenannten Vampyr. Sie meinen oft einen längſt Verſtorbenen aus dem Grabe erſtehen zu ſehen, und behaupten, daß er ihnen an die Bruſt falle und ihnen das Blut ausſauge. Manche bilden ſich ſteif und feſt ein, von einem ſolchen Vampyre verfolgt und gepeinigt zu werden, und ſterben zuweilen an dieſer Einbildung. Auch der Glaube an die ſogenannten „Dſchires" oder „Kugelfeſten" blüht noch unter ihnen. Dſchires heißt eigentlich ein „Zubereiteter." Es iſt nämlich ihrem fürchterlichen Aberglauben gemäß durch das Verzehren des Herzens eines ganz kleinen Kindes möglich, ſich ſo zuzubereiten oder kugelfeſt zu machen. Auch die Unſerigen ſind keineswegs von dieſem Aberglauben frei, z. B. vor allen die Elite unſerer Gränzwächter, die Serreſchaner dort, nicht. Auch dieſe glauben, daß man ſich kugelfeſt machen könne, und in dieſem Glauben verrichten ſie oft Heldenthaten. Es iſt noch nicht lange her, daß bei einem Gränztumulte einer dieſer Serreſchaner mit dem Ausrufe: „Jo sint dschires!“ („Ich bin ein Zubereiteter!") mitten zwiſchen einen Haufen von ſchon zurückweichenden Walachen ſprang und einen Gränzer, den ſie gefangen hatten, aus ihren Händen befreite."

Unſere Walachaner ſchleppten aus ihrer Höhle viele Pfeifenröhre hervor, welche ſie geſchnitten hatten. Es waren lauter ſchöne, große und kleine Weichſelröhre. Der Weichſelſtrauch wächſt überall in dieſen Gebirgen,

es wird von hier aus ein ſtarker Handel nach dem übrigen Europa damit getrieben, und in Mehadia gehören ſchöne Weichſelröhre zu den gewöhnlichen Souvenirs, welche ſich die Badegäſte von dort mitnehmen. Auch in der Militärgränze kommt der Weichſelſtrauch vor, jedoch iſt ſeine Ernte dort „ärariſch,“ und der gemeine Gränzer kann nur auf ungeſetzmäßige Weiſe ſich in den Beſitz der Zweige dieſes Strauches ſetzen. Von der walachiſchen Seite kommen die meiſten. Man kauft hier an Ort und Stelle um ein paar Kreuzer, was man in Wien und Leipzig mit mehren Gulden bezahlen muß. Wie alles Edle, zieht ſich auch der Weichſelſtrauch von den gewöhnlichen Pfaden der Menſchen zurück, und auf den höchſten und unzugänglichſten Felſen findet man die beßten Weichſelbüſche. Die Walachen nennen ſie „Ciresu“ (ſprich Tſchireſchu), d. h. Kirſchbäume. Wir konnten leider keine Röhre gebrauchen, aber wir legten dieſen armſeligſten der Menſchen — übrigens empfinden ſie ihr Elend nicht halb ſo ſehr, wie die Elenden in unſeren cultivirten Ländern — auf einem Stückchen Papier etwas Taback in das Gras, in welchen ſie ſich dann, als wir uns zurückgezogen hatten, friedlich theilten.

„Nu gang mer noch in die Bäſche do!“ ſagte einer der Szekler Offiziere, indem er ſich ſcherzweiſe der Sprache der ſiebenbürger Sachſen bediente, bei welchen „ein Wald“ „a Bäſche“*) heißt. Der bezeichnete Wald

---

*) Wahrſcheinlich von „Buſch“ abzuleiten.

lag auf der öſterreichiſchen Seite der Tſcherna. Ein kleiner Hirtenſteig führte uns durch ihn hin auf ein ähnliches vorſpringendes Grasplateau, wie dasjenige war, das wir eben verlaſſen hatten. Es lag nur höher, und wir hatten hier ſowohl den walachiſchen als den öſterreichiſchen Poſten tief unter uns. Hinter uns aber klomm es wieder in hohen, ſteilen Spitzen zu den Wolken empor. Von hier aus bot ſich uns der ſchönſte und intereſſanteſte Ueberblick des wilden Thales dar. Ich übertreibe um kein Haar, wenn ich ſage, daß er uns in Entzücken verſetzte, beſonders der Blick in den noch wilderen Theil des Thales, die Tſcherna aufwärts, wo Alles von Felſen ſtockt und ſtarrt. An mehren unzugänglichen Wänden bemerkten wir Höhlen, die auch, wie einige Höhlen unſerer Gebirge, voll von Knochen des Höhlenbären ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Knochen auch Fleiſch und Seele haben, dort aber nur als Trümmer im antidiluvianiſchen Schlamme liegen.

Der hieſige Bär, wie ihn meine Begleiter beſchrieben, iſt von einer ſehr großen und ſtarken Race. Nichtsdeſtoweniger hat er aber, wie alle ſeine wilden Brüder, eine unüberwindliche Scheu vor dem Menſchen. Wenn er einem Menſchen begegnet, ſo ſteht er ſtill, beſinnt ſich einen Augenblick und kehrt um. Er frißt Alles, Wurzeln, Obſt, Kukuruz, Ziegen, Schafe; auch junge Wölfe und Füchſe zerreißt er zuweilen. Er ſelbſt aber wird von Niemandem hier geſpeiſ't, auch von den Menſchen nicht; denn die Walachen haben einen Aberglauben da=

bei. Meiſtens lebt er in den Höhlen oder hinter den Felsſchluchten des Kalkgebirges. Die Bauern treiben ihn mit Rauch heraus, und einige paſſen ihm dann auf, wenn er hervorkommt. Es giebt im Tſchernathale an den Ufern des Fluſſes viele ebene, etwas feuchte Wieſenſtellen, die mit außerordentlich großen Farrenkräutern dicht bewachſen ſind. In dieſen Farrenkräutern verſteckt ſich der Bär ſehr häufig, entweder der Kühlung wegen, oder um irgend einem Thiere aufzulauern. Zu gewiſſen Tageszeiten findet man ihn immer in dieſen Farrengebüſchen. Er kommt auch oft zum Fluſſe, theils um ſich zu baden, theils um Fiſche zu fangen. Wenn das ungeſchickte Thier dann von ſeinen hohen Felſenſpitzen über Stock und Block herabpoltert, giebt es einen ſo gewaltigen Lärm in den raſchelnden Gebüſchen, als wenn ein Felsblock in das Thal hinabrollte. Die beßten Fiſche in der Tſcherna ſind die Forellen, und dieſe liebt er am meiſten. Sie ſitzen oft unter den Steinen, die im Waſſer liegen; der Bär weiß das, und er holt ſie oft mit ſeiner Tatze darunter heraus und wirft ſie mit einem geſchickten Stoße an das Land. Zuweilen auch ſchlägt er zuvor mit einem anderen Steine auf den Block, unter welchem er Forellen vermuthet, damit ſie daraus hervorkommen mögen. Auch wenn er gejagt wird, wobei er gewöhnlich ſo lange flieht, bis er verwundet iſt, worauf er aber ſofort Kampf und Gegenwehr beginnt, vertheidigt er ſich mit Allem, was er greifen kann, und ſchleudert mit Steinen und Holzblöcken um ſich. Noch vor Kurzem hat man dem General-Com-

mandanten der banatiſchen Gränze eine große Jagd auf Bären und Gemſen veranſtaltet.

Uebrigens ſind keineswegs alle Höhlen des Tſcherna-thales Bärenhöhlen oder Räuberhöhlen, obgleich es auch von den letzteren etliche giebt. Viele, aus denen die Räuber und Bären vertrieben wurden und die hoch in der Nähe der Alpenregion liegen, dienen den Schaf- und Ziegenhirten zum Nachtlager. Ja, in einigen ſo-gar ſtecken den ganzen Winter über Hirten; denn manche treiben ihr Vieh das ganze Jahr über nicht nach Hauſe, ſondern nähren es ſo gut, als es gehen will, mit dem kümmerlichen Futter, welches ſie ſelbſt noch im Winter in der Nähe finden können. Ihre Ziegen haben ſie dann im Hintertheile der Höhle. Sie ſelbſt ſchlafen vorn bei einem Feuer.

Auch auf unſerem Plateau, von dem wir jene Ausſicht genoſſen, fanden wir einen kleinen walachiſchen Ziegenhirten, der der Milch wegen ſo nahe zum Cordon hinabkommen und dieſes Plateau abweiden durfte. Die Soldaten holen von ihm für ihre Offiziere zuweilen ſüße Ziegenmilch herab. Sonſt müſſen ſich die Hirten in reſpectvoller Entfernung von den Gränzpoſten halten. Denn es giebt hier gar viele verführeriſche Gelegenheit, mit den türkiſchen Nachbarn in einigen Verkehr zu tre-ten, ſo z. B. des Salzſchmuggelns wegen. Ein Säck-chen mit Salz oder auch nur einen kleinen Block kry-ſtallenen Felsſalzes tragen ſie, weil ſie es dort ſo billig haben können, gar zu gern in ihre Hütte hinüber.

Meiſtens werden ſie von den argusäugigen Serreſchanern und Gränzpatrouillen entdeckt und verfolgt. So lange ſie können, ſchleppen ſie ihr Salzſtück mit. Fühlen ſie ſich aber ihre Verfolger hart auf den Ferſen, ſo laſſen ſie es fallen, bedienen ſich aber auch dabei wohl der Liſt, an verſchiedenen Orten etwas fallen zu laſſen, Lumpen, Kleider ꝛc.; denn da Alles Peſt iſt, und Niemand es anrühren darf, ſo muß bei jedem Lappen eine Schildwache gelaſſen werden, und ſo vermindern ſie die Anzahl ihrer Verfolger. Entkommen ſie auf dieſe Weiſe, was ſelten iſt, glücklich, ſo giebt es dann über die zerſtreuten Salzſtücke, Säcke und Lappen einen großen Proceß, einen weitläufigen Bericht, gränzenloſe Schreiberei und detaillirte Unterſuchungen und Nachforſchungen darüber, — wem dieſe Lappen, die man immer nur aus der Ferne betrachten kann, wohl gehören, — woher die Leute gekommen, — wohin ſie gegangen, — wie viele ihrer geweſen ſein mögen. Die Wälder müſſen durchſpürt werden, um Gewißheit zu erlangen, ob nicht noch an anderen Orten Lappen oder Salzſtücke liegen. Alle dieſe Sachen muß man gerade da laſſen, wo ſie liegen, ſorgfältig bewachen und dann vor allen Dingen darüber an die nächſte obere Contumazanſtalt umſtändlich folgendermaßen berichten: „Geſtern Abend hätten walachiſche Schwärzer Salz über die Gränze zu bringen verſucht. Sie wären entdeckt und verjagt worden, ſelbſt freilich entkommen, aber ihr Salz hätten ſie im Stich gelaſſen. Ein Sack läge da und dort, ein Stück hinter jenen Felſen. Eine Kappe, eine

Mütze oder ein Wams ſei hinter jenem Baume, der da und da ſtehe, gefunden worden, Alles habe der Poſten-commandeur unter Wache genommen, und er bäte nun, ihm Reinigungsdiener zu ſchicken, um die genannten Dinge in die Contumaz zu bringen." — Nach ſo und ſo viel Tagen kommen dann endlich Reinigungsdiener heraus, reißen mit eiſernen Zangen die Säcke vom Salze ab und tragen ebenſo mit eiſernen Zangen die Lappen auf einen Haufen zuſammen und verbrennen ſie, wenn ſie ſonſt nichts werth ſind. Den Salzblöcken aber ſchütten ſie ein paar Mal Waſſer über das Haupt, nach welcher Taufe ſie als gereinigt erſcheinen und als genießbar für das weſtliche Europa, welches nichts davon weiß, durch ein wie mühevolles und umſtändliches Verfahren es vor der Peſt geſchützt wird.

Unſer freundlicher Wirth gab uns mit einigen ſeiner Gränzer und Serreſchanern, die alle beritten waren, das Geleit auf die nächſten Poſten, die er zugleich bei dieſer Gelegenheit inſpicirte, und wir trabten dann ruhig auf unſerem Patrouillenwege wieder den Herculesbädern zu, ließen unterwegs unſere Blicke noch an den pittoresken Felſenwänden weiden, betrachteten die dichten Farrenkräuterplätze, in denen der Bär ſich verſtecken, die Forellenſteine, bei denen er den geſchäftigen Fiſcher ſpielen, und die Höhlen, die er, oder eine Räuberbande, oder eine Ziegenhirtenbrüderſchaft bewohnen ſollte, und endlich zum Schluſſe noch, als es Abend geworden, ſtiegen wir in eine dieſer Höhlen, d. h. ich und Juri, mein treuer Begleiter, die anderen ritten

langſam voraus. Juri hatte zu dieſem Ende ſchon vom Hauſe aus eine Fackel mitgenommen. Wir banden unſere Pferde an einen Baum und erklommen auf einem bequemen Fußpfade einen niedrig im Thale liegenden Eingang zu dieſer Höhle. Es war die größte und beſuchteſte Höhle im Tſchernathale, die vorzugsweiſe ſogenannte „Räuberhöhle.“ Dieſe Höhle iſt im Kleinen ganz das, was die Veteraniſche Höhle in der Cliſſura iſt. Wie dieſe muß auch ſie meiſt als eine Art von Feſtung oder Raubſchloß benutzt worden ſein; denn man findet vor ihrem hohen Felſenthore noch Ueberreſte von Mauern, mit denen daſſelbe einſt völlig vermauert geweſen iſt. Die Höhle ſpaltet ſich im Inneren in mehre Theile, und durch verſchiedene niedere Klüfte, die man gebückt durchkriechen muß, gelangt man in einige hohe Räume, welche die Zechſäle, Magazine und Schlafkammern der Räuber geweſen ſein mochten. Der größte Saal hat 60 Fuß Höhe, 100 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, und die Herren Räuber mochten hier gewiß in vieler Hinſicht noch bequemer wohnen als ſo mancher unſerer Raubritter mitten in ſeinen engen Schloßgemächern. Im Hintergrunde verengt ſich die Höhle zu einem ſchmalen, in die Tiefe gehenden Spalte. Dieſer Spalt ſoll, wie das Volk ſagt, durch das ganze Gebirge hindurchgehen und mit anderen feſten Schlöſſern jenſeits der Berge in Verbindung ſtehen. Mein Dacier, Juri, murmelte mir, indem er Alles mit der Fackel beleuchtete, immer halb walachiſch, halb deutſch vom Hercules vor. Ich verſtand nur ſo viel davon,

daß er mir ſagen wollte, der ſchreckliche „Räuberhauptmann Hercules“ habe ſonſt dieſe Höhle bewohnt.

Als wir darnach weiter ritten, um unſere Gefährten wieder einzuholen, machte ich eine intereſſante Bemerkung an meinem kleinen „Mokanu.“ Er ging einen ſcharfen Paß und hielt den Kopf zum Boden geſenkt. Ich holte ihn anfangs einige Male mit dem Zügel herauf; allein das Thier ſenkte ihn immer wieder zu Boden und hielt die Naſe dicht über dem Wege, indem es immer trabend wie ein Hund die Erde beroch. „Es ſpürt die anderen“, ſagte Juri. Ob auch andere Pferde dieſe Eigenthümlichkeit und dieſe Geſchicklichkeit, wie die Hunde zu ſpüren, beſitzen?

Da unſere Gefährten einen zu weiten Vorſprung hatten und ſchon zu Hauſe ſein mußten, als wir die erſten Badehäuſer erblickten, ſo benutzte ich dieſe Gelegenheit, noch an dieſem Abende vor meiner Weiterreiſe die Höhlung zu beſehen, aus welcher die Herculesquelle hervorbricht. Auch hier half Juri mit der Fackel aus. Es iſt ein enger, kleiner Canal oder Riß im Kalkfelſen, in welchem das Waſſer hier und da einige Niſchen ausgeweitet hat. Man kann bis zu einer Stelle vordringen, wo das heiße klare Waſſer mit heftigem Gepolter aus einer natürlichen Felsröhre hervorbricht. In den Niſchen befinden ſich Inſchriften von den antiken, wie von den neuen Römern. Die Quelle geht in ein dicht an den Felſen ſich lehnendes Badehaus und vertheilt ſich in mehre Separatbäder, ſowie in ein großes gemeinſames Bad. In die-

ſem gemeinſamen Bade, in welchem die Walachen ſich vorzugsweiſe gern baden, ſieht man noch eine Bildſäule im Felſen, bei welcher mir Juri wieder etwas vom „Harambaſſi Hercules" vormurmelte. Sollte man es glauben, daß im verleumderiſchen Munde der Menſchen dieſer allergrößte Räubervertilger, der je exiſtirt hat, noch ſelber zum Räuberhauptmann ſich muß erheben laſſen?!

Die bezeichnete Bildſäule ſoll in der That eine Statue des Hercules ſein. Doch ſind ihre Linien bereits ſehr abgerundet und ziemlich unkenntlich geworden, denn die Walachen, wie Herr von Dorner in ſeinem intereſſanten Werkchen über Mehadia bemerkt, ſchaben zuweilen etwas vom Steine ab und nehmen dieſes Steinpulver, mit etwas warmen Schwefelwaſſer vermiſcht, als eine, wie ſie dafür halten, ſehr heilſame Medicin. Auch die Römer ſchon, bemerkt eben dieſer Herr von Dorner, ſollen dieſer Herculesquelle, gerade ſo wie die Walachen noch jetzt, mehr als den übrigen 21 Quellen des Bades getraut haben. Der Spalt, aus dem die Quelle kommt, ſoll durch den ganzen Berg hindurch gehen und oben auf einem Vorſprunge einen zweiten Ausgang zu Tage treiben, aus dem Schwefeldämpfe aufſteigen.

Die Schlüſſel von Teregowa und Slatina.

Bei jenen walachiſchen Gränzwächtern alſo, — bei jenen Ziegenhirten im Tſchernathale, — bei jenem Abſchiede von meinen Bojaren am eiſernen Thore — und bei jener mit Münzen behangenen ſchönen Jana in Serbien — hatte ich die äußerſten Puncte dieſes türkiſch-öſterreichiſchen Gränzgebiets, in welchem die Völker auf einander ſchlagen, — und die letzten Enden der öſterreichiſchen Monarchie im Südoſten erreicht, und ich war nun darauf bedacht, mir einen intereſſanten Rückweg zu ſuchen. Ich wählte die große Diagonale, welche von dieſem ſüdöſtlichen Winkel Ungarns durch das Banat über Temeswar und Szegedin, und dann durch die mittleren Steppen des Landes der Jazygen zum Centrum des Landes, Peſth, zurückkehrt. Es iſt eine der in hiſtoriſcher und commercieller Beziehung merkwürdigſten Tracte des Landes. Es iſt diejenige Straße, auf der Trajan in Dacien eindrang, auf welcher Joſeph noch am Ende des vorigen Jahrhun-

derts gegen die Türkei vorrückte und auf welcher noch jetzt ein großer Theil des Verkehrs dieſer Länder mit der Türkei ſich bewegt.

Ich beſtieg den höchſt bequemen Heu= und Strohſitz eines kleinen walachiſchen Bauerwagens, der mit drei kleinen Mokanus aus dem Tſchernathale beſpannt war. Die Pferde waren mit allerlei Stricken, Bändern und Riemen aufgeſchirrt, die Breter des Wagens an verſchiedenen Stellen ſehr haltbar geflickt, mein Kutſcher hatte die Livree an, welche die walachiſchen Bauern bei'm Ackern ſowohl als bei'm Ausmiſten tragen, und ich ſelbſt war in verſchiedene Tücher und Bandagen eingewickelt, die bei der in dieſen Berggegenden des Morgens bereits eingetretenen Kälte meine etwas ſommerliche Kleidung completirten; auch hatte die Güte des commandirenden Hauptmanns der Bäder mir außer meinem Mantel noch ein Schaffell über die Füße geworfen. So kutſchte ich von Mehadia ab, das Bella=Reka=Thal aufwärts, dem Teregowaer Engpaſſe zu. Faſt hätte ich mich in dieſem Aufzuge ein wenig geſchämt, beſonders wenn ich die ſchöne ebene Chauſſee, auf der wir hinrollten und die für elegantere Equipagen gemacht zu ſein ſchien, mit mir in Vergleich brachte. Allein mich kannte hier ja kein Menſch, und die Leute, welche mir begegneten, konnten ja ebenſo gut denken, daß ich Herr PP. oder XYZ als Herr NN. ſei, und Niemand konnte mir nachſagen: „aber, lieber Herr NN., welche erbärmliche Figur machten Sie geſtern!" — Auch ſind die Leute das hier ſeit alten Zeiten gewohnt, denn die Subalternoffi=

ziere der Praefecti Daciarum, wie die der öſterreich-iſchen Generalcommandanten fuhren und fahren hier um kein Haar anders.

Ich tröſtete mich mit dem Gedanken an alle dieſe ehrenwerthen Herren und fand ſogar noch viele Paſſagiere unterwegs, die zwar ſtolz auf mich herabſahen, mit denen ich aber auf keine Weiſe hätte tauſchen mögen. So z. B. begegnete ich einer großen Familie walachiſcher Bojaren, die, ich weiß nicht von woher, in ihr Vaterland zurückkehrten. Sie hatten mehre große Wiener Reiſewagen hinter einander, jeder mit einem Dutzend von Pferden beſpannt, und jeder zum Erſticken voll mit Menſchen, Familienmitgliedern, Kammerzofen, Jungfern, Bedienten, Jägern, Köchen u. ſ. w.; hinten thürmten ſich aufgebundene Haferſäcke, eine Laſt von Heu, Keſſel und anderweitige Kochgeſchirre, auf denen wiederum einige Bediente balancirten. Es iſt dieß die gewöhnliche Weiſe, wie hier die Großen fahren müſſen. Da haben es die Kleinen auf ihrer Karre noch beſſer.

Die Gegend im Thale der Bella Reka, obgleich nicht im entfernteſten mit der des Tſchernathales zu vergleichen, iſt anfangs noch ziemlich anmuthig und abwechſelnd. Je höher man aber kommt, deſto mehr nimmt ſie den Charakter einer wilden und einförmigen Hochgegend an. Die Berge ſind meiſtens öde, unbedeutend, bewaldet und nur hier und da angebaut. Zuweilen paſſirt man ein walachiſches Dorf, und in der Landſchaft zerſtreut finden ſich mitunter kleine Flecken bebauten Landes, die gegen die Wölfe und Bären, ſowie

gegen das eben oft ſchwer zu zügelnde und ſchlecht beaufſichtigte Vieh mit hohen Dornhecken umgeben ſind.

Auf einigen der Berge erblickt man Ruinen von ehemaligen kleinen Schlöſſern oder Forts, welche die Bane des Banats oder die Grafen von Temeswar gegen die Türken errichteten. Meiſtens ſind es nur viereckige, 10 bis 15 Klaftern hohe Thürme mit drei Etagen oder Abtheilungen, ähnlich denen, welche noch jetzt einige kaukaſiſche Völker gegen die Ruſſen errichten. Dieſer Thürme kommen bis nach Karanſebes hin mehre vor, und bei Karanſebes ſelbſt ſteht der letzte, welcher der Ovidsthurm (Ovidii turris) genannt wird; denn Ovidius ſoll ihn bei ſeiner berühmten Verbannung hier bewohnt haben. Von dem Banat bis nach Varna und von Varna bis an die Mündung des Dnieſtr (Ovidiopolis) ſcheint ſich jedes Volk gern die Ehre aneignen zu wollen, daß der Dichter ſeine elegiſchen Triſtia bei ihm geſchrieben; denn es giebt hier mindeſtens fünf verſchiedene Plätze, wo Ovidius das Unglück beweint haben ſoll, an dem Hofe des Auguſtus etwas geſehen zu haben, das er nicht ſehen ſollte. Uebrigens ſcheint es wohl gewiß, daß nicht Karanſebes, welchen Namen einige gelehrte Patrioten des Banats ungeſchickt genug ſogar von dem Ovidiſchen „Cara mea sedes“ herleiten wollen, jener Thränenort geweſen ſei; denn Ovidius ſtarb bereits im Jahre 17 nach Chriſti Geburt, und die Römer eroberten Dacien erſt um das Jahr 100 herum.

Auch die kleinen Dreſchplätze der Walachen, die ſie im freien Felde liegen haben, und auf denen wir jetzt

viel Beſchäftigung fanden, gewährten uns manche Abwechſelung. Weit mehr aber noch als Triptolem war Pan am Wege geſchäftig, uns Unterhaltung zu verſchaffen, vorausgeſetzt, daß dieſer Gott nicht blos die idylliſch lebenden Schäfchen und Rinder Arkadiens, ſondern auch die Heerden walachiſchen Schlachtviehs zu ſeinen Schützlingen zählt. In keinem Hauſe Europas wird ſoviel Fleiſch gegeſſen, als bei „Haus Oeſterreich,“ und ſo viele Heerden es auch ſchon ſelbſt producirt, ſo hat es doch immer noch eine bedeutende Einfuhr von außen her nöthig. Mir ſcheint dieß für die Ungarn nicht ehrenvoll zu ſein. Da ſie gewiß nicht viel weniger als 5000 □Meilen Viehtriften haben, ſo ſollten ſie doch mindeſtens die Stadt Wien ſatt machen können. Es iſt aber nicht ſo. Die Lücken, welche der gefräßige Zahn des Menſchen in die ungariſchen Heerden hineinarbeitet, müſſen beſtändig wieder von außen her beſetzt werden. Den Weg, auf dem die Schweine kommen, die Donau, betrachteten wir ſchon oben. Der Straßen, auf denen das meiſte Rindvieh einpaſſirt, ſind vornehmlich zwei, erſtlich die aus der Moldau, Beßarabien und überhaupt aus dem ſüdlichen Rußland kommende und durch Galizien und Mähren die Karpathen umwandelnde und dann zweitens die Straße aus der Walachei über Orſowa, auf der wir uns jetzt befinden.

Alle Augenblicke begegneten uns große Viehheerden, deren Hörner ſämmtlich auf Peſth und Wien gerichtet waren. Wenn wir ſo eine Heerde im ſcharfen Trabe paſſirten, — Martin, mein Kutſcher, hatte ſehr

wenige Rückſichten gegen ſie, — ſo gab es beſtändig ein gewaltiges Hirtenhallo; denn ſie waren immer von einer Partie walachaniſcher Hirten begleitet, deren wilde Stimmen und barbariſches Aeußere noch Alles, was wir hier bei den öſterreichiſchen Walachen ſahen, übertrafen. Das Vieh, das ſie hüteten, ſah dagegen ebenſo cultivirt aus, wie das unſerige. Gewöhnlich gehen dieſe Leute nur bis Peſth mit, kommen aber auch wohl zuweilen nach Wien und noch weiter nach Deutſchland hinein.

Alle Hirten in der Welt ſind bekanntlich von Haus aus Räuber. Es iſt dieß eine unwiderlegliche Thatſache, aber eine noch nicht gehörig erklärte Erſcheinung. Und ſo iſt denn auch dieſe Hirten- und Heerdenſtraße nicht eben eine der ſicherſten. Vor 15 oder 20 Jahren noch, ſagten mir die Leute, hätte man hier am hellen Tage ſogar beſſer gethan, bewaffnet und in guter Geſellſchaft zu reiſen. Jetzt geſchähe nur noch in der Nacht zuweilen etwas. Die Aufſicht in der Militärgränze ſei immer beſſer geworden, auch die ſchöne neue Straße habe viel zur Sicherheit beigetragen. Doch ſah ich auch an ihr noch, theils als Bürgſchaft für die Sicherheit des Reiſenden, theils als Beweis der allgemeinen noch herrſchenden Unſicherheit neben der Chauſſee hin viele kleine Wachhäuſer von Gränzſoldaten, die gewöhnlich neben den Chauſſeeeinnehmer-Häuſern errichtet waren. Sonſt patrouillirten auch hier die Serreſchaner beſtändig Tag und Nacht. Jetzt, glaube ich, geſchieht es blos bei Nacht. Was die Serreſchaner im militäriſchen Banate,

ſind die „Plajaſchen" im „Provinzialiſchen," nämlich die Räuberpolizei. Die Anführer dieſer Plajaſchen haben, wie mir Jemand ſagte, auch türkiſche Namen. Sie heißen „Bulibaſcha's." Man findet, wenigſtens im ſüdlichen Ungarn, faſt in jedem Comitate eine andere Art von Gensd'armerie und auch andere Namen für ſie. „Tſchetniken" (vom Türkiſchen tscheta, d. h. die Truppe), — „Hadnagy," — „Haiducken," — „Perſecutores," dieß ſind lauter verſchiedene Benennungen für die Räuberpolizei in verſchiedenen Gegenden Ungarns.

Wir paſſirten über einen hohen Bergrücken und kamen gegen Mittag in Teregowa an, welches an den Quellen der Temes, am Eingange des berühmten Schlüſſels oder Engpaſſes liegt. Die Bodengeſtaltung in dieſer Gegend iſt folgende: das Land rund umher, obgleich Hochland, iſt doch niedriger als die Bergmaſſen, welche zu beiden Seiten nach Oſten und Weſten liegen. Die höchſte Spitze der Maſſen im Weſten iſt der Semenik, — ſowie im Oſten den mittleren Hauptknoten der Sarko bildet, — dieſer über 7000, jener über 5000 Fuß hoch. Drei niedrigere Bergzüge ſpinnen ſich von der einen dieſer Hauptmaſſen zur anderen hinüber. Der erſte dieſer Züge, den wir ſoeben paſſirten, hat nur eine wenig erniedrigte Einſattelung, in welcher die Gewäſſer auf beiden Seiten nach der Donau und nach der Theiß abfließen. Der zweite und der dritte Bergzug aber ſind vom Gewäſſer durchbrochen. Von dem Semenik kommt nämlich die Temes und vom Sarko der Hideg herab. Dieſe Flüßchen vereinigen ſich bei Te-

regowa und durchbrechen erſt den zweiten Bergzug, fließen dann in einer mittleren Weitung oder einem Becken fort und durchbrechen dann ebenſo den zweiten Damm. Der erſte Durchbruch heißt der „Teregowaer," der zweite der „Slatinaer Schlüſſel." „Schlüſſel" ſcheint hier ein ebenſo gewöhnliches Appellativum für die kleineren Engpäſſe zu ſein, wie „eiſernes Thor" für die größeren Bergpforten.

In dem öden Teregowa trafen wir im Wirthshauſe ein hübſches junges Ehepaar, Deutſche, er aus Böhmen, ſie aus dem Erzherzogthume. Sie ordnete und wäſſerte in ſeinem Zimmer ſeine Blumen, er fütterte in ihrem Gärtchen ihre Tauben. Wir ſpeiſ'ten bei dieſen netten Leutchen beſſer zu Mittag, als man uns in manchem Kaffeehauſe Wien's ſervirt hatte. Sie gaben mir auch einige Trauben, die ſie als etwas Rares in dieſer kalten Höhe von Orſowa empfangen hatten. Mein Mitgaſt war ein Jägersmann, der auch nach Karanſebes wollte, und der ſich entſchloß, den Heuwagenſitz neben mir bis dahin anzunehmen. Nur eins bat er, er müſſe auch ſeinen großen Jagdhund mit in den Wagen nehmen dürfen. Die Schäferhunde der Walachei ſeien ſo bös, daß er es nicht wage, ihn hinter dem Wagen herlaufen zu laſſen. Gegen ſie vertheidige ſich kaum ein Wolf, geſchweige ein Jagdhund.

Der böhmiſche Wirth und unſere hübſche Wirthin erzählten uns, daß, wenn ich ein wenig früher gekommen wäre, ich einen Blutegelwagen hätte anſehen können, mit dem hier heute Morgen ein Franzoſe paſſirt

wäre. Der Wirth ſagte, er habe dieſem franzöſiſchen Blutegelhändler ſchon ſeit Jahren immer ſeine Pferde geſtellt. Sie holen dieſe Blutegel vorzüglich aus der Walachei; denn mit dieſen Thieren iſt es ebenſo wie mit dem Viehe. Ungarn hat deren ſchon nicht mehr hinreichend. Es iſt ein ganz eigenthümlicher Handel und ein ganz beſonderer Transport, der von Etappe zu Etappe, durch ganz Ungarn und Oeſterreich und Deutſchland direct bis Paris geht. Die Franzoſen müſſen wohl in einer gemeinſamen Compagnie vereinigt ſein. In Orſowa ſitzen einige von ihnen; dieſe laſſen aus der Walachei die Blutegel in einzelnen kleinen Partieen hereinſchwärzen, vielleicht weil ihre Ausfuhr aus dieſem Lande verboten iſt. Hier in Orſowa haben ſie einen großen Teich, in welchem ſie ihre Waare ſammeln, und von da aus transportiren ſie dieſelbe in vierzehn Tagen (?) bis Paris. Sie haben für dieſen Transport eigens eingerichtete Wagen. Es iſt ein großer Kaſten, der ſehr ſorgfältig auf Federn geſetzt iſt, um die Erſchütterungen zu ſchwächen. In dieſem Wagenkaſten, welcher durchlöchert iſt, befinden ſich viele Abtheilungen oder Fächer aus Drahtgitter, ſo daß überall friſche Luft durchſtrömen kann. Jede Abtheilung iſt ſo groß, daß ſie einen Sack mit ſechs Okkas (zu $2\frac{1}{2}$ Pfund) Blutegel aufnehmen kann. Die Egel werden aus dem Teiche vorſichtig gefiſcht und zu kleineren Partieen in dieſe Säcke gethan, die man eine Zeit lang in friſche Luft hängt, damit ſie abtrocknen. Denn naß dürfen die Thiere nicht transportirt werden. Die Blutegel

ziehen ſich dann ganz wie Kugeln zuſammen, und ſo aufgerollt, verharren ſie auch in einer Art von Erſtarrung während des Transports. Der Centner Blutegel koſtet den Franzoſen in Orſowa 400 bis 500 Gulden, und ſie führen oft für 10,000 bis 15,000 Gulden Waare bei ſich! Es iſt einer der gefährlichſten und delicateſten Handelszweige von der Welt. Bei ſchwüler Luft crepiren die meiſten Thiere unterwegs. Auch Froſt können ſie nicht vertragen. Und bei plötzlich einfallendem Froſte gehen oft ganze Transporte zu Grunde, ebenſo bei ſchwülen Gewittern. Am beßten iſt ihnen eine kühle Witterung. Damit der Transport raſch von Statten gehe, haben die Franzoſen mit den Bauern oder Wirthen in allen den ungariſchen Dörfern, welche ſie paſſiren, Contracte abgeſchloſſen, daß ſie ſtets ihre Pferde für ſie in Bereitſchaft halten. Sie geben ihnen vorher Nachricht, oder ſie machen ihnen auch Zeichen unterwegs. An einem Ende des Dorfes klatſchen ſie mit der Peitſche auf eine gewiſſe Weiſe, dieß hören ihre Leute, und ſie finden dann am anderen Ende die Pferde ſchon angeſchirrt. An verſchiedenen anderen Orten auf der Blutegelſtraße ſind wieder Franzoſen angeſiedelt (ſo z. B. in Baja an der Donau). Dieſe haben dann wieder Teiche, bei denen eine Zeit lang gehalten wird, um die Thiere zu erfriſchen und die unterwegs geſtorbenen ſorgfältig von den noch lebensfriſchen zu ſondern. Jene fallen ſofort zu Boden. Auf dieſe Weiſe geht es bis Paris, wo die Egel das Stück oft mit einem halben Gulden bezahlt werden.

An manchen Orten haben ſie auch förmliche Blutegelplantagen, in welchen ſie dieſe Thiere zur Fortpflanzung bringen. Sie haben große Teiche, deren Ufer ſie mit Raſen ausſchlagen; doch ſterben die Blutegel in dieſen Plantagen oft zu Tauſenden, ohne daß man jedesmal die Urſache davon anzugeben wüßte. Manche behaupten allerlei Mittel zu kennen, um ſolches Unglück zu verhüten, während Andere wieder dieſen Mitteln keine Kraft zuſchreiben. So ſoll die Anpflanzung des Calamus aromaticus in jenen Teichen ſehr heilſam ſein. Auch auf die Art des Fangens der Thiere aus dem Waſſer kommt Vieles an. Die Franzoſen ſollen ſie oft mit Juchtenleder fiſchen, das ſie wahrſcheinlich mit irgend einer den Blutegeln angenehmen Eſſenz beſtreichen, denn ſie fallen ſehr gierig über dieſen Köder her und ſaugen ſich an dem Leder feſt. Andere wiederum fangen ſie mit Sieben, weil ſie dieß für die geeignete Weiſe halten. Uebrigens iſt es merkwürdig, daß dieſe Thiere, welche den Menſchen bei ſo vielerlei Krankheiten helfen, ſelbſt wiederum an ſo manchfaltigen Uebeln und Krankheiten leiden. Sie wachſen in den Plantagen erſtaunlich langſam. Selbſt in einem Zeitraume von fünf Jahren bemerkt man kaum eine Vergrößerung ihres Körpers. Weil ſie im Winter vor Froſt geſchützt werden müſſen, ſo werden ſie im Herbſte aus den Plantagen der Teiche herausgefangen und alsdann in Gefäßen in Keller geſetzt. In dieſen Gefäßen legt man erſt eine Schicht Thon, darauf die Blutegel, dann wieder eine Schicht Thonerde und ſo abwechſelnd fort. Sie machen ſich

Löcher und Gänge durch die Thonſchichten und kriechen durch das Labyrinth hin. Uebrigens ſagte man mir in mehren Gegenden Ungarns, daß ſowohl die Zahl dieſer Plantagen als auch überhaupt der ganze Blutegelhandel ſtark im Abnehmen begriffen ſei.

Sowie von Ungarn und der Walachei, ſo geht auch von Polen aus ein großer Blutegelhandel durch ganz Europa. Berlin, Bremen, Hamburg und überhaupt der ganze Norden Deutſchlands werden meiſtens mit polniſchen Blutegeln verſorgt. Die Polen legen die Blutegel ebenfalls in Säcke, hängen dann aber dieſe Säcke in Tonnen auf, welche oben Luft haben und zum Theil mit Waſſer gefüllt ſind. Auf dieſe Weiſe kommen die polniſchen Blutegel nach Berlin, Hamburg und Bremen. Und von hier aus werden ſie dann wieder weiter nach London geſchickt, wo ſie am allertheuerſten ſind; denn hier gelten ſie oft vier, fünf und ſechs Mal ſoviel als in Berlin, wo in den Apotheken das Stück zu drei Silbergroſchen verkauft wird.

Hinter Teregowa paſſirten wir nun den erſten Schlüſſel, einen tiefen, ſchmalen und waldigen Einſchnitt, der ſich eine halbe Stunde lang hin- und herwindet. Dann kommt man in das beſagte weite Becken und darauf in den zweiten, den „Slatinaer Schlüſſel,“ der dem erſten ganz gleich ſieht. Er iſt nur ein wenig weiter und gemächlicher. Die Walachen nennen dieſe Schlüſſel „Prolaz.“ Dieß Wort, ſowie das andere, das wir ſchon an der Donau kennen lernten, „Islaz,“

(es giebt an der unteren walachanischen Donau noch ein „Islaz") ſcheint auch ein Appellativum zu ſein, wie „eiſernes Thor," und bedeutet ungefähr ſoviel wie „Durchlaß" oder „Paß."

Hinter Slatina geht es nun fort in dem breiten Thale der Temes, das ſich über Karanſebes und Lugos hinaus immer mehr und mehr weitet, bis dann am Ende da, wo die Ebene ſich vollkommen herausſtellt, die gebietende Stadt Temeswar liegt.

Je weiter wir uns hinabſenkten, deſto mehr ging hinter uns die Gegend der beiden Schlüſſel in die Höhe, und eben das, wo wir nur Vertiefung, Thal und Einſchnitt geſehen hatten, lag am Ende wie eine Mauer hinter uns, welche in einem Bogen vom hohen Muntje Sarko zum Muntje Semenik hinüberſchweifte. Nur hier erſt konnten wir die ganze Höhe dieſer daciſchen Berge ermeſſen, die wie mächtige Pforten zur Seite des großen, in die Ebene mündenden Amphitheaters dalagen. Da unſere Augen mehre Tage zwiſchen lauter Felſen geniſtet hatten, ſchweiften ſie nun mit Entzücken über die ſchöne Fläche hin.

Es bietet dieſes Amphitheater wieder eine Arena großer und gewaltiger Kämpfe, zu deren Deutung der Schlüſſel in den beſagten „Schlüſſeln" zu finden iſt. Denn dieſe Päſſe zur Donau, zu den Tummelplätzen von Orſowa hin zu erkämpfen, lagerten in dieſer Arena nicht nur die Oeſterreicher unter dem Erzherzoge Franz von Toscana im Jahre 1738, und abermals im Jahre 1788 unter dem Kaiſer Joſeph den Türken gegen-

über, die ſich durch die beiden Schlüſſel in wilden Scharen in die Banater Ebene herab ergoſſen hatten, nicht nur die Ungarn unter Kinys, Hunyades und unzähligen anderen Helden hatten hier Kämpfe zu beſtehen, ſondern auch die Römer, die über die Trajaniſche Brücke und durch den Schlüſſel kamen, fanden hier ohne Zweifel einen Theil, wo nicht die Hauptmacht der daciſchen Völker zu bekämpfen. Man ſieht auch von hier aus bereits den Muntje Mik und den Muntje Ruska, zwiſchen denen in der Mitte ſich jener berühmte zweite Ausgang dieſes Amphitheaters, das ſiebenbürgiſche „eiſerne Thor“ befindet, durch welches Trajan, nachdem er dem Decebalus ein entſcheidendes Treffen geliefert, in das Herz von Dacien eindrang.

Die letzte furchtbare Türkenfluth, welche dieſe Gegend verwüſtete, ihre Ortſchaften in Staub und Aſche legte und das flache Land entvölkerte, hatte im Jahre 1787 ſtatt. Die Scenen aus dieſer Verwüſtung leben noch friſch im Andenken der Leute. Mein Wirth in Karanſebes erzählte mir, wie er mit ſeinen Aeltern vor den Türken in das Innere geflohen ſei und wie ſie und alle die unzählbaren anderen Flüchtlinge dort auf der einen Seite mit Sehnſucht täglich den Kaiſer Joſeph und auf der anderen Seite mit Furcht und Zittern ſtündlich die Türken erwartet hätten, — wie ſie dann nach Vertreibung der Türken zurückgekehrt ſeien, und wie ſie den Bauplatz ihrer vom Boden wegraſirten Stadt kaum wiedergefunden hätten. Das Franziskanerkloſter

ſei das einzige Gebäude geweſen, welches noch aufrecht geſtanden hätte. Der Leichnam des Kloſterpriors habe vor dem Altare der Kirche gelegen, verfault und beinahe völlig verweſt; denn es habe ſich auch von den Siegern, die im Lager geſtanden, Niemand um die Beerdigung der Leichen bekümmern können. Auch von der Türken- verwüſtung im Jahre 1738, die um ſo ſchrecklicher war, da zugleich mit dem Feinde die Peſt in das Land brach, und ſelbſt in Peſth und Ofen 6000 Menſchen in Folge deſſen ſtarben, hat man in Karanſebes noch Traditionen in dem geſchriebenen Tagebuche eines Franziskanermönchs. Derſelbe war mit einem Trupp heimathlos gewordener Menſchen in den ungariſchen Steppen, in welche Viele auch der Peſt wegen flohen, herumgezogen und hatte Tag für Tag aufgeſchrieben, was ihnen begegnet war und was ſie erduldet hatten.

Im Jahre 1787 und 1788, wie geſagt, war es das letzte Mal, und ſeitdem ruhen dieſe Gegenden in Frieden und preiſen das Glück des Verfalls des osmaniſchen Reichs.

Hier in der Ebene war es nun um Mittag wieder ſehr warm, ja ſchwül geworden, und Martin hielt bei jedem Brunnen ſtill, um ſeine Pferde ſaufen zu laſſen. Auch wir konnten unſeren Durſt ſo wenig lö- ſchen, wie griechiſches Feuer. Gern hätten wir noch dazu einige von den ſchönen blauen Zwetſchen ge- geſſen, die uns bei jedem Dorfe aus den Bäumen entgegendämmerten. Die Walachen haben hier ganze große Plantagen von Zwetſchen- oder — wie die Leute hier ſagen — von „Zweſchpenbäumen.“ Dieſe Bäume

waren dabei alle ſo mit Früchten beladen, daß die Flur geradezu von ihrer anmuthigen Farbe erblaute. Es war für uns aber dieſe Bläue nichts als eine vergebene und trügeriſche Fata Morgana; denn wir durften nichts davon genießen, weil Martin ſagte, an dieſem Obſte hänge das Fieber. Da er ſelbſt erſt vor Kurzem vom Fieber geneſen war, ſo machte er dazu ein ſo erbärmliches Geſicht, daß wir uns immer vor der lockenden Frucht wie vor Sirenengeſang hüteten. Die ſchöne ungariſche „Zweſchpe" — man gewöhnt ſich dieſes Wort ſehr leicht an, denn es liegt viel bequemer in den Lippen als unſere Zwetſche, — verlor übrigens für mich auch bald ihren Reiz, theils wegen der großen Maſſen, die es davon gab, theils aber auch deßwegen, weil wir hörten, daß alle dieſe Früchte nur des fatalen „Raki" (Branntweins) wegen, den man davon brenne, gezogen würden, — nicht aber um den trockenen Gaumen eines Wandersmanns zu erfriſchen, oder um einem Gaſte im zierlichen Körbchen von der hübſchen Tochter des Hauſes präſentirt zu werden, oder den Kindern zur Speiſe und Freude zu dienen.

In einem Dorfe Namens Petroſchnitza hielt Martin wieder bei einem Brunnen an. Er fuhr, wie gewöhnlich, ohne Weiteres zum Waſſer, ſpannte ſeine Pferde, indem er uns mit dem Wagen unter einem ſchattigen Baume ſtehen ließ, aus und ließ ſie nach Herzensluſt ſaufen. Es war ſehr heiß, und meine Schaffelle und Tücher vom Morgen waren vollkommen überflüſſig. Im Dorfe ſchien Alles im Nachmittagsſchlafe verſunken zu ſein. Menſchen ließen ſich nicht ſehen. Sie „nazten" gewiß

etwas auf ihren Teppichen. Auch die Kühe lagen auf den Gehöften und „nazten,“ das ganze Dorf ſchien zu „nazen,“ d. h. es war im Nachmittagsſchlafe verſunken. Nur die Gänſe, die ewigen Capitolswächter, ſchrieen bei unſerer Ankunft. Dicht bei unſerem Wagen legten ſich zwei Schweine nieder. Sie hatten, wie alle Schweine dieſer Gegend, einen dicken langen Stock vor der Bruſt, der mit einem Stricke am Halſe befeſtigt war. Dieſer Querſtock hindert ſie daran, durch die Zäune der Gärten einzubrechen, was ſie ſonſt gar zu gern thun. In allen dieſen Gegenden war ich immer von mehr Thieren als Menſchen umgeben; zum Theil kommt dieß auch daher, weil die Thiere gewöhnlich keinen Stall haben. Auch vor dem Fenſter des Hauſes, das nicht weit vom Brunnen ſtand, ſah ich kein hübſches Mädchen ſitzen, ſondern ein Kätzchen, das ſich bemühte, in der engen Mütze eines öſterreichiſchen Beamten ſich einen behaglichen Sitz zu bereiten. Der knappen und engen Form dieſer Mütze wegen waren aber alle ſeine Beſtrebungen vergeblich. Deſto beſſer aber ſchienen die Beſtrebungen gewiſſer anderer kleinen Thierchen zu gelingen, die auf der Gartenſeite des Hauſes fleißig ſummten, der Bienen nämlich, denen die Walachen hier eine Reihe von Körben errichtet hatten. Dieſe Körbe haben eine ganz eigenthümliche Form. Sie ſind aus Weidenruthen geflochten, cylinderartig und zugeſpitzt wie Zuckerhüte und rund umher mit Kuhmiſt verſchmiert. Die Leute verſichern, daß das Verfahren, ſie mit Thon zu verſchmieren, nicht ſo gut ſei; die Bienen hätten den Kuhmiſt gern. Wahr-

ſcheinlich iſt er deßwegen beſſer, weil er poröſer als der Thon iſt und mithin die Ausdünſtung der Bienen leichter durchläßt.

„Es wird gewiß noch heute ein Gewitter geben,“ ſagte mein Jäger, als wir aus dem nazenden Dorfe weiter fuhren. Dieß wäre mir ſehr unangenehm geweſen, und ich behauptete daher, „ich glaubte, daß es kein Gewitter geben würde.“ Der Jäger erwiderte, „ich möchte denn doch einmal nach dem Muntje Mik und Muntje Sarko ſehen, wie ſchwer die ſchwarzen Wolken darauf herabhingen; auch blitze es ja ſchon hell und klar über den Gebirgen!“ — Aber, wie geſagt, es wäre mir höchſt unangenehm geweſen, naß zu werden, und obgleich ich längſt die wundervollen ſchwarzen Wolken, die rund herum überall an dem Rande unſeres Amphitheaters hingen, gerade ſo, als ſpiegele ſich das Bild der Gebirge noch einmal am Himmel ab, bewundert, und obgleich ich längſt das Blinken der Blitze von den Seiten in meinen Augen wahrgenommen hatte, ſo fing ich doch mit meinem Jäger zu zanken an und blieb bei meiner Negation. Ich machte es wie gewiſſe Staatsmänner, die, wenn ſie gewiſſe Anzeichen von gewiſſen Bewegungen nicht gern ſehen, ſie wegleugnen und eines anderen Weges blicken. Ich blickte beſtändig in den Sonnenſchein vor uns und ſprach ebenſo viel vom ſchönen Sonnenſchein, wie mein Jäger vom Regen, und die Sache endigte damit, daß wir am Abende ohne Sonnenſchein und bis auf die Haut durchnäßt in Karanſebes ankamen.

Karanſebes und alte Münzen.

Das herrliche, impoſante Gewitter, daß uns den Reiſeſpaß ebenſo gut erhöht, als in gewiſſer Hinſicht freilich verdorben hatte, ſchüttete ſich jedoch ſo zeitig aus, daß ich noch denſelben Abend meinen Brief dem würdigen Geiſtlichen überbringen konnte, dem ich empfohlen war. Ich fand ihn in einer Gartenlaube, ſich mit ſeinen Blumen und Sträuchern der erquicklichen abgekühlten Atmoſphäre freuend.

In einem Lande, wie dieſer Theil der Militärgränze iſt, — denn auch Karanſebes liegt noch im Bezirke des walachiſch-illyriſchen Regiments, — kann es zwiſchen denen, welche die Wiſſenſchaften lieben, nicht an intereſſanten Geſprächen fehlen. Denn da der Stoff hier ſo äußerſt manchfaltig und dabei noch ſo wenig erörtert iſt, da auch die, welche ſich zu den Gebildeten oder Gelehrten zählen, hier rar ſind, ſo werden zwei ſolche, wenn ſie ſich treffen, bald ein Herz und eine Seele, wie ich und mein Propſt es wurden, als er

mich einlud, mit ihm den Abend in ſeiner Laube zu verbringen.

„Im Namen des Decebalus, im Namen des Nerva Trajan und des Herennius Möſius, treten Sie näher!“ wenn er auch wirklich nicht ſo ſprach, ſo klang es mir doch beinahe ſo, als wenn er ſo ſpräche.

Unſere Converſation drehte ſich natürlich hauptſächlich um Trajan. Denn Alles, was hier nach ihm kam, waren mehr oder weniger Barbaren, und es wurde von ihnen mehr verwüſtet als geſtaltet. Die jetzigen neuen deutſch-ungariſchen Zeiten ließen wir aber ſpäter freilich auch an die Reihe kommen.

Es iſt bekannt, daß dieſe Gegenden zur Römer-Zeit zu der Provinz „Ufer-Dacien“ (Dacia ripensis) gehörten. Trajan eroberte ſie in der Schlacht am eiſernen Thor, in welcher er den „Decebalus“ vernichtete. Dieſer Decebalus und ſeine Vorgänger „Dorpora,“ „Kotiſo“ u. ſ. w. müſſen keine unbedeutenden Leute geweſen ſein, da ſie den beßten römiſchen Kaiſern ſo viel zu ſchaffen machen konnten, — der Decebalus insbeſondere, der ſogar Gift nahm, weil er den Tod der Sklaverei vorzog. Gehört nicht ſchon ein ziemlich hoher Grad von Cultur dazu, um Männer von ſo edelmüthiger Geſinnung an die Spitze zu bringen, und iſt nicht ſchon die Erfindung unendlich vieler politiſcher Einrichtungen nöthig, um einen ſo bedeutenden Staat, wie Decebalus ihn befehligte, denkbar zu halten? Und von der ganzen Einrichtung dieſes Staates wiſſen wir gar nichts, ſowie von ſeiner Geſchichte nur ſein Ende, und

über die Nationalität ſeiner Bewohner ſind wir voll=kommen in Zweifel. Wenn wir von allen den hun=derttauſend daciſchen Worten, die ehemals von Millionen von Menſchen geſprochen wurden, nur einige wenige Dutzend in reiner urſprünglicher Beſchaffenheit hätten, ſo könnten wir manche Fragen vielleicht gleich ent=ſcheiden.

Auch des Lyſimachus gedachten wir, der noch früher als die Römer hier gekriegt hatte. Ich weiß nicht, ob die Gegenden genau bekannt ſind, in welchen er jenem daciſchen Könige ein ſo unglückliches Treffen lieferte, daß er, der Herr von ganz Kleinaſien und dem größ=ten Theile der griechiſchen Halbinſel, Gefangener dieſes Barbaren=Königs wurde. Es iſt aber ſehr wohl mög=lich, daß es die Gegend von Karanſebes war; denn man findet noch dieſen Augenblick hier ſehr viele Lyſimachiſche Münzen.

Ueberhaupt iſt die Erde der Umgegend von Karan=ſebes ſo reich an thraciſchen (Lyſimachiſchen), griechiſchen, dyrrhachiſchen (dyrrhachiſche Münzen finden ſich durch die ganze Donau=Gegend hin), römiſchen, byzanti=niſchen Münzen (nach arabiſchen fragte ich ſonderbarer=weiſe überall vergebens, da ſie doch ſonſt vom Handel bis an die Oſtſee in Kurland und Livland, ja bis an das Nordmeer in Biarmien getragen worden ſind), — ſo viel, ſage ich, findet man hier von dieſen Münzen, daß es nicht rühmlich iſt für viele Gelehrten, daß der Hab=ſucht wegen der Boden beſſer und ſorgfältiger (rund

umher giebt es gute Eiſen- und andere Bergwerke) durchſucht wird als der Wiſſenſchaft wegen.

Um meine Behauptung von dem Reichthume dieſer Gegenden zu erhärten, nur ein Factum, das ſich ganz kurz vor meiner Anweſenheit zugetragen hatte, und das mir mein prieſterlicher Freund erzählte. Vor vier Wochen wurde dem in Karanſebes commandirenden Oberſten angezeigt, man habe auf dem Felde ein friſch gegrabenes Loch gefunden und daneben mehre ſilberne Münzen in der aufgeworfenen Erde und im Graſe umher entdeckt. Dieſe Münzen wurden gebracht und als römiſche erkannt. Es waren ihrer 95, lauter ſilberne. Man fand, daß in dem aufgegrabenen Loche ein Kaſten geſtanden haben mußte, deſſen Form noch deutlich in der Erde ausgeprägt war, und man ſah beſtimmte Spuren, daß er mit Balken herausgehoben worden war. Es war offenbar eine Schatzgräberei geweſen, wie ſie in hieſigen Gegenden nicht ſelten vorkommen. Die gefundenen Münzen zeigten, welcher Art wahrſcheinlich die übrigen geweſen waren, und die große Anzahl derer, welche die Schatzgräber nur aus Nachläſſigkeit auf der Erde zerſtreut hatten, bewies, wie bedeutend der ganze Fund geweſen ſein mußte. Es war eine ganze Kiſte voll römiſcher Münzen. Nach dem beſagten Erdloche, das man ausmaß, konnte dieſe Kiſte, wenn ſie, wie zu vermuthen, voll geweſen war, etwa 60 Okka's (anderthalb Centner) Münzen enthalten haben. Anderthalb Centner Münzen auf einem Brete! dabei muß einem Alterthumsfreunde der Mund wäſſern.

Aber man höre die traurige Geſchichte nur weiter an, es wird ihm das Waſſer auch noch in die Augen treten.

Man ſtellte nun natürlich Nachforſchungen nach den Dieben an und war endlich ſo glücklich, einer verdächtigen Frau habhaft zu werden, deren Mann ſeit einiger Zeit verſchwunden war. Dieſe geſtand denn am Ende auch, daß ihr Mann und noch einige andere Leute den Schatz gehoben und ſich zu Nutze gemacht hätten. Sie hätten die Abſicht gehabt, alle Münzen einzuſchmelzen und das Silber an Goldſchmiede zu verkaufen. Einen Theil davon, nämlich etwa 70 Pfund, hätten ſie auch wirklich ſchon „z'ſammen g'ſchmulzen“ — ſage 70 Pfund kleine hiſtoriſche Documente, 70 Pfund Inſchriften und Porträts von Trajan, Hadrian, Severus, Aurelius und anderen Kaiſern, — 70 Pfund zierlicher, deutlich redender und gewiſſermaßen lebendiger Zeugen der Geſtaltung der Dinge in ſo grauer Vorzeit. Wie höchſt, höchſt beklagenswerth! — Und doch ereignet ſich dergleichen hier gar nicht ſelten. Die Mittel, die den Offizieren der Militärgränze von der Regierung bewilligt werden, ſind nicht ſehr bedeutend und müſſen faſt alle auf andere Dinge verwendet werden. Sie können daher, wenn ſie, wie dieß oft der Fall iſt, Liebhaberei für Alterthumskunde haben, in der Regel nichts dafür thun, daß jene Art von Schatzgräberei mehr von den Gebildeten als von habſüchtigen Dieben betrieben werde. Wie ſchön wäre es, wenn man von Wien aus dafür ebenſo gut einen Fond etablirte, oder den bereits etwa vor-

handenen vergrößerte, wie man es für die Beförderung ſo vieler materiellen Intereſſen gethan hat. Man hat ſich von der Militärgränze aus ſchon oft an die Directoren der Wiener Sammlungen gewendet. Aber auch dieſe haben nicht viel dafür bewilligen können.

Die meiſten römiſchen Münzen, welche ſich im Banate zeigen, ſind aus der Zeit der genannten Kaiſer. Doch findet man auch noch Münzen von den ſpäteren Kaiſern bis zum Ende des Reichs hinab, ja ſogar von den oſtrömiſchen bis in's 6. Jahrhundert, von Conſtantin bis Juſtinian und Juſtin II., ein Zeichen, daß dieſe Provinzen noch lange mit den Römern im Verkehr blieben, ſelbſt als ſie ihrem Reiche nicht mehr für beſtändig einverleibt waren. Man ſollte wohl denken, daß von den byzantiniſchen Kaiſern bis auf den letzten hinab Münzen zu finden wären. Allein man hat mir geſagt, man fände ſolche Münzen nicht.

Mein geiſtlicher Freund war ſelber ein großer Alterthumsforſcher und namentlich hatte er ſich z. B. viele Mühe gegeben, alle noch vorhandenen Reſte der berühmten ſogenannten Avaren-Ringe aufzufinden. Dieſer Ringe oder, wie die Deutſchen ſie nannten, „Hage" (Gehäge) ſollen nach einer alten Tradition, die ſich ſchon von den Geſchichtsſchreibern Karl's des Großen vererbt hat, 9 geweſen ſein. Und auch mein Freund ſprach wieder nur von 9 „Circulis." Es waren große, weit ausgedehnte Circumvallationen, die wahrſcheinlich — nach Art der chineſiſchen Mauer — nicht blos einzelne Städte, ſondern ganze Provinzen ſchützten. Die Avaren

hatten innerhalb dieſer Ringe ihre Dörfer oder Lager und ihre Viehtriften. Von ihren Kriegern wurden die Ringe bewacht, und aus den Thoren derſelben brachen ſie zu Zeiten hervor, um zu rauben und zu plündern und dann die Schätze der benachbarten europäiſchen Länder hinter den Schanzen zu verbergen. Das Volk hatte auch ſeinen Namen von dieſen Ringen, denn Var hieß in der Sprache der Hunnen und Avaren (ſowie auch in der der jetzigen Ungarn) ſo viel als befeſtigter umzäunter Platz; Avaren bedeutet alſo ſo viel als die „Gehege-Bewohner." Der Hauptring der Avaren war bekanntlich im Centrum Ungarns, bei Ofen, zwiſchen der Donau und Theiß. In ihm reſidirte der „Kagan" (ſollte dieſes Wort nicht auch vielleicht nur ein deutſches und von „Hag" abzuleiten ſein, der Hagan oder Kagan, d. h. der Gehege-Herr?). Karl der Große, der bekanntlich die avariſche Nation vernichtete, zerſtörte auch die meiſten ihrer Ringe und nahm ihnen in einem Kriege, welcher ſeine armen fränkiſchen Soldaten reich machte, die Beute Europa's ab.

Das größte aller Werke aus dem Alterthume iſt aber wieder ein Römerwerk. Es ſind dieß ohne Zweifel die Bergwerke in den banatiſchen Gebirgen bei dem alten „Centum putea" (d. i. „die hundert Schachte"). Es ſind hier viele höchſt ſehenswerther Stollen und Schachte in dem harten Fels ausgearbeitet, und zwar gewiß auf ſehr mühevolle Weiſe. Wie die Ruſſen ihr Sibirien haben, ſo hatten die Römer ihr Dacien, und wie in Rußland die härteſte Strafe die iſt, in die

Ural'ſchen und Nerthſchinskiſchen Bergwerke verurtheilt zu werden, ſo war es bei den Römern das Aergſte, in Dacien „ad metalla damnari.“ Lauter arme „ad metalla damnati“ haben unter der Leitung römiſcher Offiziere jene bewundernswürdigen Werke ausgeführt, welche die Vorläufer der jetzigen öſterreichiſchen (die Oeſterreicher ſind vielfach in die Fußſtapfen der Römer getreten) Bergwerke im Banate ſind.

Leider war es mir weder vergönnt, dieſe „hundert Schachte“ der Römer zur Linken, noch auch die großen, in neuerer Zeit berühmt gewordenen Eiſenwerke von Rußberg zur Rechten von Karanſebes zu beſichtigen. Dieſe letzteren großen Eiſenwerke — ich erwähnte ihrer ſchon oben — waren ſonſt „ärariſch,“ d. h. ſie wurden auf Rechnung der Regierung verwaltet. Da aber eine ſolche Verwaltung immer wenig ergiebig iſt, — die Fahrläſſigkeit, die Gleichgültigkeit und die Betrügerei der Beamten allen Nutzen hinderten, ſo wurden ſie im Jahre 1826 an öſterreichiſche Privaten abgegeben. Seitdem wurde auf ein Mal der Eiſenberg ſo ergiebig, daß nun die wichtigſten Eiſenarbeiten für ganz Ungarn daraus hervorgehen. Die eiſernen Brücken bei Mehadia, bei Lugos und anderen Orten kamen von hier, ſowie eine Menge nützlicher Maſchinen und Werkzeuge. Und die Eiſenwerke von Rußberg nehmen jetzt in der öſterreichiſchen Monarchie eine ſehr bedeutende Stellung ein.

Es giebt Bergwerke aller Art in den banatiſchen Gebirgen, welche nur eine Fortſetzung des an Metallen

ſo äußerſt reichen ſiebenbürgiſchen Bergzuges ſind. Es iſt dabei nur höchſt merkwürdig, daß die meiſten und wichtigſten Werke erſt aus dem Anfange dieſes Jahrhunderts ſtammen, und daß hier alſo wahrſcheinlich noch ſehr viel zu thun und zu entdecken iſt.

Goldwäſchereien haben hier wie an anderen Gold führenden Flüſſen Ungarns die Zigeuner. Auch hier iſt es zum Geſetz gemacht, daß kein Zigeuner in der Militärgränze geduldet werden ſoll, der nicht wenigſtens 3 Ducaten Goldes jährlich an das Bergamt zu einem beſtimmten niedrigen Preiſe abliefert. Was ſie über 3 Ducaten bringen, wird ihnen al pari bezahlt. Ihr Verfahren iſt zum Theil daſſelbe, welches wir ſchon oben angaben. Zum Theil iſt es aber noch viel roher. Ein Augenzeuge ſchilderte mir es ſo: die Zigeuner ſchürfen, muthen oder probiren ebenſo wie andere Bergleute an gewiſſen Stellen, an denen ſie Gold vermuthen. Gewöhnlich holen ſie es aus dem Sande der Flüſſe, beſonders dann, wenn dieſe angeſchwollen ſind und friſches Gerölle von oben herbeiführten, oder auch, wenn ſie ſehr ausgetrocknet ſind und der Goldſand dann auf dem Boden gefunden wird, — aber ſie graben auch darnach, weil es unter der Ackerkrume des Bodens auch goldhaltige Erdſchichten, wahrſcheinlich verlaſſener und bedeckter Flußbetten, giebt. Der Goldſucher hat oft weiter nichts als eine breite flache Schaufel in Händen, die muldenartig etwas vertieft und dann in die Quere mit kleineren Einſchnitten gereift iſt. In dieſe Schaufel bringen ſie den

Flußſand, gießen Waſſer auf, rühren in demſelben ſo lange herum und ſpielen oben immer neues Waſſer zu, bis die meiſten erdigen Theile abgeſchwemmt ſind. Das Gold bleibt mit gröberen Stückchen in den Einſchnitten zurück. Da es hier nicht ſowohl als ein feiner Staub oder Sand ſich darſtellt, ſondern in kleinen oder größeren eckigen Stückchen und Bröckchen erſcheint, ſo erkennen es die Zigeuner leicht bei'm Umrühren aus dem Uebrigen heraus. Sie haben in der rechten Hand ein wenig weiche Thonerde, welche ſie ſpitz andrehen, und mit dieſer Thonſpitze tüpfeln ſie dann das Goldkörnchen behutſam heraus. Auf dieſe mühſame Weiſe ſparen ſie ſich ihre jährlichen 3 Ducaten zuſammen. Zuweilen haben ſie aber auch ein beſonderes Glück. So z. B. fand im vorigen Jahre ein Zigeuner ein Stück reinen Goldes von 17 Ducaten an Werth.

Mit ſolchen nützlichen und angenehmen Unterhaltungen verſtrich uns der Abend, und am anderen Morgen eilten wir zu dem das walachiſch-illyriſche Regiment commandirenden Alterthumsfreunde, der uns die Geſchichte von dem Münzfunde nicht nur beſtätigte, ſondern uns auch ſagte, daß nicht nur 95, ſondern bereits 150 Münzen in der Nähe der bewußten Grube aufgeſammelt worden ſeien. Dieſer Herr hatte das Vorhaus ſeiner Wohnung auf eine ganz allerliebſte Art mit römiſchen Antiquitäten ausgeſchmückt. In die Wände waren mehre intereſſante römiſche Inſchriften eingemauert, auch einige Statuen-Bruchſtücke, darunter ein äußerſt zierlich gearbeiteter Miniatur-Kopf des Hercules aus

Marmor. Auch eine Moſaik aus Ziegelſteinen befand ſich hier. In der Nähe des eiſernen Thores bei Sarmizegethusa oder Ulpia Trajani hat man mehre ſolcher Moſaiken entdeckt, und noch mehre hat man ohne Zweifel dort noch nicht entdeckt.

Mit Erlaubniß dieſes humanen Herrn und in Begleitung meines Geiſtlichen, der ſchon „ſehr an guter Freund zu mir geworden war" (um auf öſterreichiſche Weiſe, die ich liebe, zu reden), beſichtigte ich dann auch die Schuleinrichtungen des Orts.

Es beſtehen hier, wie in allen Hauptorten der Gränze, nämlich folgende Schulen: „eine Mädchenſchule," eine ſogenannte „Ober- oder Normal-Schule" und außerdem noch einige „Trivial-Schulen." In der ganzen walachiſch-illyriſchen Militärgränze giebt es dann noch vier Diviſionsſchulen, eine jede derſelben für 2 Compagnie-Bezirke. Und dann iſt, oder ſoll doch ſein in jedem Dorfe eine National- oder Gemeinde-Schule.

Die Normal-Mädchen- und Diviſions-Schulen und die an ihnen angeſtellten Lehrer werden von der oberen militäriſchen Verwaltung unterhalten und beſoldet, und in ihnen geſchieht der Unterricht durchweg in der ganzen Militärgränze in deutſcher Sprache. Die Trivial-Schulen ſind oft Privat-Unternehmungen. Die Gemeinde-Schulen in den Dörfern werden auf Veranlaſſung des Gouvernements auf Koſten der Gemeinde errichtet, und in ihnen bedient man ſich dann natürlich immer derjenigen Sprache, welcher die Gemeinde angehört. Deutſche Stadtſchulen giebt

es außer den genannten auch noch ſonſt in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt der Militärgränze. Es gilt das Geſagte auch von der ſiebenbürgiſchen Militär-Gränze. Auch unter den Szeklern ſind die Normal-Schulen alle deutſch und mit deutſchen oder doch in's Deutſche eingeweihten Lehrern beſetzt.

Die Gebäude der Schulen in Karanſebes, welche ich ſah, waren nicht allein gut, ſondern ganz vortrefflich zu nennen. Da gerade Ferien waren, ſo konnte ich keiner Lehrſtunde beiwohnen, doch ſah ich die ſchriftlichen Muſterarbeiten der Schüler, welche dem Hofkriegsrathe in Wien eingeſchickt werden ſollten. Dieſe Arbeiten beſtanden erſtlich in „Schönſchrift-Arbeiten,“ dann in „Dictando-Arbeiten“ und endlich in „Aufſätzen“ und mathematiſchen und militäriſchen Zeichnungen. Ich muß ſagen, daß ich nicht glaube, daß die Illyrier, Walachen, Slavonier u. ſ. w. von ſelbſt ebenſo gut das Schreiben und Zeichnen gelernt hätten, als wie ſie es hier unter Anleitung der Deutſchen zu Stande gebracht hatten. Es iſt hier und da mit Recht, wie es ſcheint, der Zweck, aus den Knaben nicht nur allgemein gebildete Menſchen, ſondern eben auch vor allen Dingen gebildete Gränz-Militärs zu machen. In dieſer Beziehung waren die aufgegebenen Thema's der Aufſätze ſehr zweckmäßig gewählt, als z. B. ſolche: „Bericht an den Hauptmann über eine ſtattgehabte Schwärzung,“ „Beſchreibung eines durch ein Wildwaſſer angerichteten Schadens“ ꝛc.

Die entworfenen Pläne und Karten waren ebenſo

aus der nächſten Umgegend gegriffen, z. B. Zeichnungen benachbarter Berge, eine Ueberſichts-Karte eines Theils der an der Gränze ſich hinziehenden Patrouillenwege u. ſ. w.

Eine beſondere Abtheilung der Oberſchule bildet die mathematiſche, in welcher die ausgezeichneteren Schüler zu Unteroffizieren gebildet werden. Sie können auch zu Offizieren ſich emporſchwingen, wenn ſie ſich genug Bildung erwerben, ja ſogar bis zu den oberſten Stellen gelangen, und es giebt mehre geringe Walachen, denen dieß gelang. Da es überhaupt in der Militärgränze keinen privilegirten Adel giebt und da die adeligen Offiziere Oeſterreichs ſich wohl eben nicht ſehr nach dem Dienſte in der Militärgränze drängen, ſo iſt vielleicht in dieſer Abtheilung der öſterreichiſchen Armee mehr Freiheit und Gleichheit in der Concurrenz zu den oberſten Offizier-Stellen als in irgend einer anderen. Ich ſtelle dieß indeß blos als eine Vermuthung, die ich wage, hin. In der mathematiſchen Abtheilung befanden ſich im Jahre 1841 86 Schüler und in den anderen Abtheilungen 300. Wie dieſe Anzahl der Schüler, ſo haben ſich auch die Schulen ſeit Hietzinger's Beſchreibung der Militärgränze bedeutend vermehrt, — obgleich, wie man mir ſagte, die Abneigung gegen die Schulen bei den Gränz-Nationen noch wenig vermindert iſt. Im Ganzen müſſen die Aeltern noch durchweg gezwungen werden, ihre Kinder für die Schulen herzugeben.

In dem Schulplane fiel mir als ein eigenthüm-

licher Unterrichtszweig auf die ſogenannte „Belehrung der Kinder in den Pflichten der Unterthanen." Es waren in den unteren Claſſen dafür drei Stunden wöchentlich angeſetzt. Wahrſcheinlich mag dieß bei Nationen, die ſo wenig von der politiſchen Einrichtung des Staatsgebäudes wiſſen, und von denen doch eine ſo exacte Erfüllung der Pflichten verlangt wird, ein ſehr heilſamer Unterrichts-Gegenſtand ſein. Uebrigens iſt es eine bemerkenswerthe Erſcheinung, die ſich bei der Geſchichte der Militärgränze ſchon mehre Male herausgeſtellt hat, daß die Gränzer die militäriſche Verwaltung ihres Landes lieber haben als eine „civile." Es wurden ſchon bei mehren Gelegenheiten Theile der Militärgränze unter Civil-Verwaltung geſtellt. Sie ſehnten ſich dann nach der Militär-Adminiſtration zurück und petitionirten ſo lange, bis ihnen gewillfahrt wurde.

Lugos und walachiſche Tänze.

Nachdem ich noch einmal meinem geiſtlichen Freunde zum Abſchied einen Beſuch gemacht hatte, fuhr ich mit meinem Wirthe, der mir ſeine Equipage ſelbſt lenkte, weiter auf der großen Straße nach Lugos (ſprich Lugoſch). Er hatte die zwei raſchen ſchönen Pferde, die uns mit Windeseile entführten, für nicht mehr als 300 Fl. W. W., d. h. für etwa 15 Louisd'or gekauft, und ich glaube, daß man in keinem Theile Deutſchlands zu ſolchem Preiſe ſo muntere und dabei ſchöne Renner haben kann. Der kleine Sohn meines Wirthes wurde auch mitgenommen, er war von ſeiner Mutter ſauber gekämmt und ſagte mir, was ſein deutſcher Vater nicht wußte, daß die Walachen das eiſerne Thor, das uns zur Linken liegen blieb, „porta de feru" nennen.

Dicht hinter Karanſebes gewahrt man zur Rechten des neuen öſterreichiſchen Weges noch die Spuren der alten Römer-Chauſſee, die zu jenem Engpaſſe hinführte. Sie iſt jetzt zum Theil mit Erde und Raſen

überdeckt. Aber hier und da findet man nur wenige Zolle unter dem Raſen noch die ſchön behauenen römiſchen Steine in alter Ordnung liegen. An einigen Stellen aber haben die Bauern, welche darüber hinackerten, den Weg ganz zerſtört. Mehre Trümmer von Brücken findet man noch an den Flüßchen, welche die Linie der Chauſſee durchſchneiden. Als der Erzherzog-Palatin vor einiger Zeit hier war, befuhr er einen Theil dieſes alten Römerweges.

Von Karanſebes bis an's eiſerne Thor (etwa 5 Meilen) breitet ſich ein eben ſolches Thalbecken hin, wie dasjenige iſt, welches bis zu den geſtern beſchriebenen Schlüſſeln anſteigt. Vom Muntje Mik auf der einen und dem Muntje Ruska auf der anderen Seite iſt dieſes Becken umſtellt, und zwiſchen beiden Bergen läuft im Bogen ein Bergriegel auf ähnliche Weiſe herum wie bei jenen Schlüſſeln. Doch iſt dieſer Bergriegel blos von einem vielleicht auf vulkaniſchem Wege entſtandenen Einſchnitte oder Sattel, nicht aber von einem Fluſſe durchbrochen. Jenſeits dieſes Einſchnittes in Siebenbürgen liegt das berühmte Hatzeger Thal, in deſſen Mitte jetzt die Stadt Hatzeg ſich befindet, und wo ſich ehemals des großen Königs Decebalus ſtolze (?) Capitale erhob, welche Trajan zerſtörte und mit ſeiner blühenden Colonie „Ulpia Trajani Augusta, Colonia Metropolis" remplacirte.

Dieſe Gegend iſt der klaſſiſche Herzpunct des alten ſowohl als des römiſchen Daciens und das Gefilde, auf welchem ſich die Gedanken und Träume der wa-

lachiſchen Patrioten noch oft ergehen, denn man darf ſich nicht einbilden, daß etwa die walachiſche Nation ſo herabgedrückt, ſo vergeſſen ihrer ehemaligen Größe ſei, daß ſie nicht noch oft mit Wärme des alten römiſch-daciſchen Colonieen-Staates gedächte. Es iſt ſogar, wie ich aus guter Quelle weiß, in Buchareſt ernſtlich davon die Rede geweſen, ob nicht ein Wiederaufleben des Königreichs des Decebalus möglich wäre. Wenn es jetzt ſchon da wäre, dieſes Reich, ſo wäre es ſchon gut, und die Walachen, die nicht nur den Gegner des Trajan, den König Decebalus, ſondern auch den großen römiſchen Kaiſer Aurelianus, ſowie auch den römiſchen Kaiſer Galerius*), zwei tüchtige Soldaten zu ihren Landsleuten rechnen, ja die ſogar auch Ungarn mit ſeinem tapferſten, edelmüthigſten und berühmteſten Könige, dem Matthias Corvinus (ſein Vater Johann Hunyades war ein Walache) und mit ſeinem größten Türkenfreſſer, Paul Kinys, Grafen von Temeswar, beſchenkten, würden ja wohl im Stande ſein, große Männer zu produciren, welche ein ſo großes Reich regieren könnten. Allein wer könnte den blutigen Weg nur anſehen, auf welchem ein ſolches Reich zum Daſein gelangen müßte? Die Ungarn, die Deutſchen, die Türken, die Ruſſen würden alle auf gleiche Weiſe dagegen ſein, die Türken indeß wohl am wenigſten.

Von Sarmizegethuſa oder Ulpia Trajani aus ging eine Kette römiſcher Colonieen durch ganz Siebenbür-

*) Beide Kaiſer waren geborene Dakoromanen.

gen weit nach Norden bis zu den Quellen der Theiß hin, wo die letzte Paralissum Colonia hieß. Noch in dieſem Augenblicke liegen die großen ſiebenbürgiſchen Städte Karlsburg und Klauſenburg in dieſer Kette. Zwiſchen dieſer daciſchen Colonieenkette und jener panoniſchen an der Donau hin bis Carnuntum blieb das ganze mitten innen liegende Land, das 50 Meilen breite, flache Centralungarn, leer von römiſchen Colonieen. Im Grunde genommen, wenn man, wie man dieß mit Recht thun kann, die Deutſchen in Bezug auf Colonieen-Anlegung, Städtebau und Communen-Begründung in dieſen Gegenden als Nachfolger der Römer betrachtet, iſt es noch jetzt ſo. Denn zwiſchen der öſtlichen Kette deutſcher Städte-Communen Hermannſtadt, Karlsburg und Klauſenburg in Siebenbürgen und der weſtlichen vorzugsweiſe deutſchen Donauſtädte Ofen, Peſt, Raab ꝛc. fallen in die Mitte nur die ungariſchen Viehtriften und die vorzugsweiſe m a g y a r i ſ ch e n Städte: Szegedin, Debretzin ꝛc.

Als wir nun bei dem Anfange der ganzen Colonieenkette vorüberkreuzten, gedachten wir der Sorgen Trajan's, und ich muß geſtehen, wenn ich mir die ungeheuere Ausdehnung, die das römiſche Reich damals hatte, lebhaft vergegenwärtigte, ſo begreife ich nicht, wie dieſer große Mann in dieſem verſteckten Winkel ſeines Reiches ſo, ich möchte faſt ſagen, leichtſinnig kriegen konnte. Wenn er der Provinz Spanien, der Provinz Gallien, Britanniens gedachte, oder wenn er an den Euphrat und an den Tigris, an die Parther in Aſien, oder an Aegypten und Afrika und an das Cap Nun (denn ſo weit gingen ja die römiſchen Be-

ſitzungen) ſich erinnerte und ſich vorſtellte, was da wohl geſchehen, was dort gegen ihn unternommen werden möchte, ſo muß man ſtaunen, wie ein Mann die Laſt ſo rieſengroßer Sorgen tragen und muthig in dieſen kleinen Thälern, in dieſen engen Päſſen und Schlüſſeln ſich herumſchlagen konnte. In dem Mittelpuncte ſeines Reiches, von allen Gefahren auf der Stelle benachrichtigt, nach allen Seiten ſeine Diener ſendend, ſo nur kann ich mir ein ſo großes Staatsoberhaupt deutlich vorſtellen.

Der öſterreichiſche Militärpoſten ſtörte mich in der weiteren Verfolgung dieſer Ideeen. Er fragte nach meinem Paß und gab mir einen Verweis, daß ich ihn nicht hätte in Karanſebes viſiren laſſen. In der ganzen Militärgränze iſt das Paßweſen nämlich ſehr regulirt, und man muß hier überall viſiren laſſen, was man in Ungarn nicht nöthig hat. Die gelbe und ſchwarze öſterreichiſche Farbe ſieht man hier zum letzten Male. Oeſterreich hört auf, und Ungarn, deſſen Krone der Kaiſer von Oeſterreich trägt, beginnt, und damit hören denn auch die Vortheile der Ordnung und der Regelmäßigkeit, wie ſie in Oeſterreich herrſcht, auf, und es beginnen freilich viele Vortheile der ungariſchen Freiheit, aber auch viele Nachtheile der Art und Weiſe der Handhabung dieſer Freiheit ſich zu entwickeln.

Sonſt war dieß nicht ſo, vielmehr wurde gleich zu Anfang nach ſeiner Eroberung das ganze Banat einer militäriſchen Verwaltung, ganz ähnlich der der Militärgränze, unterworfen. Dieſe Verwaltung organiſirten der Prinz Eugen und der General Mercy. Das ganze

eroberte Land, das zum Theil ſehr entvölkert war, wurde mehr oder weniger als für das Haus Oeſterreich erworbenes Eigenthum angeſehen (weshalb auch noch in dieſem Augenblick die Krone Ungarn nirgends mehr Kameralgüter hat als im Banate). Viele Deutſche, Spanier und Italiener wurden berufen, das Land zu bevölkern (ebenſo wie auch die Römer unter Trajan aus Italien, Spanien und anderen Ländern ſchon einmal viele Colonieen hierher geführt hatten). Sie belehnte man mit Ländereien und ſchenkte verdienten Generalen ebenfalls Güter, verkaufte auch dergleichen zu billigen Preiſen. Deutſche und ſerbiſche Stadt-Magiſtrate wurden in den zu Städten erhobenen Ortſchaften eingeſetzt, und dieſe erbauten ſich Rathhäuſer, ſowie für die Soldaten überall Kaſernen errichtet wurden. Mehre Canäle für Schifffahrt und zur Austrocknung der Sümpfe wurden gegraben, zu wiederholten Malen ſerbiſche, bulgariſche und deutſche Coloniſten in's Land gezogen. Es wurde dann das Ganze mappirt, kataſtrirt, allen Dörfern das Ihre genau ausgemeſſen. Der ganzen Verwaltung ſtand ein ſogenannter „Präſident" vor, und übrigens war das Land nach deutſcher Weiſe in Kreiſe getheilt, deren jeder einen Kreishauptmann an der Spitze hatte. Alles dieß geſchah nach und nach in einem Zeitraum von ungefähr 60 Jahren, und die Leute im Banat nennen dieſe Periode die Zeit der „deutſchen Verwaltung."

Den Ungarn aber ſchien dieſe deutſche Verwaltund eine Verletzung ihres alten Beſitzrechtes an dieſen

Gegenden zwiſchen der Maros, Theiß und Donau, welche die öſterreichiſchen Kaiſer nicht als ſolche, ſondern als Könige von Ungarn und nicht für ſich neuerobert, ſondern für die ungariſche Krone zurückerobert hätten. Sie lagen daher der Kaiſerin Maria Thereſia ſchon lange an, das Banat wieder mit dem Königreiche Ungarn zu vereinen und dort wie im übrigen Ungarn die Verwaltung der Geſpanſchaften und die Theilnahme dieſer Geſpanſchaften an den ungariſchen Reichstagen einzuführen. Gegen das Ende der Regierung dieſer Kaiſerin erlangten ſie auch dieß Zugeſtändniß. Die deutſche Verwaltung, welche das Banat allein zu dem gemacht hatte, was es geworden iſt, die fruchtbarſte und eine der bevölkertſten Provinzen Ungarns, hörte auf, der Präſident dankte ab (das Präſidentenhaus ſteht noch in Temeswar), und die Ungarn nahmen Beſitz vom Banat und theilten es nach alter, vortürkiſcher Weiſe in drei Comitate, das Temeſcher, Kraſſover und Torontaler. Aus jener deutſchen Zeit aber ſtammen hauptſächlich die vielen deutſchen Colonieen im Banat; daher kommt es, daß Temeswar mehr als irgend eine Stadt im ganzen öſtlichen Ungarn noch jetzt deutſch iſt (ich erinnere dabei wieder daran, daß es auch ehemals, als Tibiscum, eine ebenſo bedeutende römiſche Colonie enthielt), und daher ſchreibt ſich endlich auch noch die Anhänglichkeit dieſer Deutſchen in Temeswar und im ganzen Banate an jene alte deutſche Verwaltung her, welche das Land neu conſtituirte, und unter welcher ſich wohl entſchieden die Bauern und Bürger wohler

befanden als unter der jetzigen Adelsherrſchaft, die den Bürger und Bauer weniger achtet, als es die öſterreichiſchen Präſidenten, welche von Mercy an faſt lauter Deutſche oder doch wenigſtens Nicht-Ungarn waren, ſo Engelshofen, Baron Lutzen, Fochtern, Graf Thierheimb, Villars, Clary und die Adminiſtrationsräthe Hildebrand, Knoll, Laff, Neumann ꝛc. ꝛc.

In der Militärgränze, wo der öſterreichiſche Kaiſer allein der Grundeigenthümer iſt (er hat das Obereigenthum aller liegenden Güter), wo aller ſonſtige Grundbeſitz nur Militärlehn iſt, und wo ein Offizier außer einem Obſt- und Gemüſegärtchen nichts beſitzen, ja nicht einmal ein größeres Grundſtück in Pacht nehmen darf, giebt es keine Spur von grundbeſitzendem Adel. Sowie man aber die ungariſche Gränze überſchreitet, hört und ſieht man überall gleich die „Grundherren" und ihre Herrſchaften.

Es iſt vielleicht der Adel keiner europäiſchen Provinz ſo wunderlich zuſammengeſetzt wie der der drei banatiſchen Comitate. Ich will nur einige ſeiner Elemente bezeichnen. Zuerſt giebt es allerdings unter ihnen mehre der edelſten ungariſchen Geſchlechter, als z. B. Bathyany's, Szapari's ꝛc. Ebenſo ſind auch hier viele deutſche adelige Familien beſitzlich geworden, doch bilden ſie die Minderzahl, und namentlich giebt es der ächten magyariſchen Familien-Stämme, welche faſt alle unter der türkiſchen Herrſchaft erloſchen oder vertrieben wurden, weniger als in irgend einem

anderen Theile des Königreichs. Ebenſo auch hat man einige Geſchlechter walachiſchen Urſprungs, z. B. die Joſika's, doch ſind dieſe in der Regel ſchon ſeit alten Zeiten magyariſirt. Obgleich ſich über eine Million Walachen in Ungarn und Siebenbürgen befinden, und zwar in einem Theile des Landes, der als ihr uraltes Stammland zu betrachten iſt, ſo giebt es hier doch keine walachiſchen Bojaren, wie in der Walachei, Moldau, Bukowina und Beſſarabien. Ich glaube, daß die alten edlen walachiſchen Geſchlechter alle im Laufe der Zeit entweder ausgeſtorben ſind, oder ſich zu Magyaren umgebildet haben.

Der Hauptſtamm des banatiſchen Adels iſt ein völlig neugeſchaffener, es ſind meiſtens Serbier und zum Theil auch Armenier. Dieſe letzteren, die Armenier, ſind die großen Viehzüchter, ſowohl in dieſen Gegenden Ungarns als auch in den im Norden der Maros liegenden Comitaten. Sie werden häufig ſehr reich bei dieſem Geſchäfte, und da in keinem Lande der Adel leichter zu erwerben iſt als in Ungarn, wo er zugleich auch mehr Prärogativen gewährt als in irgend einem anderen Lande, ſo kaufen ſich ſolche Herren dann ſehr gewöhnlich im Banate an und gehören dadurch zum Adel.

Ganz etwas Aehnliches iſt es mit den Serbiern, auch unter ihnen ſind viele, die durch Viehhandel und andere Geſchäfte außerordentliche Reichthümer erwerben, und ſie pflegen ſich jetzt ſeit langen Zeiten ſchon in dem Banate, welches durch die vielen ſerbi-

ſchen Auswanderungen und Niederlaſſungen ein halbes Neuſerbien geworden iſt, anzukaufen. Dieſe ſo entſtandene Claſſe ſerbiſcher Edelleute bildet entſchieden die Mehrzahl im banatiſchen Adel, und ihre Hauptſtadt iſt Temeswar. Auch der Fürſt Miloſch wollte ſich nach dieſer unter den auf öſterreichiſche Seite übergetretenen Serbiern herrſchenden Sitte im Banate ankaufen, was ihm aber bekanntlich nicht geſtattet wurde. Dieſe Serbier ſind griechiſche Slaven, weshalb auch in ihren Zirkeln in Temeswar über den Sturz von Warſchau keine große Betrübniß herrſchte.

Mein heutiger Kutſcher dachte über die banatiſchen Fieber anders als der geſtrige, welcher ſie dem Obſteſſen zuſchrieb. Er ſagte, dieß wäre Vorurtheil, die Fieber kämen von dem eigenthümlichen Waſſer des Banats her, vor Obſt brauche man ſich gar nicht zu hüten. Er legte mir daher ohne Weiteres einen großen Zweig mit ſchönen Zwetſchen vor, die ſo dick waren wie Hühnereier. Ich hielt dieſen Zweig in der Hand und dachte eben daran, wie Huyſum oder Kupp ihn wohl gemalt haben würden, als mein Kutſcher wieder von Raki zu ſprechen anfing, worüber der ganze Zwetſchenzweig mir zuwider ward. Jenes feurige Gift weiß der Menſch im Schönſten und im Nützlichſten zu finden, hier findet er es in den Zwetſchen, in Preußen in den Kartoffeln, in Schweden im Korn, in Frankreich in den Trauben, in Oſtindien im Reis, bei den Kalmücken ſogar in der Milch, dem ſcheinbar unſchuldigſten Stoffe von der Welt.

Von den Deutſchen im Banate hörte und ſah ich ebenſo viel Gutes als von denen in der Batſchka. Sie bauen z. B. den beßten Taback, eine Pflanze, die ſehr gepflegt ſein will. Das Land, in dem ſie ſteht, muß gut gepflügt werden, die Blätter müſſen bei'm Trocknen ſowohl vor dem Regen als auch von der oft zu ſtarken und zu heftig trocknenden banatiſchen Sonne geſchützt werden. Alle dieſe und andere Pflege laſſen die Deutſchen dem Taback mehr angedeihen als die Walachen. Die Walachen halten am meiſten auf ihre „Kukurusitsche", d. h. auf ihre Maisfelder, denn der Kukuruz iſt ihr Ein und ihr Alles. Die Aufſpeicherung dieſer vielgebauten Frucht hat hier eigenthümliche und, wie es ſcheint, ſehr zweckmäßige Wirthſchaftsgebäude hervorgerufen. Dieſe Gebäude, die man bei jeder walachiſchen Wohnung ſtehen ſieht, und die auch bei den größeren gutsherrlichen Wirthſchaften immer einen großen Theil der Baulichkeiten einnehmen, heißen: „Kukuruzkora" und ſind folgendermaßen eingerichtet.

Es ſind bei den Bauern auf vier Pfählen etwas über den Boden erhabene und unter Dach gebrachte Scheunen, äußerſt ſchmal (5 bis 6 Fuß breit) und ungemein lang (30, 40 bis 100 und 200 Fuß, je nach dem Reichthum des Beſitzers). Sie ſind über dem Boden erhaben, um Feuchtigkeit abzuhalten, und von Flechtwerk, damit die Luft durchziehen und die Sonne darauf einwirken kann. Aus derſelben Urſache auch ſind ſie ſchmal und lang; denn in einem runden oder breiten Gebäude würden die friſchen Körner der Kolben leicht

ſticken. Dieſe Gebäude gleichen alſo in der Art und in dem Zweck ihrer Conſtruction den Gradir-Mauern bei unſeren Salinenwerken.

Auf den Edelhöfen ſind die Kukuruzkora's ſolider aus lauter ſchmalen Latten mit Zwiſchenräumen errichtet, und ſie ſtellen ſich hier oft von außerordentlicher Länge dar. Die Maiskörner dürfen nicht gleich, ſo wie ſie reif vom Acker geärntet ſind, wie anderes Getreide gedroſchen werden, ſondern ſie müſſen in dem Kolben ſelbſt erſt völlig austrocknen und nachreifen. Dieß thun ſie in den Kora's, in denen ſie oft den halben oder ganzen Winter, wie in einem Kaſten übereinander gepackt, liegen bleiben, bis man ſie dann im Frühling erſt ausſtampft. Mir ſcheint es, daß man in allen unſeren maisbauenden Gegenden die Conſtruction dieſer nützlichen Bauten nicht kennt.

Walachaner Schweine, Walachaner Ochſen, Walachaner Büffel, Walachaner Schafe, die beiden erſten in großen Heerden, die letzteren in kleineren Partieen, waren auf dem ganzen Wege bis Lugos hin unſere regelmäßige Geſellſchaft. Gewöhnlich waren bei jeder Heerde ein paar grauſam und wild ausſehende, aber gewiß unter Umſtänden ganz gutmüthige Walachaner Menſchen als Treiber und zuweilen außerdem noch ein paar Serbier zu Pferde, die Beſitzer der Heerde ſelbſt, oder ihre Commiſſionäre, meiſtens jeder mit zwei bis drei Piſtolen und einem Jatagan bewaffnet. Bei einigen dieſer Heerden vernahm ich das Geläute einer Glocke, das lauter ſchöne Gedanken an die Schweizer-Alpen in mir auf-

ſteigen ließ, jedoch nur ſo lange, bis ich den Träger der Glocke zu ſehen bekam, welcher gewöhnlich keine behagliche, mit Blumenkränzen geſchmückte Alpenkuh, ſondern ein großes, grunzendes Mutterſchwein war, dem die übrige Heerde von Grunzern folgte. Außer dieſer Glocke müſſen die Walachaner aber auch ſonſt noch allerlei Kunſtſtücke anwenden, um ihre Heerde in beſtändigem, willigen Marſchir-Humor zu erhalten, — der vorangehende Treiber lockt, trillert, ſchreit, zwitſchert, pfeift und ermuntert beſtändig. Die Schweine mögen ſich daran gewöhnt haben, und es mag wohl ohne dieß Hallo nicht von Statten gehen. Vielleicht denken ſich die Hirten aber auch dergleichen nur aus, um ſich ſelber damit zu amüſiren. Wie unzählig viele „Roſtbrateln" und „Schweinscoteletten" ließ ich hier nicht am Wege, derentwegen man noch einmal in Peſth oder Wien den Wirth beloben und ſagen wird: „Ah, Ihr Fleiſch iſt ausgezeichnet, Herr Wirth!" wie unzählig viele andere, derentwegen man dem Kellner ein ſchiefes Geſicht machen und rufen wird: „Kellner, nehmen's aweck, 's iſch ſo hart, das Roſtbratl, man verbeißt ſich die Zähne ſchier drauf!"

Eine dieſer Heerden hatte hier kürzlich den Rußberger Eiſenherren einen argen Streich geſpielt. Sie hatte die ganze ſchöne Lugoſcher Eiſenbrücke zuſammengeriſſen, die wir nun jämmerlich zerbrochen im Fluſſe liegen ſahen und neben der wir durch's Waſſer paſſiren mußten. Dieß war ſo zugegangen. Eine Heerde ſcheuer Büffel war eben im Begriff, dieſe Brücke langſam zu überſchreiten, und einige von ihnen waren bereits auf

dem jenſeitigen Ufer angekommen, als ein kleines Hündchen vor ihnen aufſprang und ſie anbellte. Die Vordermänner wichen ſcheu vor dem Hunde zurück, und dieſer folgte bellend nach. Die Vordermänner drängten auf die Hintermänner. Durch das entſtehende Getrampel auf der Brücke mochten ſie alle noch wirſcher werden, und kurz, die ganze Heerde kam in der Mitte der Brücke in einem wilden Gedränge und verwickelten Knoten zuſammen, den die Hirten nicht ſchnell genug löſen konnten. Die Laſt wurde der Brücke zu groß, ſie brach, ſank, und alles todte Eiſen und all die lebendigen Büffel polterten mitſammen in den Fluß hinab. Da ſah man recht, auf wie außerordentliche Fälle man bei allen Werken und Unternehmungen im Leben gefaßt ſein muß. Mehre Büffel wurden bei dieſer Gelegenheit erſchlagen, andere ſo ſchlimm zugerichtet, daß man ſie ſchlachten mußte, und Lugos und die Umgegend hatte in dieſen Tagen ſehr billigen Büffelbraten auf der Tafel. Einige behaupten, die Brücke ſei falſch conſtruirt geweſen, und dieß trage die Schuld des unerfreulichen Ereigniſſes — Andere ſagten, das Comitat, von welchem das Holz geliefert worden, habe ſchlechte, feuchte und bald verfaulte Balken gegeben und müſſe die Zeche bezahlen — wieder Andere wollten den armen Büffelhirten zu Leibe, die ihr Vieh geſchickter hätten treiben ſollen — und Etliche ſuchten den Beſitzer des Hundes zu entdecken, der die nächſte Veranlaſſung gegeben. Ich möchte wohl wiſſen, wie dieſer gordiſche Knoten von Proceß noch entſchieden wurde.

Bei Lugos ziehen ſich einzelne kleine Bergzweige in die Ebene hinab und verlaufen ſich ganz allmählig in derſelben, in äußerſt unmerklichen Abſtufungen immer nur ein Weniges niedriger werdend, bis ſie endlich völlig mit der Fläche verſchmelzen. Uebrigens zieht ſich in einem größeren Bogen noch ein Hauptaſt der ſiebenbürgiſchen Alpen weit um die Stadt herum und läuft dann erſt im Norden von Temeswar zwiſchen der Temes und der Maros ebenfalls äußerſt allmählig, von hohen Bergen zu niedrigen, von Bergen zu Hügeln, von Hügeln zu Dünen, von Dünen zu noch unmerklicheren runden Buckeln und endlich zu völlig egalen Flächen abſteigend.

In dem Wirthshauſe von Lugos kam uns kein Kellner entgegen — wir mußten lange pochen, ſtampfen und ſchelten, bis ſich Jemand zeigte, der uns bewillkommnen wollte, — die Thüren der Zimmer waren mit doppelten Schlöſſern verrammelt, wie wir es bei unſerem erſten Eintritt in Ungarn in Eiſenſtadt fanden. Es war uns dieß in der Militärgränze nirgends vorgekommen. Wir hatten dort vielmehr überall gute Bedienung, reinliche Wirthshäuſer und treffliche Speiſen gefunden. Es müßte wunderlich zugegangen ſein, wenn das ein bloßer Zufall geweſen wäre.

Lugos theilt ſich in Deutſch-Lugos und in Walachiſch-Lugos. Dieß iſt hier im Banat mit mehren Orten der Fall. Ja ich werde ſpäter noch Gelegenheit haben, zu zeigen, daß auch viele Dörfer ſo eingerichtet ſind, daß auf der einen Seite der Straße

Deutſche, auf der anderen Walachen oder Serben wohnen. Eine der verbreitetſten Familien in Lugos iſt die Familie „Deutſch.“ Ich ſah dieſen Namen häufiger als irgend einen anderen.

Ich ſollte eigentlich von Lugos nichts als nur Schönes und Gutes ſagen; denn ich fand hier ſo liebenswerthe und ſo ſehr von mir verehrte Menſchen, mit denen es mir vergönnt ward ſo äußerſt angenehme Stunden zu verleben. Doch glaube ich, daß dieſe einen Fremdling ſo freundlich willkommen heißenden Menſchen Lugos ſelbſt, wenn auch gerade nicht für einen verächtlichen, doch auch eben nicht für den reizendſten und lieblichſten Aufenthalt halten, den ſich ein Menſch wünſchen könnte, und in dieſer Vorausſetzung thue ich meinem Urtheile keinen Zwang an.

Mich weckte am anderen Morgen in Lugos das Kettengeklirr von Verbrechern, ein unleidlicher Klang, der aber in den ungariſchen Comitatsſtädten ein ſehr gewöhnlicher iſt. Die Verbrecher werden in dieſen Städten nämlich theils zu allerlei Arbeiten für die Comitatsbeamten verwandt, theils iſt es ihnen auch erlaubt, aber nie ohne ihre Ketten, in die Privathäuſer zu gehen und ſich durch Arbeit einige Pfennige zu verdienen. Sie klirren daher überall auf den Straßen herum, und ich ſah ſie ſelbſt Abends ohne Aufſicht ihre Ketten ſchleppen. Ich verſtehe keine Sylbe davon, warum man nicht in Ungarn eine andere und beſſere Gefängniß-Ordnung einführt, als dieſe iſt, welche fortwährend mit Ketten be-

laſtete Räuber und Banditen in die Geſellſchaft ehrlicher Leute führt.

Durch dieſes Kettengeklirr wurde ich am folgenden Morgen, wie geſagt, geweckt. Es war ein Sonntag, und ich beſuchte die verſchiedenen Kirchen des Orts, die katholiſche und griechiſche. Die letztere nennt man hier die „illyriſche“ Kirche. Das Wort „illyriſch“ ſcheint dem Reiſenden in dieſen Gegenden ein wahres Chamäleon zu ſein, eine höchſt ſchwankende, unbeſtimmte und unſichere Benennung; denn es werden unter dem Namen „Illyrier,“ den ſich alle, als einen berühmten und edlen Volksnamen, gern gefallen laſſen und ſoviel als möglich zueignen, während ſie zugleich die Benennung Raizen und andere Spottnamen ungern hören, nicht nur die Bewohner eines gewiſſen Landes (des alten römiſchen Illyricums) verſtanden. Der Name geht jetzt vielmehr weit über die Gränze dieſer Provinz hinaus. Auch nicht blos die Glieder eines gewiſſen Volksſtammes werden mit dieſem Namen bezeichnet; denn die Walachen, die auch zur illyriſchen Kirche gehören, haben nichts mit den Slaven zu thun. Auch werden endlich darunter nicht durchweg die Mitglieder einer und derſelben Kirche verſtanden, denn die Kroaten nennen ſich vor allen Dingen Illyrier und ſind ächte Katholiken, während die illyriſchen Serbier der griechiſchen Kirche angehören. Der Name Illyrier iſt alſo weder eine genetiſche, noch eine geographiſche, noch eine Religions-Partei-Benennung. Ich habe mich bemüht, darüber in's Klare zu kommen, und mir ſcheint Folgendes das Richtige.

Der Name Illyrier iſt nie ganz außer Gebrauch

gekommen. In Oeſterreich hat man damit von jeher mehr eine Kirchenpartei bezeichnet, und zwar die griechiſche. Und in dieſer Beziehung hat man von der illyriſchen Kirche geſprochen und auch von den illyriſchen Nationen, worunter man alle diejenigen verſtanden, die im Südoſten der öſterreichiſchen Monarchie der griechiſchen Kirche zugethan ſind, mögen ſie Serbier, Walachen oder Slavonier ſein. Seit langer Zeit beſtand daher auch in Wien eine eigene Hofkanzlei „in Illyricis“ (in Angelegenheiten der griechiſchen Kirche). Ebenſo nannte man auch die Verſammlungen der walachiſchen, ſerbiſchen und ſlavoniſchen Deputirten zur Wahl eines neuen Erzbiſchofs oder Metropoliten den „illyriſchen National-Congreß.“ In neuerer Zeit aber, beſonders ſeit Napoleon wieder ein illyriſches Königreich aufleben ließ, iſt der edle Name „Illyrier“ in noch größere Achtung und Mode gekommen, und jetzt will man dem Worte blos eine genetiſche Bedeutung unterlegen und den ganzen ſüdöſtlichen Stamm der Slaven, wie wir ſchon oben näher ausführten, ſo nennen, und in dieſem Sinne gehören dann die Walachen nicht dazu.

In der illyriſchen Kirche fand ich ein paar Plajaſchtſchen in prächtiger Kleidung, viele walachiſche Männer feſttäglich angethan und mit frommen ehrfurchtsvollen Mienen. Die Einrichtung der Kirche, das Ikonoſtas, die Art ſich zu bekreuzen, die Bilder zu küſſen, das „Gospodi pomilui,“ der ganze Hergang der Meſſe, das Aeußere der Prieſter, dieß Alles war ganz ebenſo wie in den griechiſch-ruſſiſchen und wie über-

haupt in allen griechiſchen Kirchen. Einige Verſchieden-heiten fielen mir aber doch auf. Die Melodieen der Geſänge ſchienen etwas anders zu ſein. Auch ging der Prieſter während des Gottesdienſtes durch die mittleren königlichen Pforten des Ikonoſtaſes aus und ein, was er in Rußland für gewöhnlich nicht thut. Dann bemerkte ich nicht, daß die Leute auf die Erde niederfielen und mit der Stirne den Boden ſchlugen. Beſonders auffallend aber war es mir, ſo ungleich viel mehr Männer als Frauen in der Kirche zu finden.

In der katholiſchen Kirche, die ich darnach beſuchte, war dieß umgekehrt. Ich glaube, daß durchweg in der ganzen griechiſchen Kirche die Männer mehr an dem Gottesdienſte Theil nehmen als die Frauen. In der griechiſchen Kirche ſtanden die Männer alle vorne an und bildeten die mittlere Maſſe der Verſammlung; die Frauen aber waren mehr hinten zerſtreut. Auch dieß war umgekehrt in den meiſten ungariſchen katholiſchen Kirchen, die ich ſah, in denen immer die Frauen vorn und in der Mitte in Maſſe zuſammenſaßen, während die Männer hinten an den Mauern, vor den Thüren und in den Gängen vertheilt waren. Auch dieſe Gruppirung des Publicums in den verſchiedenen Kirchen hängt gewiß mit dem Charakter beider zuſammen. Die griechiſche Kirche iſt eine Männerreligion, die katholiſche, welche die Mutter Maria ſo hoch ſtellte, hat weit mehr dem tiefreligiöſen Sinne, der in dem Weſen des Weibes liegt, gehuldigt. Daher giebt es in der katholiſchen auch weit mehr heilig geſprochene Frauen als in der griechiſchen, im Ganzen, glaube ich,

wenigſtens drei Mal ſo viel. Auch Nonnenklöſter giebt es deshalb bei den Katholiken mehr als bei den Griechen. Es bezeichnet dieß außerordentlich ſtark den gewaltigen Unterſchied des Geiſtes, der in beiden Kirchen waltet.

Die illyriſche oder griechiſche Kirche iſt in dieſen Gegenden, wie in der öſtlichen Militärgränze, noch immer die entſchieden herrſchende. Denn es kommen in der Kraſſoer Geſpanſchaft, zu welcher Lugos gehört, auf 156,000 Griechen 15,000 Katholiken und nur 80 Proteſtanten. Dieß Verhältniß ändert ſich in der Linie, in welcher wir gegen die Theiß hin vorſchreiten, bedeutend. Der Griechen werden immer weniger, der Katholiken und Proteſtanten mehr, wie ſich dieß aus folgender Ueberſicht der von Oſten nach Weſten hin bis zur Theiß neben einander liegenden Comitate zeigt.

Das Verhältniß der drei verſchiedenen Kirchen-Parteien ſtellt ſich ſo:

In der Kraſſoer Geſpanſchaft kommen auf	1000 Gr.	100 K.	1 Pr.
In der Temeſer — —	1000 =	300 =	20 =
In der Toronthaler — —	1000 =	500 =	60 =
In der Tſchongrader oder Szegediner Geſpanſchaft —	1000 Gr.	30000 K.	11000 P.

Man kann noch mehre ſolche intereſſante Linien durch Ungarn verfolgen und zwar ſo: Es läßt ſich dieſes Land als ein Viereck mit vier Zipfeln auffaſſen. Der ſüdliche Zipfel, in dem wir uns befinden, der Zipfel der Walachen und Serbier, iſt der Sitz der orientaliſchen Kirche, — die nordöſtliche Partie, der alte Wohnplatz der Magyaren, hat den Kern der reformirten

Bevölkerung, — in dem nordweſtlichen Ende, dem Lande der Slowaken, befinden ſich die meiſten Lutheraner — und in dem ſüdweſtlichen Viertel, im Gebiete der Kroaten, herrſcht der reinſte Katholicismus.

Auf den Linien, welche alle die extremen Endpuncte mit einander verbinden, läßt ſich ein allmähliges Aufſteigen der einen, ſowie eine fortſchreitende Abnahme der anderen Kirche nachweiſen.

Beiſpielsweiſe wollen wir nun einmal zwei Linien, die uns in dieſen Gegenden beſonders intereſſiren, näher angeben, nämlich diejenige, welche von dem ſüdöſtlichen Griechenthum nach Weſten durch die ganze Militärgränze zum kroatiſchen Katholicismus geht, und dann die, welche nach Norden zum magyariſchen Calvinismus aufſteigt.

Auf den verſchiedenen Puncten der erſten Linie ſtellen ſich die Religionsparteien ſo dar:

In d. banatiſchen Gränze kommen auf 1000 Gr.	100 K.	33 Pr.
In d. ſlavoniſchen Gränze — — — =	1000 =	30 =
Kn d. kroatiſchen Gränze — — — =	1100 =	¼ =
In Kroatien ſelbſt (dem Agramer Comitat) — — — =	100,000 =	0 =

Auf der zweiten Linie nach Norden zum Calvinismus hin verändern ſich die Religions-Verhältniſſe nach folgender Proportion. Auf 1000 Griechen kommen:

im Banat (Temeſer u. Kraſſoer Comit.)	200 Kathol.	10½ Pr.
in der Arader Geſpanſchaft	160 =	80 =
in der Großwardeiner Geſpanſchaft	160 =	1200 =
in der Debreziner Geſpanſchaft	140 =	1000 =

In der Stadt Debreţin ſelbſt kommen auf 42,000 Einwohner 38,000 Proteſtanten, 4000 Katholiken und vielleicht einige hundert Griechen.

Wir haben hier bisher unter den Proteſtanten die Reformirten und Lutheraner zuſammengenommen. Trennt man ſie, ſo zeigt ſich die große Ueberzahl der Reformirten in dem nordöſtlichen magyariſchen Theile des Landes, wo oft auf 1000 Reformirte ein, zwei oder drei Lutheraner kommen, während, wenn man von hier zum nordweſtlichen ſlowakiſchen Theile übergeht, die Lutheraner im Verhältniß zu den Reformirten ſo zunehmen, daß umgekehrt auf 1000 Lutheraner oft nur 50, oder gar nur 2 oder 1 Reformirter kommen; z. B.

die Preßburger Geſpanſchaft hat:
Lutheraner: 18000, Reformirte: 2000, Prop. 1000:100;
die Neutraer Geſpanſchaft hat:
Lutheraner: 17000, Reformirte: 3000, Prop. 1000:60;
die Trentſiner Geſpanſchaft:
Lutheraner: 21000, Reformirte: 20, Prop. 1000:1*).

Am Morgen gehen die Walachen in die Kirche, am Nachmittage zum Tanz oder, wie ſie es nennen, zum „Dschoku." Dschoku (italieniſch Giuoco) heißt eigentlich das Spiel, vorzugsweiſe aber das Tanzſpiel, woher auch dschokare tanzen heißt. Sie nennen übri-

---

*) Wir haben alle die oben ſtehenden Verhältnißzahlen nach Hietzinger (Jahr 1820) und nach einer ungariſchen Statiſtik von Magda beſtimmt.

gens auch den Tanz „Danzio“ und tanzen „danzescire.“ Doch haben ſie dieſes Wort ohne Zweifel von den Deutſchen aufgenommen, und ſie bezeichnen damit nur den deutſchen Tanz, den Walzer, der auch bei ihnen bekannt iſt. Ebenſo wie die Walachen haben auch die Magyaren das Wort Tanz (ungariſch Tantz) von uns aufgenommen und mit dieſem alle die davon abgeleiteten: „tantz mester“ (Tanzmeiſter), „tantz haz“ (Tanzhaus), „tantz nóta“ (Tanzmuſik), „tántzolo“ (Tänzer), „tantzoskola“ (Tanzſchule). Für die eigentlichen ungariſchen Nationaltänze haben ſie, wie die Walachen, wieder andere Namen. Ebenſo haben die Ruſſen von uns das Wort „danzawatj“ (nach der Mode tanzen) und „plässatj“ (nationaliſch tanzen). Es iſt dieß übrigens noch mit vielen anderen Völkern der Fall. Es iſt höchſt merkwürdig, daß dieſes deutſche Wort Tanz auch durch das ganze übrige Europa geht. Engliſch, franzöſiſch: dance, italieniſch: danzo, ſpaniſch: dança.

Auch ich wurde von einer liebenswürdigen Geſellſchaft mit in die Vorſtädte von Lugos hinausgenommen, um dieſe walachiſchen Volkstänze anzuſehen. Häufig ſoll ſonſt der gewöhnliche Tanzboden der Walachen der Kirchhof ſein. Hier war es ein großer offener hölzerner Schuppen, unter dem ſich 50 bis 60 Paar nach einer Zigeunermuſik luſtig hin- und herbewegten. Sie waren dabei ſo fleißig, als hätten ſie eine ſehr geſchäftige Arbeit vor. In der Regel waren die Paare ohne Verbindung unter einander, ohne eine Figur zu

bilden. Jeder Herr ſtand ſeiner Dame gegenüber und trippelte auf demſelben Flecke nach Herzensluſt herum, gerade ſo, als wenn die Winzer Trauben austreten. Ebenſo machte es auch die Dame. Sie näherten ſich trippelnd ein wenig, ebenſo entfernten ſie ſich wieder. Dieß ging unermüdlich oft fünf Minuten lang ohne Variation ſo fort, und wenn man bedenkt, daß das, wie ich ſagte, 40 bis 50 Paare ſo thaten, ſo kann man ſich ungefähr eine Vorſtellung davon machen, wie komiſch das ausſehen mußte. Nach fünf Minuten aber ergriffen die Tänzer ihre Damen, ſchwenkten ſie hin und her, oder im Bogen herum und bewegten ſich dann auch mit ihnen wohl von der Stelle durch das Gewirr der übrigen hin, bis das Trippeln und Schaukeln auf einem Flecke wieder anfing.

Einer der Tänzer, ein recht flotter Burſche, zeichnete ſich vor allen anderen aus; er hatte ſeine Jacke ausgezogen und zeigte in ihrer ganzen Pracht eine Weſte mit ſilbernen Knöpfen. Vorn im Gürtel hing ihm ſein hübſch geſticktes Schnupftuch lang herab und wehte in der Luft wie eine Flagge (wie die Letten mit den Handtüchern, ſo machen die Walachen und Ungarn mit den Schnupftüchern Parade). Dabei ſchnalzte er zuweilen mit dem Munde, begleitete die Muſik mit lauten Ausrufungen, Geſang und improviſirten Scherzen. Er ſchwenkte ſeine Tänzerin hin und her, ergriff ſie, ließ ſie los, ergriff ſie wieder, hob ſie ein wenig vom Boden, kurz bearbeitete ſie auf die manchfaltigſte Weiſe.

Sie, die Tänzerin, eine junge Walachin, hatte eine

hübſch bordirte Schürze vor, an welcher am Rande hin die Gold= und Silberfädchen ſchimmerten. Ohne Zweifel hatte ſie dieſelbe ſelbſt geſtickt und nicht, wie es jetzt wohl, wenigſtens in den walachiſchen Städten, Mode wird, bei einer Putzmacherin bordiren laſſen. Auf ihrem Kopfe lief die Scheitellinie der Haare nicht mitten über das Haupt, ſondern, von den beiden Schläfen angefangen, rund um daſſelbe herum, eine Art von Abtheilung der Haare, wie ich ſie bisher noch nicht geſehen hatte, wie ſie aber bei den hieſigen Walachinnen ganz üblich iſt. Der obere Haarſchopf war zu einer dichten Flechte vereinigt, ebenſo auch der untere Haarzopf. Die untere Flechte war die ſtärkere und ſchlang ſich ſchief um den Kopf herum, ſo daß es ausſah, als wenn ſie nachläſſig auf eine Seite herabfiele. Die obere Flechte dagegen lag in einem Kreiſe gewunden ganz horizontal und gerade auf dem Scheitel. Zwei Flechten auf dieſe Weiſe zu vereinigen, dieß iſt bei den Walachinnen Mode, und wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, ſo muß ich ſagen, daß mir in dieſer Vereinigung des Schiefen und Geraden ein großer Reiz zu liegen ſchien. Ich erinnerte mich hierbei des ruſſiſchen Zweigeſpanns, bei welchem ein Pferd im Trabe geradeaus läuft, während das andere im Galopp und zur Seite gebogen daneben ſpringt. Ich weiß nur nicht zu ſagen, woher es kommt, daß wir eine gewiſſe Abweichung von der Regelmäßigkeit ſo ſchön finden, wie es z. B. zu erklären, daß die ſchief aufſitzende Mütze einen Anſtrich von Poeſie und Genialität giebt und dieſe

ſchiefe Flechte der Walachinnen einen ſo großen Reiz hat. Die Walachinnen halten auf die beiden dicken Haarflechten, welche ihr Haupt umſchlingen, ſo viel, daß diejenigen ſogar, welche nicht von Natur hinreichenden Haarwuchs haben, ſich eine falſche Flechte machen laſſen (ebenſo wie die Ruſſen bei jenem Zweigeſpann ihren Pferden falſche lange Mähnen einbinden). Diejenigen, welche weder Haare, noch auch Geld genug haben, ſich dieſe zweite Flechte anzuſchaffen, begnügen ſich natürlich auch mit einer, doch iſt dieß dann immer die ſchief auf einem Ohre liegende.

Gewöhnlich alſo, ſage ich, war es ſo, daß die verſchiedenen Paare einzeln durcheinander tanzten, und dieß, ſagten ſie mir, ſei der eigentliche „Dschoku“. Zuweilen aber auch faßten ſich mehre Paare (4, 5 u. 6) zuſammen an und bildeten Reigentänze, die ſich im Kreiſe herumdrehten und zuſammen das ausführten, was früher jedes einzelne Paar für ſich dargeſtellt hatte. Dieſer Kreis-, Reihen- oder Gürteltanz heißt im Walachiſchen „Kolo“. Eigentlich bildet bei dieſem „Kolo“ die gewöhnliche Muſik der Walachen, der Dudelſackpfeifer, den Mittelpunct, um den ſich Alles herumbewegt. Hier, wo die Muſik ein ganzes Chor war, fiel dieß weg. Sie gaben ſich dabei die Hände. Uebrigens haben ſie auch eine Art von Kolo, „der Koloſchärentanz“ genannt, den gewöhnlich blos Männer aufführen und bei welchem ſie ſich nicht die Hände reichen. Dabei hat jeder gewöhnlich einen großen Hirtenſtab in der Hand, deſſen er ſich wie der Bär bei'm Tanze bedient.

Der Dudelſackpfeifer ſteht bei dieſem Koloſchärentanz in der Mitte. Die Tänzer führen mit ihren Stäben (die zuweilen auch durch Beile erſetzt werden) allerlei ſeltſame Bewegungen aus, ſchreiten von allen Seiten gegen den Dudelſack vor, fahren in verſchieden gerichteten Radien wieder auseinander und gehen im Kreiſe rechts und dann wieder links herum. Dieſer Koloſchärentanz kommt beſonders bei den Walachen in den ſiebenbürgiſchen Alpen vor.

Außerdem haben ſie aber auch noch andere Tänze; mir wurden noch genannt die „Argirenka“, dann „Montaneschti“ und „Kataneschti“, d. h. „auf gebirgisch“ und „auf ſoldatiſch“, doch kann ich ſie nicht näher beſchreiben, weil ich keine deutliche Vorſtellung von ihrer Weiſe erlangte.

Auch einiger hübſcher Oelgemälde muß ich noch erwähnen, die ich hier in Lugos zu ſehen Gelegenheit hatte, weil ſie Gegenſtände darſtellten, die namentlich für die Gegenden, in welche ich nun hineinreiſe, für die ungariſchen Flachländer, charakteriſtiſch waren. Beide Gemälde waren von einem öſterreichiſchen Maler Namens Preſtel und beide ganz aus dem Leben der hieſigen Natur- und Menſchenwelt gegriffen. Das eine ſtellte einen Theil der ungariſchen Steppen dar, eine breite, unabſehbare wüſte Fläche, über welche bereits der Schleier der Abenddämmerung herabgeſunken iſt. Ein trüber, tief niederhängender Wolkenhimmel vermehrt noch die Finſterniß, und nur vom fernſten Horizonte ſchimmert ein leiſer Lichtſtreifen. Im Vordergrunde reitet die Haupt-

figur des Bildes, ein „Tschikosch“ (ungariſcher Pferdehirt) auf einem wilden rauhhaarigen Thiere im geſtreckten Galopp vorüber. Ein junges Kalb liegt blökend und ſchreiend vor ihm quer auf dem Pferde, er hält es feſt wie ein Wolf ſeine Beute. Seinen Hut hat er tief in's Geſicht hinabgedrückt, und indem er ſein Pferd anſpornt, blickt er ſcheu rückwärts, um zu ſehen, ob nicht Jemand den Räuber verfolge, denn er hat ſich in dieſer Dämmerung die Zeit erſehen und jenes Kalb nach der Weiſe der Tſchikoſen, welche ſich wie die Falken meiſtens von kühn im Fluge erhaſchtem Fleiſche nähren, geſtohlen.

Das andere Bild ſtellt ebenfalls einen Theil der ungariſchen Steppen dar und darauf ein Wettrennen walachiſcher und ungariſcher Bauern. Man ſieht mehre ihrer Wagen in der Ferne auf der Fläche kreiſen. Einer davon iſt mit 15 Pferden beſpannt, die zu 2, 3 und 4 neben einander geſchirrt ſind und alle im Laufe mit dem großen Wagen durchgehen. Nebenbei caracoliren die kleinen Füllen. Einer der Wagen, ich glaube, ein ungariſcher, mit vier Pferden beſpannt, kommt allen voraus. Die Peitſchenhiebe fliegen von der Rechten und Linken herbei, der Staub wirbelt in die Höhe, der Kutſcher beugt ſich mit Ermunterungen vorn über ſeine Pferde hin, auf ſeinem hopſenden Sitze balancirend, die vier Pferde ſcheinen aber im Begriff, zum Bilde heraus und in's Zimmer hinein zu ſpringen, denn der Maler hat das ganze Viergeſpann gerade von vorn aufgefaßt und die Pferde ſämmtlich mit der Bruſt und

Stirn, eine nicht leichte Aufgabe, gegen die Zuſchauer gerichtet. Da gar kein Boden mehr als Vordergrund gelaſſen iſt, ſo macht dieß einen ſehr lebhaften Eindruck, deſſen Ausführung dem Maler vortrefflich gelungen iſt.

Ich weiß nicht, war es der Eindruck, den dieſe lebhaften Steppenbilder auf mich gemacht hatten, oder war es die Beſorgniß vor dem Eintritt in dieſe einförmige Steppe, der mir nun bevorſtand, ich verließ die Berge ſo ungern, daß mir unterwegs immer ſo zu Muthe war, als müßte ich mich an jeden anklammern; ich ſage, ich weiß nicht, war es dieß oder war es ſonſt etwas, genug, ich hatte in der folgenden Nacht in Lugos eine wundervolle Täuſchung, die mir Bilder hervorzauberte, welche im geradeſten Contraſte mit den geſchauten Steppengemälden ſtanden. Ich erzähle dieß natürlich nicht, weil ich glaube, daß der Leſer verpflichtet wäre, auch von meinen Träumen Notiz zu nehmen, ſondern nur weil mir die Sache in pſychologiſcher Hinſicht intereſſant war. Ich wachte mitten in der Nacht auf, und zwar dießmal als Ausnahme in Ungarn nicht von Flöhen geweckt, ſondern von einem wunderſchönen Geſange, deſſen Töne ſo reizend, ſo melodiſch durch die Luft ſich ſchwangen, daß ich nicht unterlaſſen konnte, an's Fenſter zu treten und ſie näher zu belauſchen. Ich ſah hinaus und erblickte einen großen Strom, die Donau, auf dem ein kleines Schiffchen ſchwamm, in welchem die Sänger, eine hübſche Walachin und ein Walache, ſaßen. Gegenüber ſah

ich deutlich das ſerbiſche Ufer, die hohen dunklen bewaldeten Gebirge, in denen mir hier und da einige Feuer zu ſchimmern ſchienen. Kurz, mit einem Worte, ich war wieder bei Plawiſchtſchewiza in der Cliſſura. Mein erſter Gedanke war, ob wohl unſere Damen bei dem walachiſchen Popen ruhig ſchlummern möchten. Daß ich meinen Franzoſen und den öſterreichiſchen Gränzpoſten nicht bei mir fand, wunderte mich in dem erſten Augenblicke nicht, denn mich entzückte wieder der reizende Geſang, der auf der Donau ſo himmliſch dahinfloß. Ich horchte ihm lange zu und genoß der wunderherrlichen Ausſicht, indem ich deutlich verſpürte, wie die Poeſie und die bedeutungsvolle Romantik dieſes welthiſtoriſchen Thales mir zu Herzen ging und zauberiſch durch's Blut rieſelte. Ich ſchwelgte in dieſem Genuſſe wenigſtens einige Minuten. Auf einmal aber verſtummte der ſchöne Geſang, und damit ſchwand auch meine Illuſion. Ich rieb mir die Stirn, ſah noch einmal ſcharf und deutlich hin und gewahrte, wie der Donauſtrom ſtockte und zu der breiten Lugoſcher Straße erſtarrte, die vor meinem Wirthshauſe hinlief, und wie es nichts als die gegenüberliegende Reihe von Häuſern war, was ich für das ſerbiſche Gebirge gehalten hatte. Auch hatte ich noch Zeit genug, zu erkennen, daß ein kleiner walachiſcher Bauerwagen, auf dem wahrſcheinlich zwei ſingende Marktleute geſeſſen hatten, geräuſchlos auf der ſandigen Straße um die Ecke bog. Ich hatte dieſen Wagen für eine Gondel genommen. Etwas enttäuſcht legte ich mich zu Bette, obgleich mir der

Geſang noch immer in den Ohren klang. Das Merkwürdigſte dabei war mir dieſes herrliche, überirdiſche Gefühl, das mich bei dieſer Täuſchung überſtrömte und das mich auf eine noch viel wohlthuendere und mir noch weit unvergeßlichere Weiſe ergriff als damals bei dem Anblicke der Wirklichkeit ſelbſt, obgleich auch dieſe mich zu entzücken nicht verfehlt hatte. Weder ſpäter noch früher habe ich je eine ſolche liebliche Täuſchung erlebt, da ich gar nicht zu Träumereien und Viſionen geneigt bin. Vielleicht führte der reizende Volksgeſang das Ganze herbei, und ich war von nun an darauf bedacht, mir wo möglich noch einige walachiſche Volkslieder zu verſchaffen.

Ich ſetzte mich deßwegen in der Folge mit einigen Walachen in Correſpondenz, doch erhielt ich nichts, weil Krankheit und andere Umſtände ſie an Sammlung dieſer Volkslieder hinderten, ſo gut auch der Wille war, mir zu dienen. Nur von Lugos aus erhielt ich ſpäter durch die Vermittelung eines verehrten Bekannten zu meiner größten Freude ein noch ungedrucktes walachiſches Lied, welches ich hier, wo ich nun bald von der Walachei Abſchied nehmen muß, herſetze, indem ich dann noch einige Bemerkungen darüber beifügen will, da es in vieler Hinſicht höchſt intereſſant iſt. Ich kenne freilich nicht die näheren Umſtände, unter denen dieſes Lied aufgezeichnet wurde, auch weiß ich nicht, wie und auf welche Weiſe es im Munde des Volkes lebt, d. h. ich meine, in welcher Claſſe des Volkes es zu Hauſe iſt, und wie weit es unter ihm verbreitet

iſt, von wem und bei welchen Gelegenheiten es geſungen wird. Allein es iſt mir als ein Volkslied, das aus dem Munde der Leute genommen ſei, bezeichnet worden. Ich habe es durch die Sorgfalt meines dortigen Gönners ſowohl in walachiſcher als auch in einer an Ort und Stelle verfertigten deutſchen Ueberſetzung erhalten. Ich gebe dieſe wörtliche Ueberſetzung, die von einem des Deutſchen kundigen Walachen herrührt.

Das Lied iſt eine

Elegie
der Nachkommen der römiſchen Coloniſten in Dacien, über den Untergang des römiſchen Reiches.

Die ſtrahlende Sonne, von Wolken iſt ſie überzogen.
Des romaniſchen Geſchlechtes Hohheit iſt geſunken.
Einſt vielleicht könnte es einmal wieder heiter werden,
Denn der romaniſche Strahl erloſch nicht auf immer.
Es war dereinſt, ja es war ein ſehr großes Volk,
Der romaniſche Zweig, er war der breiteſte unter der Sonne;
Es waren bei ihm die tapferſten Männer unter allen Nationen,
Da unter den Waffen der Romanen die ganze Welt erſeufzte.
Heut zu Tage was ſind ſie? Jammer und Trauer!
Wehmüthig ſeufzen ſie unter fremden Zungen!
Wohin iſt Roma, das durch romaniſches Blut
So viel vertheidigte, das nun aber klagende?
Das Vaterland, das theure, wir haben es verloren;
Das Schwert der Feinde hat es uns entriſſen.
Weinet daher, weinet, ja weinet wehmüthig!
Denn was Ihr bereits verloren, wird es je wieder gefunden?
Weinet auch, ihr Gebeine, ihr Gräber der Römer,
Ueber uns Fremdlinge in fremden Gebieten.
Beweinet eure nachgeborenen Enkel,
Die im fremden Lande verfolgt werden von Allen.
Weinet, ihr Töchter und Söhne, ihr würdigen Sprößlinge
Aus des großen Romulus erlauchtem Stamme.
Hebet bis zum Himmel die Klage der Wehmuth,

Denn der romaniſche Ruhm iſt auf ewig verſchwunden.
Weinet auch ihr, ihr Hügel und Berge in Trauer,
Ihr Bäche und Quellen in das Thal hernieder,
Auch ihr kleinen Vögel hört nimmer auf,
Mit uns insgemein die Trauerklänge zu ſingen.
Süßes Italien, du ſchönſtes der Länder!
O! wie haben dich die Feinde von uns entfernt!
Nie mehr wirſt du haben ſolche Helden in Waffen,
Wie es waren die Römer, deine ächten Söhne.
Nie mehr wirſt du ſehen ein römiſches Heer,
Im Triumphe marſchirend aus dem Reiche der Griechen.
Nie mehr ſehen die Hirten auf fetten Weiden herumgehen,
Jugendliches Vieh zur Heimath fröhlich treibend.
Nie mehr ertönt in den Hainen die Flöte,
Nie mehr tanzet die Stora das römiſche Mädchen.
O du eitle und gebrechliche Welt!
Dein ganzer Ruhm iſt vergänglich,
Da römiſche Pracht und römiſche Herrſchaft
Dürren konnte wie Gras, welken konnte wie die Blume.

Für diejenigen, welche das intereſſante Gedicht mit dem Originale vergleichen möchten, ſetze ich letzteres hierher:

Sztre lutsitul Szoare de Nori sze kuprinsze;
A' Gintei Romane Merirea sze sztinsze.
Poate vre odate szerin iár sze fie;
Kets Romana Raze nui Sztinsze in vetsie.
Josztau oare kendra, fosztau Ginte mare,
Romana mleditze mai lata szub szoare.
Josztau intre Niamuri mai viteze gloatè,
Két szubt alor arme gyemia lumia toaté.
Par tse szunt iei asztez, Zsale si intrisztare,
sznb sztreine Limbe gyem ku szuperare.
Undei Roma karia prin Romanul szingye,
Mult fu aperate, iar akumaplingye.
Patria iubite iate ó am perduto,
szabia Duzsmani din Mèni niau repito.
Plengyetz dare plengyetz, plengyetz ku intricztare
Kets tse atz pierdut voi, numai are a flare
Plingyetz schi voi oásze, Romane Mormunturi
pre noi kari szuntem sztreim in pemunturi

Plingyetz pre ai vostri urmetori nepotzi
  kari in tzeri sztreine sze goneszk de totzi
Plingyetz fii si fete din merita vitze
  A marelui Romul viteze mleditze
Glasz de tinguire datz penla tzer szusz
  kets szlava Romane in vets an apusz.
Plingyetz si voi dialuri voi muntz ku zsale
  Riuri schi szvoare tse kurgyetz pre vale
Nitsi voi paszeruike nu vetz intseta
  ku noi ipreune Zsalnik a kenta,
Italia dultse pria formoasze tzare,
  Oh! kumte Duzsmanii de noi depertare.
Nuvei mai ave tu vitezsi in Armatz,
  kum an foszt Romani fii adeverátz.
Nu vei mai ave tu vaszte Romenyaszke,
  viind ku triumfuri din tzara gretsaszke
Nits pre kempuri grasze pesztori preumblind
  Jurme tinerele la sztan adukend.
Nuva szuna in kodru mai mult flueritza
  Nits va szalta stora Romana fetitza
Oh Lume desarte si in schele toare?
  Joate ata merire iaszte treketóáre
Kum Romana laude si Domnia mare,
  sze uszke ka iarba, vestezi ka floaria.

Das Original hat Reime, die ich im Deutſchen nicht wiederzugeben verſucht habe, um nicht der Wörtlichkeit der Ueberſetzung zu ſchaden. Mir wurde es ohne Ueberſchrift zu Theil; die Ueberſchrift, die ich ihm gegeben habe, bezeichnet genau ſeinen Inhalt, der in der That die merkwürdige Erſcheinung beſtätigt, daß ſich noch eine römiſche Klage, ein römiſches Heimweh durch die ganze bunte Geſchichte der Rumunier bis auf unſere Tage herabzieht. Unwillkürlich erinnert man ſich bei der Leſung dieſes Gedichtes der Elegieen, die der Römer Ovid vor 1800 Jahren in eben dieſem Lande dichtete, und iſt verſucht, einen Vergleich mit

ihnen anzuſtellen. Dieſe Klagelieder Ovid's mochten damals wohl, ſobald er ſie geſchrieben hatte, unter den Römern in dieſen Gegenden von Hand zu Hand gehen; denn es mochten viele, wenn gleich nur in einem freiwilligen Exile, an einem ähnlichen Heimweh leiden wie er. Lange vielleicht tradirten ſich hier die Ovid'ſchen Triſtia von Mund zu Mund. Wie viele andere Römer auch noch in Ulpia Trajani, Tierna, Napoea Colonia und Paralissum Colonia mögen ähnliche Triſtia gedichtet haben wie er, wenn ſie auch nicht ſo berühmt wurden wie die ſeinigen. Unter der Herrſchaft der Gothen, der Hunnen, Avaren und endlich der Ungarn und Türken mögen ſolche alte Lieder ſich immerfort erhalten haben, und neue in der Weiſe der alten, ſtets von der Unterdrückung der Barbaren und von der Herrlichkeit und dem Fall der römiſchen Pracht handelnd, mögen ſich wieder erzeugt haben, und ſo kann denn auch unſer Lied vielleicht als ein uralter Klagegeſang betrachtet werden, wenn gleich die Form, die ihm gegeben iſt, eine ſpätere ſein mag.

Das Merkwürdigſte dabei iſt nur, daß ein gewichtloſes in einem Winkel der Welt verlorenes Coloniſtenvolk den Untergang Roms beklagt, während man unter den Ruinen Roms ſelbſt vergebens nach ſolchen Klageliedern fragt. Doch erklärt es ſich einigermaßen erſtens daher, daß in Rom die alte Herrlichkeit ſpäter, wenn auch in einer anderen Form, wieder auflebte, indem die weltbeherrſchenden Kaiſer, die ohnedieß ſich ja auch ſchon „Pontifices maximi" nannten, nun

zu weltbeherrſchenden Päpſten wurden, die faſt ebenſo viele Armeen in die Welt ausſandten als jene, und zweitens auf der anderen Seite daher, daß die Dacier in der Beklagung des fernen Roms mehr nur ihr eigenes nahes trauriges Geſchick beweinten. Ihre Klagen über ihre nächſten Leiden hatten vielleicht dieſe Form der Beklagung Roms gewiſſermaßen als ein Symbol angenommen, ebenſo wie die Klagelieder der Juden in Babylon mehr über ihre babyloniſchen Leiden als über die Leiden, die Jeruſalem bei ſeinem Untergange erduldete, jammerten.

Es iſt ſonderbar, daß man an den äußerſten Enden des römiſchen Reiches noch die Volkslieder ſammeln muß, welche an ſeine große Macht erinnern. Auch die Schotten haben in ihren Volksgeſängen noch Erinnerungen an Roms Größe, aber freilich in einem anderen Sinne. Ein Walache verſicherte mir, daß es unter den Dako-Romanen unſerer heutigen Tage keine Lieder mehr gäbe, welche an den Untergang der daciſchen Herrlichkeit, an Decebalus, Sarmizegethuſa ꝛc. erinnern. Dieſe Dinge beweinen die heutigen Walachen weniger ſchmerzlich; denn ſie ſind, ſo behaupten ſie, reine Sprößlinge Roma's.

Temeswar und die banatiſchen Fieber.

Auf eine ſchöne Täuſchung in der Nacht folgte am anderen Tage eine traurige Wirklichkeit, ein regnichter Reiſemorgen und dazu ein kleiner offener walachiſcher Bauerwagen, auf den meine Sachen gepackt wurden. Ich wollte eben, eingedenk des unbarmherzig raſchen Fahrens der Bauern in Ungarn, den Wirth fragen, wie „langſam" auf Walachiſch heiße, als ein Blick auf die kleinen, kümmerlichen Pferde mich dahin entſchied, lieber mir das Wort „ſchnell" überſetzen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe, da dieß meine letzte Tagereiſe in dem von Walachen bewohnten Lande war, habe ich nie erfahren, wie „langſam" auf Walachiſch heißt; ſchnell aber heißt „jutje!" und indem ich meinem Kutſcher, einem blutjungen Romanen, der kein Wort deutſch verſtand, zu Zeiten das Wort „jutje! jutje!" zurief, fuhr ich in den Regen hinaus. Mein Kutſcher hüllte ſich in ſeinen Schafpelz und ich in meinen Mantel. Ich hing meinen deutſchen Gedanken nach, und er vertiefte

ſich in ſeine walachiſchen Ideen. Nur zu Zeiten converſirten wir durch Zeichen.

Auf der ganzen Straße bis nach Temeswar hin ſind noch die meiſten Dörfer von Walachen bewohnt. Doch trifft man hier auch ſchon deutſche Colonieen. Die hieſigen walachiſchen Dörfer ſind, wie überhaupt faſt alle Dörfer des Banats, nach einem regelmäßigen Plane gebaut, denn es ſind faſt lauter erſt in neuerer Zeit, d. h. im vorigen Jahrhunderte entſtandene Colonieen. Die Pläne, nach denen die banatiſchen Dörfer angelegt wurden, ſind natürlich ſehr verſchieden, denn oft hielt ein anderer Präſident oder Grundherr einen anderen Plan für beſſer. Einige ſind zirkelrund gebaut. Im Centrum liegt die Kirche, und von einem weitläufigen Platze, der ſie umgiebt, laufen die Zeilen der Häuſer aus, andere erſtrecken ſich nur als zwei parallele Häuſerreihen an der Straße hin. Die meiſten aber ſind in einem Quadrate oder Parallelogramme zuſammengeſtellt, das in der Mitte einen freien Platz, die Kirche und die obrigkeitlichen Gebäude hat und durch mehre unendlich breite Straßen regelmäßig der Länge und Breite nach durchſchnitten iſt, an denen die kleinen Häuſer und Gehöfte der Reihe nach in gleichen Entfernungen hin liegen. Da der Boden des Banats ſo flach und eben iſt wie ein Reißbret, ſo konnte man jeden beliebigen Plan hinzeichnen und ohne Hinderniſſe ausführen.

Wir paſſirten viele ſolche Dörfer bis Temeswar. Es ſind die beßten von Walachen bewohnten Dörfer,

die ich noch irgendwo geſehen habe. In der Walachei giebt es gewiß keine ſo guten, in Beſſarabien, wie ich verſichern kann, auch nicht, und in Siebenbürgen, wo der Bauer noch mehr gedrückt iſt als in Ungarn, wahrſcheinlich ebenſo wenig. Mir war das Fahren durch dieſe Dörfer, die oft eine halbe Stunde lang waren, und in denen es dann auch in der geraden Seitenſtraße wieder lange Perſpectiven gab, höchſt amüſant, und ich freute mich jedesmal, wenn ich einen Kirchthurm von Weitem entdeckte. Die breiten Straßen des Dorfes waren gewöhnlich mit Gänſen, Truthühnern, Schweinen und anderem Vieh bedeckt, ſo weit man ſehen konnte. Die walachiſchen Mädchen und Weiber, ſtets ihre weiße Wolle zupfend und die Spindel fleißig drehend, wandelten dazwiſchen herum, entweder ihren Nachbarinnen einen Beſuch zu machen, oder um auf's Feld eine Speiſe hinauszutragen, oder dem Vieh zu ſteuern, oder ſonſt etwas zu beſorgen. Ueberall entdeckte ich die großen ſchiefen Haarflechten auf ihrem Kopfe und die dicken ſilbernen Nadeln und Knöpfe, die ſie darin anbringen.

Männer ſah ich ſeltener. Zum Theil waren ſie in der Weinleſe beſchäftigt. Da es den ganzen Tag über häufig regnete, ſo war dieſe ſehr fröhlich, denn die Walachen freuen ſich, wenn es bei der Weinleſe regnet, erſtlich, weil es dann mehr Wein giebt, und zweitens, weil, wie ſie mir ſagten, die Trauben dann eine feinere Haut bekommen und ſich leichter preſſen laſſen (?) Ueberall waren ſie unterweges voll des Lobes über den

Regen! Die Weingärten liegen ganz im flachen Felde, und neben dieſen langen Weinfeldern waren überall kleine Wagen aufgefahren, bei denen Ochſen weideten. Auf den Wagen hatten ſie die Fäſſer mit den im Felde ſelbſt ausgetretenen Trauben ſtehen. Gewöhnlich treten ſie ſie mit den Füßen aus. Doch haben ſie auch ein hölzernes Inſtrument dazu, das unten in mehren Spaltungen auseinander geht, wie die Finger einer Hand. Mit dieſem quetſchen ſie erſt die Trauben, tauchen dann einen Topf ein und holen damit den Moſt heraus. Dieſer Moſt giebt die erſte und beßte Sorte ihres Weins, der Reſt wird erſt nachher noch einmal gepreßt und liefert die zweite Sorte.

Bei einem Weinfelde ſah ich, wie die Walachen ihren Bacchus heimführen. Voran geht der Weingarten-Beſitzer und Hausherr. Ihm folgt der Wagen, mit vier Ochſen beſpannt, die ihm nachgehen und die er gewöhnlich ohne etwas Weiteres in ihrem Gange dadurch leitet, daß er ihnen voranſchreitet. Auf dem Wagen ſitzt ein Burſche, ſein Sohn, und treibt die Ochſen mit einem langen Stecken. Drei Fäſſer voll Moſt oder ausgetretener Trauben ſtehen auf dem Wagen, und über den Fäſſern liegen große Traubenzweige mit auserleſenen und großen ſchönen Trauben, die ſie zum Erntekranze und zum Eſſen aufbewahren. Auch theilten die Vorüberfahrenden uns davon mit. Hinter dem Wagen her gehen drei bis vier ſchwatzende und unaufhörlich ſpinnende Weiber, die Gemahlin, Mutter und Tochter des Hausherrn, nebenan, die Fäſſer und

Wagen beaufſichtigend, die Knechte oder ſonſtigen Gehülfen.

Das größte Dorf zwiſchen Lugos und Temeswar iſt Rekas, eine weitläufige Colonie mit ſchönen Bauerhäuſern, größtentheils von Deutſchen bewohnt; in einem Theile deſſelben wohnt aber auch ein anderes Volk, welches ich noch nicht kannte. Die deutſchen Leute ſagten mir, es ſeien „Schokazen.“ Ich konnte nicht ausmachen, welche Nation damit gemeint ſein möchte. Ich fragte, ob es vielleicht Razen oder Serbier wären. „Nein,“ hieß es, „dieſe Schokazen ſind blos in dieſem Dorfe. Es ſind katholiſche Illyrier.“ Ein Anderer verſicherte mir, es wären zu Chriſten umgetaufte Türken. Ein Herr, den ich in Temeswar deßhalb befragte, ſagte mir, er glaube, es wären dieſe Schokazen von dem adriatiſchen Meere hierher verpflanzte Dalmatier. Höchſt wahrſcheinlich waren es ſogenannte „Schokzen,“ die einen Stamm der Slavonier ausmachen. Ich führe jene verſchiedenen Meinungen der Leute nur an, um die Völkerverwirrung in Ungarn zu bezeichnen.

In Rekas machte ich Mittag. Hier, wie in allen anderen paſſirten Ortſchaften fand ich ganz gute deutſche Wirthſchaften. Es war ein großes Leben in dieſem Wirthshauſe. Bei Tafel erzählte man mir, in Groß-Betſchkerek hätten ſie kürzlich bei einer Reſtauration mehre Biſchöfe unter den Tiſch geworfen. Auch hätte eine Partei ihren Candidaten in allen Zimmern des Co-

mitatenhauſes herumgetragen, ſei aber doch nicht zu ihrem Zwecke gelangt.

Das Fieber graſſirte hier dieſen Sommer im ganzen Banate erſchrecklich. Die Deutſchen in Rekas erzählten mir, in ihrer Ortſchaft hätte es Jeder ohne Ausnahme gehabt. Oft wäre nur ein Dritttheil der ganzen Mannſchaft des Orts arbeitsfähig geweſen, und auch jetzt noch ſei es kaum mehr als die Hälfte. Viele hätten ſich vollkommen aufgerieben, denn ſie hätten des Nachts beſtändig gefiebert, und am Tage hätten ſie ſich doch aufgerafft, um wenigſtens die nöthigſte Arbeit nicht zu verſäumen. Mir ſagte dieß ein Bauer, der ſelbſt noch nicht völlig geneſen war. Er wäre, ſprach er, ſonſt ganz geſund, aber er fühle ſich in allen Gliedern ſo ſchwach, daß es ihm ſelbſt Ueberwindung koſte, die Peitſche aufzuheben, um ſeine Pferde anzutreiben. Auch die Huſaren, die im Banat lagen, hat das Fieber in ihren zum Theil ſehr unvortheilhaft gelegenen und nicht auf das Vollkommenſte eingerichteten Caſernen dergeſtalt mitgenommen, daß man z. B. zu zwei Schwadronen eine Compagnie Infanterie als Hülfe ſchicken mußte, um die Verpflegung der Pferde der Huſaren zu übernehmen, welche dieſe ſelbſt nicht mehr verſehen konnten.

Ueberhaupt war das Banat dieſes Jahr in einem ſchlimmen Zuſtande; denn zu den Krankheiten kam auch noch der Mißwachs. Am ſchlechteſten war der Hafer gerathen. Und ich ſah unterwegs mehre Bauern, die ihre Pferde mit Kürbiſſen fütterten. Die armen Thiere nagten dieſe Frucht, von der ihnen die Bauern einige

Hälften vor die Füße in's Gras geworfen hatten, ganz ſauber bis auf die Schale ab. Die Leute hofften, daß der Mais ihnen ſpäter, wenn er erſt geerntet wäre, noch ein gutes Futter abgeben würde.

Die Deutſchen in dem ſchönen Rekas ſind Kammerbauern, und ihr Dorf und ihre Ländereien ſind „kameraliſch," d. h. ſie müſſen dem Fiscus des ungariſchen Königs Erbpacht zahlen und werden durch ſeine Beamten verwaltet. Ob ſie mit dieſer Verwaltung im Durchſchnitt nicht zufrieden ſind, und warum nicht, weiß ich nicht. Doch ſo viel weiß ich, daß, als ich vor der Thüre des Wirthshauſes ſtand, ein paar Bauern, die mich ſchon lange angeguckt hatten, ſich mir ganz höflich näherten, den Hut abnahmen und mir ſagten: „Sie wären ſo frei, — ich möchte verzeihen, — ſie hätten gehört, — es hätte ſich das Gerücht verbreitet, — man ſagte, — ich wäre ein kaiſerlicher Ingenieur, der von Wien geſchickt wäre, um ihren Zuſtand zu unterſuchen. Sie bäten mich, ich möchte ſie in ihre Wohnung begleiten, da wollten ſie mir Alles zeigen und erzählen, was ſie drückte, ſie würden dann gewiß vom Kaiſer Recht und Linderung erhalten." Ich erwiderte ihnen, daß ich jedoch nur als ſimpler lernbegieriger Fremdling, gern einmal ihre Wirthſchaft beſehen würde. Sie zeigten mir dann Alles und erzählten mir Vieles von erlittenen Ungerechtigkeiten, die ich nicht wieder vortrage, weil ich nicht vollkommen gewiß bin, ob ich mit bloßen ſogenannten Malcontenten zu thun hatte oder mit ſolchen, die ich als im Namen aller redend hätte betrachten können. Als ich wegging,

ſteckten ſie mir die Hände voll der ſchönſten Wallnüſſe, die ich je geſehen habe, und wollten mir noch einen ganzen Sack voll davon mitgeben, wahrſcheinlich um mich für ſie zu gewinnen; denn ſie ließen es ſich nicht ausreden, daß ich ein kaiſerlicher Ingenieur ſei, der gekommen wäre, ihnen Recht zu ſprechen. Es war mir anfangs bei'm Anblick des reichen Dorfs, der ſchönen Häuſer, der fetten Ländereien ꝛc. gar nicht eingefallen, daß hier auch Malcontenten ſein könnten. Auch glaube ich nicht, daß die Leute von oben herab, vom Fiscus gedrückt werden. Aber da die gute Situation der Bauern, ihr rühriger Fleiß und der fette Boden das Ihrige thun, ſie zu bereichern, ſo mögen auch ungerechte Beamten das Ihre thun, ſich ihrerſeits dieſe Wohlhabenheit zu Nutze machen.

In keiner Provinz von Ungarn, ja man kann ſagen, in keiner Provinz des ganzen Kaiſerſtaats hat der Fiscus ſo viele Güter als im Banate, aus den ſchon oben beregten Gründen. Ob hier auch alte ungariſche Krondomänen ſind, bezweifle ich. Man unterſcheidet nämlich die Krondomänen, die immer bei der Krone bleiben müſſen, von den fiskaliſchen oder Kammergütern, die der König wieder vergeben kann. Aus dieſen liegenden Gründen, zu denen wir auch noch die Metall-Bergwerke rechnen, zieht der König von Ungarn ſeine vornehmſten Einkünfte, mit Ausnahme des Salz-Monopols, denn dieſes bringt allein ſoviel ein als alles Uebrige. Die Bergwerke und Domainen aber bringen dann für ſich wieder doppelt ſoviel als das noch Uebrige,

was aus Dreißigſtgefällen, Toleranztaxen, Arrhen, dem Poſtertrage ꝛc. eingeht.

Das Wort „ſchpendiren“ wird im Oeſterreich von Böhmen bis zur Türkei hin (ich bewundere immer die ungeheuere Ausdehnung des öſterreichiſch-deutſchen Dialekts) mit beſonderer Vorliebe bei den verſchiedenſten Vorkommniſſen gebraucht. So bat mich einer meiner Tiſchgenoſſen in Rekas, als ich mich zur Abreiſe rüſtete: „Ach ich bitt' Ihnen, daß Sie mir Ihren Namen ſchpendiren!“ und als ich in den Wagen ſtieg, kam ein kleiner Student (ſo heißen in Ungarn die Schüler und auch die fahrenden armen Schüler, die es hier noch giebt, wie ehemals im heiligen römiſchen Reiche) heran und ſprach: „Ich bin ein armer Burſche, geben's mir eine kleine Schpendage!“

Wir haben ſchon oben geſehen, daß in dieſen Gegenden die Brücken zu Zeiten einfallen. Ich traf unterwegs noch mehre ſolche eingeſtürzte Brücken. Es iſt kein Zweifel, daß, wenn noch die deutſchen Präſidenten hier den Vorſitz führten, wir ſolche Brücken nicht getroffen hätten. Manche ſagten mir, gewiſſe Beamten fänden ihren Vortheil dabei, wenn die Brücken nicht zu ſchnell wieder gebaut würden, und ſie verſchöben dieſe Mühe gern auf ihre Nachfolger. Sonſt pflegt eine Brücke ein Zeichen zu ſein, daß man an dieſer Stelle über den Fluß fahren könne. Hier ſcheinen ſie ein Warnungszeichen zu ſein, daß man an dieſer Stelle um des Himmelswillen nicht über den Fluß fahren ſolle. Mein Walache und ich bogen

daher auch immer, ſchon wenn wir von Weitem eine Brücke ſahen, vom Wege ab und ſchwammen durch's Waſſer.

Uebrigens muß ich bemerken, daß ich hier und da in dieſem Theile von Ungarn auch recht gute und ſogar großartige Brücken fand. Es iſt je nach den Comitaten und nach dem Geiſte, der in den verſchiedenen Geſpanſchaften herrſcht, ſehr verſchieden. Denn dieſe Comitate kann man gewiſſermaßen als unabhängige, kleine, neben einander beſtehende Republiken betrachten, deren jede ihre eigenen Maßregeln nimmt. Die großen, adminiſtrativen und polizeilichen Maßregeln von oben herab können hier nicht ſo energiſch durchgreifen wie in anderen Staaten..

Auch der Fürſt Pückler-Muskau ſoll die ungariſchen Wege ſehr ſchlecht gefunden und namentlich von dem Wege über Temeswar und Arad nach Peſth ſehr treffend bemerkt haben, es ſei derſelbe eine große Rennbahn „mit Hinderniſſen.“ Dieß ſollen ihm wiederum einige Ungarn ſehr übel aufgenommen haben, was derjenige, welcher dieſe Wege kennt, ebenſo wenig begreifen wird, als wenn ich es z. B. übel aufnehmen würde, wenn mir Jemand bemerkte, ich hätte meinen Rock zerriſſen (wenn dieß nämlich wirklich ſo wäre). Es würde unbegreiflich ſein, wenn ich darüber blos zürnen wollte, ohne jedoch meinen Rock zum Schneider zu ſchicken.

In der Mitte zwiſchen Rekas und Temeswar paſſirt man ein Stück der ſogenannten alten „Römerſchanze,“ von der man ſowohl zur Rechten, als zur

Linken des Weges einige Spuren liegen ſehen kann. Alle ſolche alte Ueberbleibſel von Circumvallationen, deren es eine Menge im Banate giebt, werden in der Regel vom Volke „Römerſchanzen" (ungariſch Romai Schanzok) genannt. Einige Gelehrte haben aber geglaubt, dieſe Schanzen für Reſte von Avarenringen zu halten und ſie alle mit einander den Avaren zuzuſchreiben. Es iſt wohl höchſt wahrſcheinlich, daß weder das Eine, noch das Andere ganz recht ſei. Namentlich nimmt Griſſellini (der ein dickes, in vieler Hinſicht ſehr werthvolles Buch über das Banat geſchrieben hat) dieſen von uns berührten Wall für den im Banat längere Zeit beſtandenen Avarenring „Horom," und zwar hauptſächlich aus folgenden Gründen:

erſtlich weil die Avaren, wie alle aſiatiſchen Nationen, die Sitte gehabt hätten, ſich hinter Wälle zu verſchanzen, und

zweitens, weil uns keine alten Schriftſteller davon Meldung thun, daß die Römer hier gerade Schanzen gebaut hätten, während

drittens jener Avarenring Horom hier häufig genannt würde.

Allein dieſe Gründe können wenig beweiſen, denn dem erſten ſteht die ebenſo unbeſtreitbare Wahrheit gegenüber, daß auch die Römer lange Schanzen zu errichten pflegten, und dem zweiten und dritten kann kein Gewicht beigelegt werden, weil auch ebenſo wenig das Zeugniß eines Schriftſtellers dafür ſpricht, daß gerade

dieſe in Frage ſtehende Schanze zu dem beſagten Avarenringe „Horom“ gehöre.

Da hiſtoriſche Documente nicht ſprechen, ſo bleibt hier alſo die Entſcheidung einer raiſonnirenden Betrachtung der Sachlage überlaſſen. Erwägt man dieſe, ſo findet ſich, daß die beſagte Schanze ſich in einer ziemlich zuſammenhängenden, geraden, zwanzig Meilen langen Linie von der Maros bis zur Donau erſtreckt. Es giebt eigentlich zwei ſolche Wallinien. Sie liegen aber nur wenige Meilen auseinander und laufen beide ſo in derſelben Richtung, daß es offenbar iſt, daß beide denſelben Zweck hatten und nur als eine und dieſelbe Befeſtigung anzuſehen ſind. Entweder wurden beide gleich vom Anfange herein als eine Befeſtigung mit doppelten Linien errichtet, oder, was wohl wahrſcheinlicher iſt, die eine wurde ſpäter noch weiter hinausgelegt, um noch mehr Land einzudämmen, welches allmählig in der Nähe der erſten für die Cultur gewonnen war.

Von der Maros alſo nicht weit oberhalb Arad fängt die Schanze oder fangen die Schanzen an, laufen immer an dem Rande der äußerſten Ausläufer der daciſchen Gebirge (ein oder zwei Mal durchſchneiden ſie ein paar äußerſte Spitzen derſelben), indem ſie immer auf der Gränzlinie zwiſchen dem Hügellande und der Ebene, welche zugleich auch die Gränzlinie des römiſchen Colonieenlandes (Dacia ripensis) und des Hirtenlandes war, bleiben, hin und erreichen die Donau bei Uj Palanka, welchen Ort wir ebenfalls ſchon als den Gränzort der

endigenden Ebene und des anfangenden Gebirges kennen lernten. Im Weſten der bezeichneten Linie war Alles Sumpf, Sandwüſte, Viehtrift, im Oſten aber lagen die ſchönen Weinberge, Aecker und die reichen Bergwerke und Colonieen der Römer. Aus dem flachen Lande der Jazygen führten die Wege in den Thälern der Maros und Temes zu den Thoren Daciens hinauf, und da ſich in dieſer Richtung kein Fluß darbot, der zur Vertheidigung hätte dienen können, ſo wäre es wirklich geradezu unbegreiflich geweſen, wenn die Römer hier nicht das Hügelland durch einen davor aufgeworfenen Wall von Fluß zu Fluß geſchützt hätten.

So höchſt wahrſcheinlich es demnach iſt, daß die „Römer in dem beſagten Striche eine Befeſtigungslinie hatten, ſo unwahrſcheinlich, ja unbegreiflich würde eine avariſche Verſchanzung in der beſagten Gegend und in der angedeuteten Richtung erſcheinen. Die „Ringe," „Hage" oder „Circuli" der Avaren haben wir uns nach allen durch die Geſchichtſchreiber aus der Karolingiſchen Zeit überlieferten Beſchreibungen als runde Umwallungen zu denken. Auch ſolche runde Umwallungen allein konnten im Lande der Avaren einen Zweck haben. Wozu hätten ſie 20 Meilen lange geradlinige Mauern mitten in ihrem eigenen Lande bauen ſollen. Ihnen gehörte ja beinahe 200 Jahre lang ganz Dacien und Pannonien, dieſſeits und jenſeits des Banates. Weshalb hätten ſie auf der Gränze des Hügellandes und der Ebene einen oder gar mehre lange Wälle bauen ſollen? — etwa um ihre Viehtriften gegen das Hügelland, in

dem noch viele Reſte römiſcher Coloniſten hauſten, und durch welche die byzantiniſchen Kaiſer einbrechen konnten, zu vertheidigen? Wo hätte man je gehört, daß Hirtenvölker große Militärgränzen gegen cultivirtere Staaten errichteten? Ihre „Ringe" in der Ebene waren ſowohl gegen eigene einheimiſche Räuber, als gegen andere vielleicht noch nachkommende aſiatiſche Horden ſehr gut, und diejenigen Wallſtücke, die man noch weiter hin in der Ebene des Banats, z. B. ſüdlich von dem großen Alibonaer Moraſte, findet, mögen Theile von ſolchen Avarenringen geweſen ſein.

Hinter dieſen Wällen hören nun faſt alle Spuren von Römerreich und Gebirgslandſchaft auf, und man fährt in der Ebene, welche die Römer den Hirten überließen, bis an die Thore von Temeswar.

Temeswar iſt die wichtigſte Stadt im ganzen Banate, das ſonſt oft nur die Grafſchaft Temeswar genannt wurde, daher auch die Reſidenz des ſerbiſchen Adels der Provinz — und ebenſo der Hauptſitz der banatiſchen Fieber. Schon unterweges hatten mir die Leute geſagt: „Nun, wenn Sie erſt nach Temeswar kommen, da werden Sie ſich über das Fieber wundern, da ſchleichen alle Leute mit blaſſen Geſichtern herum, und man ſieht keine anderen als leidende Geſtalten," — dieß fand ich buchſtäblich ſo. Gleich als ich bei dem Thore der Stadt vorfuhr, kamen mir ein paar ſolche fiebriſche Jammergeſtalten entgegen. Ein geſunder Mann führte ſie. Er ſagte mir: „Ich führe dieſe armen Leute hinaus, um ihnen das Fieberkraut zu zeigen, das

hier in der Umgegend wächſt und das uns beſſer gegen die Krankheit hilft als die Medicin der Apotheken."

Nachdem ich durch die lange Vorſtadt „Fabrik," dann abermals durch ein weites ſumpfiges Glacis gefahren, endlich in den inneren Kern der Feſtung gekommen und in dem „Trompeter," einem der beßten Wirthshäuſer, die man ſich überhaupt irgendwo wünſchen kann, abgeſtiegen war, machte ich einen Beſuch bei einem Beamten, dem ich empfohlen war. Sein Kammerdiener kam langſam, ſchwerfällig, mißmuthig und kopfhängeriſch zum Vorſchein und ſagte mir, ich möchte entſchuldigen, ſein Herr hätte gerade heute ſeinen Fieberanfall und liege im Paroxysmus zu Bette, morgen aber wäre er frei, und wenn ich dann kommen wollte —" „Was haben Sie denn ſelbſt, daß Sie ſo betrübt ausſehen?" fragte ich den Diener. „Ach!" ſagte er, „auch das Fieber, mein Herr." Ich ging weiter zu einer Dame, die ich von Wien aus grüßen ſollte. „Ach ich bitte Ihnen, meine gnädige Frau hat ſchon ſeit drei Jahren das Fieber, und jetzt iſt es gerade recht mit ihr am ärgſten." Kurz, wohin ich nur kam, fand ich die arme Stadt Temeswar vom Fieber geplagt. Wie ich ſchon oben andeutete, iſt man über die Urſachen der in dem Banate beſtändig herrſchenden Fieber ſehr verſchiedener Meinung. Einer ſchreibt es dem vielen Obſte, beſonders den Waſſermelonen zu, ein Anderer meint, es läge am ſchlechten Waſſer, ein Dritter ſagt, die Fieber ſtiegen aus den Sümpfen des Banats hervor, wie die andere Plage des Landes, die Columbatzer Mücken. Ohne

Zweifel haben wohl dieſe am meiſten Recht, namentlich in Bezug auf die Lage von Temeswar. Dieſe Stadt liegt nämlich an dem Fluſſe Bega (nicht an der Temes, obgleich ſie ſonderbarer Weiſe die „Temesſtadt" heißt), und dieſer Fluß bildet hier bereits viele Sümpfe, in deren Mitte ſich die Stadt eingeniſtet hat. Im Sommer iſt die Hitze oft zum Erſticken groß, und dabei herrſcht oft wochenlang eine ſchwüle Windſtille. Freilich hat man den ganzen Fluß Bega auch mehr als zwanzig Meilen weit durch den berühmten Canal, der bis Temeswar blos Abzugs-Canal, von hier aber auch Schifffahrts-Canal iſt, rectificirt. Allein die Verſumpfung der flachen Gegend, die auch von ſo vielen Seiten Nahrung empfängt, iſt zu groß, als daß man ſie mit einem Canale überwinden könnte. Es müßte hier, wie in Holland und in Aegypten, Alles kreuz und quer canaliſirt werden.

In dieſem heißen Sommer war es mit den Fiebern ſo arg, wie man ſich ſeit langer Zeit her es nicht zu erinnern wußte. In der inneren Feſtung der Stadt war es gewöhnlich ſo ſtickend heiß und ſchwül, daß es dem von außen Kommenden daraus wie aus einem Backofen entgegenſchlug. Die entſchiedene Mehrzahl der Einwohner der Stadt war dieſen Sommer vom Fieber ergriffen worden, und ſelbſt die, welche frei blieben, fühlten ſich mehr oder weniger unwohl. Von den 2000 Soldaten, welche als Beſatzung in der Feſtung liegen, waren einmal während einer Woche 900 zugleich im Spital, wo die meiſten nun an der Erde auf et-

was Stroh ihre Krankheit überſtehen mußten. Ja die Beſatzung wurde am Ende ſo ſchwach, daß ſie mehre Wachpoſten einziehen mußte, weil ſie nicht mehr alle mit dienſtfähiger Mannſchaft beſetzen konnte.

Die Fieber zeigen ſich im Banate ſehr manchfach und haben ebenſo viele Formen wie die Melonen und Kürbiſſe, welche in dieſen Gegenden wachſen. Bei einigen Menſchen kommen die Fieberanfälle alle Tage, bei anderen alle Nächte. Bei anderen ſind ſie intermittirend. Jedoch ſoll der Eine ſeinen Anfall alle zwei, der Andere alle drei Tage haben. Ja es ſoll ſogar ein viertägiges Wechſelfieber geben, und dieß ſoll gerade am allerſchwerſten zu heilen ſein. Auch ſind bei dieſen alle vier Tage wiederkehrenden Fiebern die Anfälle am ſtärkſten. Zuweilen je nach der Conſtitution des Patienten iſt eine beſtändige Kälte mit dem Fieber verbunden, zuweilen eine beſtändige Hitze. Gewöhnlich wechſelt Hitze und Kälte ab, dieſen Sommer aber litten alle Fieberpatienten mehr an Hitze als an Kälte. Es giebt Fieber mit und ohne Paroxysmen, ohne Kopfweh und auch mit den heftigſten Kopfſchmerzen verbunden.

Manche hatten das Fieber auf der Stelle, an demſelben Tage bekommen, an welchem ſie in Temeswar angelangt waren. Die meiſten Anlangenden bekommen es nach einiger Zeit. In der Regel genügt ſchon eine Reiſe nach Peſth, um es wieder los zu werden; Manche aber ſchleppen ſich auch damit lange, ſelbſt auf Reiſen im Auslande herum und werden es in Jahren nicht wieder los.

Da ich alſo am erſten Tage meiner Anweſenheit keinen paroxysmusfreien Menſchen finden konnte, ſo nahm ich mir den erſten beßten Burſchen als Lohndiener an und wanderte in der Stadt und den Vorſtädten umher. Dieſer Menſch konnte ziemlich flink gehen, denn er war ſchon ſeit ſechs Tagen vom Fieber frei geblieben. Er erzählte mir auf Deutſch, er ſei in Kroatien geboren und könne ungariſch, walachiſch, kroatiſch, ſerbiſch und deutſch reden. Wer bei uns fünf Sprachen geläufig ſpricht, der braucht wenigſtens nicht in zerriſſenem Rocke zu gehen, wie mein Begleiter that. Aber hier ſprechen die Leute alle ein halbes Dutzend barbariſcher Sprachen, die ihnen, ſowie ſie ihr Vaterland verlaſſen, im übrigen weſtlichen Europa nichts mehr helfen. Das Deutſche nehme ich natürlich immer aus, denn das Deutſche, die gebildete Hauptſprache des mittleren Europa, iſt diejenige Sprache, durch welche man mit den meiſten Völkern Europas in Verbindung treten kann. Das Deutſche iſt der für einen Ethnographen unentbehrliche Schlüſſel, durch welchen er ſich mehr Schlöſſer zur Kenntniß von Völkern in Europa öffnen kann als durch irgend eine andere Sprache. Mit der Kenntniß der deutſchen Sprache kann man nämlich mit großem Nutzen folgende Länder und Völker bereiſen: alle deutſchen Staaten, zum Theil Holland, Dänemark, Livland, Eſthland, Finnland, Rußland, Polen, faſt alle ſlaviſchen Länder bis nach Serbien hinein, Ungarn, bis an's ſchwarze Meer, die Alpen, die Schweiz, einen Theil von Frankreich. Weder Franzöſiſch, welches nur von

den Vornehmen geſprochen wird, noch Engliſch, welches nur die Liebhaber kennen, noch Slaviſch, welches blos in den ſlaviſchen Ländern und da auch nur mehr von den geringeren Claſſen geſprochen wird, kann dem Reiſenden in allen den bezeichneten Länderſtrichen, die zum Theil ganz von Deutſchen, zum Theil von deutſchen Coloniſten oder von deutſch ſprechenden Eingeborenen, auch zum Theil von deutſch redenden Iſraeliten bewohnt werden, ſo nützlich ſein als das Deutſche, welches namentlich in Ungarn von oben herab in noch weit höherem Grade und bis zu noch weit tieferen Stufen der Geſellſchaft hinab gerade daſſelbe vorſtellt, was das Franzöſiſche in manchen anderen Ländern iſt.

Die Stadt Temeswar iſt eine der beſtgebauten und größten in Ungarn. Sie hat nahe an 20,000 Einwohner und ſchließt ſich in Hinſicht ihrer Bauart an Ofen, Peſth, Raab und andere ſolche meiſtens von Deutſchen gebaute Städte an, weil ſie eben auch größtentheils von Deutſchen oder doch unter deutſcher Verwaltung gebaut wurde. Sie hat mehre ſehr ſchöne Straßen und einzelne ganz ausgezeichnete Gebäude, insbeſondere die innere Stadt oder Feſtung, welche auch nach einem ſehr regelmäßigen Plane angelegt iſt.

Indem ich meinen Spaziergang durch Temeswar machte, fuhr es immer, wie am vorigen Tage, fort, zu Zeiten zu regnen. Es kam ein heftiger, kleiner Schauer, der ſich ausweinte, worauf dann wieder ein Stückchen Sonnenſchein folgte. Während des Regens kehrte ich gewöhnlich irgendwo ein und ſetzte dann meinen Spa-

ziergang während des Sonnenſcheins wieder fort. Ich kann daher füglich meine Bemerkungen über Temeswar nach Regenſchauern und Sonnenſcheinen mittheilen, wie man ſonſt wohl Capitel-Eintheilungen macht.

Erſter Regenſchauer.

Bei'm erſten Regen, der mich noch auf dem Markte der Stadt traf, flüchtete ich in's Comitatshaus. Hier fand ich, wie gewöhnlich in den ungariſchen Comitats-Häuſern, eine Menge mit ſchweren Ketten beladener Menſchen aus- und eingehen, Weiber ſowohl als auch Männer, welche Waſſer zutrugen, Steine herbeiſchleppten und dergleichen. Ich fragte meinen Begleiter: „Was ſind das für Leute?" „Das ſind ſolche Leute," ſagte er, „die Raub, Mord, Todtſchlag und dergleichen begangen haben. Sie ſiezen im Walde und paſſen den Reiſenden auf, und, wenn's einen verſpüren, da bringen's ihn um. Daher ſind's in Ketten und müſſen im Comitatshauſe Arbeit thun. Und alle dritte Jahr, wenn Congregation iſt, bekommen's Schläg', 30, 40, 50, je nachdem!" Es iſt ganz unleidlich, daß in allen ungariſchen Städten ſolche Leute auf offenem Markte herumgehen. Warum hält man ſie nicht in Arbeitshäuſern? Auch iſt es unverzeihlich, daß gewöhnlich die Gefängniſſe dieſer Leute ſo erſchrecklich ſind. Zuweilen ſind ſie noch unterirdiſch, ſelbſt hier in Temeswar, wo man doch der Sümpfe wegen nicht einmal im unteren Stocke wohnen ſollte. Die Räume ſind daher feucht, eine Wohnung für Kröten und Fröſche. Zwan-

zig bis dreißig Verbrecher liegen in einem und demſelben Raume auf niedrigem Stroh. In einem ſolchen Gefängniſſe einer gewiſſen Stadt Ungarns brach vorigen Sommer der Typhus aus, und die ganze Stadt wurde mit Anſteckung bedroht. Um etwas Luft in das Gefängniß zu bringen, erweiterte man die Luftlöcher in der Mauer zu etwas größeren Fenſtern. Doch ließ man das nur ſo lange ſo, als der Typhus dauerte. Als die Krankheit erſtickt war, mauerte man wohlweislich die Löcher wieder zu. So wurde mir von glaubwürdigen Perſonen erzählt. Bei den vielen Verbeſſerungen, welche die Ungarn jetzt in ihrem Vaterlande einführen, werden ſie gewiß auch bald die Gefängniſſe der Comitate und die darin leidende, ſowie die durch ſie bedrohte Menſchheit berückſichtigen.

Erſter Sonnenſchein.

Der Regen hörte auf, und ich wanderte weiter durch die Straßen. Viele (ob die meiſten?) Häuſer der Stadt ruhen auf Pilotis, denn der Grund, auf dem hier Alles ſteht, iſt meiſtens Sumpf, Torf, dann weiterhin Braun- und Steinkohle. Steinkohlen ſind im Banat gewiß ſehr viele zu finden. Ein ſehr bedeutendes Lager ſoll man in der Nähe von Lugos bei'm Brunnengraben entdeckt, bisher aber noch nicht benutzt haben. Für die Dampfſchifffahrt auf der Donau kann dieß einmal ſehr wichtig werden.

Die Stadt iſt ganz neu und hat ſonſt gar nichts mehr aus der türkiſchen Zeit. Ehemals gingen die Sümpfe

bis mitten in die Stadt hinein, und man ſoll noch vor 70 Jahren zuweilen mitten in der Feſtung Enten auf dem Waſſer haben ſchießen können, wo jetzt ſolide Häuſer ſtehen.

Gute ſüße Brunnen giebt es noch jetzt nicht in der Stadt. Man hat vergebliche Verſuche mit arteſiſchen Brunnen gemacht. Nur in der Vorſtadt ſind einige gute, trinkbare Quellen. Bei einer der beßten und ergiebigſten hat Maria Thereſia eine Waſſerleitung angelegt, welche in zwei eiſernen Röhren das Waſſer in das Innere der Stadt und Feſtung führt. Im Sommer iſt dieſes Waſſer oft ganz lauwarm. Zuweilen verſtopfen ſich die Röhren, oder es paſſirt ſonſt ein Verſehen bei ihnen. Dann geräth ganz Temeswar in große Noth, denn ſie leidet an zwei entgegengeſetzten Mängeln. Sie hat zu viel Waſſer und zu wenig. Man hilft ſich in ſolchen Fällen mit dem Waſſer aus dem Begacanal.

Die Feſtungswerke ſind von außerordentlicher Ausdehnung, und man ſagte mir, ſie wären ſogar ſo weitläufig, daß die Vertheidigung dadurch ſehr erſchwert würde. Ich überſah ſie von dem kleinen, niedrigen Thurme der katholiſchen Kirche aus; die meiſten Kirchen von Temeswar ſind ſonſt illyriſch oder griechiſch. Dieſe katholiſche Kirche iſt ein recht hübſches Gebäude, der Thurm aber ſo niedrig, daß man kaum über die Feſtungswerke hinausſieht. Die Pſalterien, Choral- und Meßbücher in der Kirche waren lauter ſchöne italieniſche, meiſtens in Venedig angefertigte Drucke.

Eine illyriſche Kirche, die ich auch beſah, war eben neu ausgeſchmückt worden und ſchimmerte in lauter ſchönen hellen Farben, Blau, Weiß und Gold. Auch war das Ikonoſtas mit vielen friſchen Heiligenbildern bemalt. Der Maler, ſagte man mir, ſei ein junger Walache geweſen, der ſich ſelber ohne Unterricht zum Maler herangebildet habe. Ich tadelte daher die außerordentlich großen Verzeichnungen in den Gemälden weniger ſtark und wußte mir die ſchönen hellrothen, bläulichen und zarten Farben zu deuten, in denen das Ganze gehalten war.

Zweiter Regenſchauer.

Unſer Schirm war gerade wieder trocken genug geworden, um einen neuen Regenſchauer aufnehmen zu können. Und dieſer ließ auch nicht lange auf ſich warten und wurde bald ſo heftig, daß ich mich nach einem neuen Schutzdache umſehen mußte. Ich fand es bei einem ſerbiſchen Kaufmann, mit dem ich mich über die Handelsangelegenheiten des Banats unterhielt.

Temeswar, welches ungefähr in der Mitte des ganzen Banates liegt, iſt auch der Haupthandelsplatz des ganzen Landes, und zwar um ſo mehr, da hier auch die erſte Möglichkeit gegeben iſt, die Waaren auf dem Begacanale einzuſchiffen. Dieſer Canal geht mitten durch das ganze Banat hin und iſt der große Abzugscanal für alle die Waaren, die dieſes reiche Land an andere abgeben kann. Durch dieſen Canal gelangen ſeine Früchte und ſein Getreide auf kürzerem Wege

in die Donau als mittels der Maros und Theiß. Auf der Donau gehen die banatiſchen Kornſchiffe nach Raab hinauf und von da nach Wieſelburg ꝛc. Man kann Raab und Temeswar als die beiden Endpuncte einer großen Schifffahrtslinie betrachten, von denen jener, Raab, in der Nähe einer getreidebedürftigen Gegend (Wien) liegt, während dieſer, Temeswar, in der Mitte eines getreidereichen Landes ſich befindet. Ich glaube, mit keinem Orte ſteht Temeswar in ſo lebhaftem Verkehr als mit Raab, wo ſich, wie wir ſchon oben bemerkten, auch ebenſo wie hier eine bedeutende Colonie ſerbiſcher Kaufleute niedergelaſſen hat.

Die zweite große Handelsſtraße, die aber nicht ſo wichtig wie die erſte iſt, führt aus dem Banate die Drau und beſonders die Sau über Semlin hinauf. Auf dieſer Straße wird banatiſches Getreide durch die Kulpa, oder auch durch die obere Sau bis nach Laibach und von da zu den Häfen des adriatiſchen Meeres gebracht. Der Begacanal hat auf allen dieſen Verkehr äußerſt wohlthätig eingewirkt. Von da herauf kommt aber nur wenig. Jedoch leidet der Canal an denſelben Fehlern, an denen das ganze Banat leidet, an großem Waſſermangel nämlich, ſowie zu anderer Zeit an großem Waſſerüberfluß. Zuweilen iſt die Bega nicht hinreichend zu ſeiner gehörigen Speiſung. Zuweilen aber tritt auch das Waſſer aus ſeinen Dämmen aus, indem dieſe letzteren, beſonders in den unteren Gegenden, zu nahe an den Fluß hinangelegt ſein ſollen. Denn nicht ſowohl für einen durch Schleuſen

regulirten Canal, als vielmehr für einen canaliſirten Fluß iſt dieſer Begacanal zu halten.

Zweiter Sonnenſchein.

Wie geſagt, was heftig kommt, das dauert nicht lange, der Regen war mit großer Vehemenz herabgeſchlagen, und der Sonnenſchein folgte ihm auf dem Fuße. Ich benutzte dieſes neue Intermezzo zu einem Spaziergange auf den Promenaden, welche das Temeswarer Glacis nach Art des Wiener Glacis durchziehen. Zum Theil recht artige Anlagen, aber eine Unzahl kleiner Fröſche hüpfte darauf herum. Dieſe Fröſche ſind aus keinem Keller von Temeswar zu vertreiben, und ſowie man dieſe Thiere hier ſieht, ſo hüpfen und hocken ſie auch hinter den Weinfäſſern, in den Brunnen, in den Gefängniſſen der Verbrecher, in allen Souterrains.

Ich ging mit einem Umwege auf dieſer Promenade zu dem Hauſe einer von mir verehrten Dame, der ich von Peſth aus einen Gruß zu bringen hatte, und lernte durch ihre Güte einen liebenswürdigen, jungen Mann kennen, der außer vieler anderen Güte für mich auch dieſe hatte, mir durch ſeine Bekanntſchaften Eingang zu dem Zeughauſe zu verſchaffen. Dieſes intereſſante alte Gebäude, das mich in vieler Hinſicht an das alte Schloß der Könige von Polen in Krakau erinnerte, war ehemals das Schloß des Johann Hunyades, des Vaters von Matthias Corvinus. Später, glaube ich, haben hier die türkiſchen Comman-

danten von Temeswar gewohnt, und jetzt enthält es eine Rüſtkammer mit Waffen für 30,000 Mann. Unter dieſen Waffen befindet ſich auch manches Intereſſante, ſo z. B. in einer beſonderen Abtheilung des Arſenals eine Maſſe von „Sturmſpießen", Senſen und alten Lanzen für den ungariſchen Landſturm, oder, wie der Unteroffizier, der uns führte, ſagte, „wenn man das Volk bewaffnen will." Auch die alten, abgenutzten Gewehre der Soldaten kommen in dieſes Arſenal. Wenn ſie zum Dienſt untauglich geworden ſind, ſo ſägt man das ſchlechte Ende ab und giebt den Reſt den Bauern in die Hand. Auf die Türken können ſie doch noch damit ſchießen. Ich weiß nicht, ob hier in der türkiſchen Gränzprovinz, dem Banate, vielleicht der Landſturm noch etwas anders organiſirt iſt, als in dem übrigen Ungarn die Inſurrection.

Auch türkiſche Waffen waren noch mehre da, die man vielleicht nach 100 Jahren, wenn die Türken einmal aus Europa ganz gewichen ſein werden, mit größtem Intereſſe ſehen wird. Auf dem einen Yatagan ſtand die fromme Inſchrift und das andächtige Gebet ſeines Beſitzers Halil: „Der Herr allein iſt meine Hoffnung und meine Zuverſicht. Gott ſegne den Halil, den Beſitzer dieſes Degens."

Auch die Kanonen, die unter Karl VI. gegoſſen wurden, zeichnen ſich, wie die Gebäude dieſes Kaiſers, durch Pracht und Zierlichkeit aus. Es lagen hier in Temeswar viele ausgezeichnete Exemplare, die auf das Zierlichſte geſchmückt und in Wien gegoſſen waren.

Dieſer Sonnenſchein dauerte ſehr lange, und es blieb uns blauer Himmel genug, um noch einen Beſuch bei einem hochgeachteten Geiſtlichen zu machen und in deſſen lehrreicher Geſellſchaft ein angenehmes Stündchen zu verbringen. Kenntniß und Bildung ſind überall wohlthuende Erſcheinungen; aber wenn ſie uns in Ländern begegnen, die ſo entfernt von den Mittelpuncten der europäiſchen Cultur liegen, ſo heißt man ſie doppelt willkommen. Ich hatte in Temeswar überall das Glück, nur mit freundlichen und gebildeten Leuten zu verkehren.

Bei meinem geiſtlichen Bekannten war kürzlich einer von jenen orientaliſchen Pilgrimmen eingekehrt, die durch Ungarn nach Ofen zu pilgern pflegen. Dieſer Gaſt aus fernem Lande hatte ihn nicht zu Hauſe getroffen und ſich einſtweilen in den Garten verfügt, um daſelbſt den Hausherrn, deſſen Gaſtfreundlichkeit er in Anſpruch nehmen wollte, zu erwarten. Als dieſer kam, fand er den Orientalen mitten im Garten, mit dem Geſichte gegen Mekka gewendet, auf einer Matte liegend und ſein Abendgebet verrichtend. Der katholiſche Prieſter trat zurück, bis jener vollendet hatte, ſich erhob und ihn um Obdach bat, das ihm ſofort gewährt wurde. Man gab ihm den anderen Tag ein Mittageſſen, bei dem mehre andere katholiſche Geiſtliche zugegen waren. Die Suppe, die man dabei präſentirte, aß er nicht, wohl aber eine gewiſſe ungariſche Mehlſpeiſe, die er ſich ohne Weiteres zweimal reichen ließ; den ſchönen Meneſcher, von dem

man ihm ein Gläschen anbot, probirte er, wies ihn aber, indem er „Raki!" ausrief, mit einer Miene des Abſcheues zurück; er meinte nämlich, es wäre Branntwein. Den Champagner aber trank er gern. Man fragte ihn, ob er Geld habe für die Weiterreiſe. „Nicht mehr," antwortete er, „als nöthig iſt, um bis zur nächſten Stadt zu gelangen. Dort wird mich Allah, ſowie er heute Euch mir gegeben hat, auch wieder andere gaſtfreundliche Menſchen finden laſſen, die mir weiter helfen. Denn er iſt groß und ernährt alle Creaturen."

Im Norden von Temeswar an der Maros liegt der berühmte Wallfahrtsort Radna mit einem Kloſter. Es ſoll eine reizende Gegend ſein, und in Temeswar ſucht man die Reiſenden zu überreden, einen Ausflug nach Radna und nach dem nahen Meneſcher Gebirge zu machen, auf dem der *μελιηδύς οἶνος ἐρυθρός*, der honigſüße rothe Meneſcher, wächſt, welcher nach dem Urtheile aller Ungarn den erſten Rang nach dem Tokaier einnimmt. Es muß in der That eine wunderſchöne Gegend ſein, in welcher ein ſo lieblich die Sinne bezaubernder und durch ſein Feuer zugleich den Geiſt erweckender Rebenſaft gedeiht. Das Meneſcher Gebirge iſt einer der äußerſten Ausläufer der ſiebenbürgiſchen Alpen und ſtößt an die große Theiß-Ebene, ebenſo wie die „Hegyallya" (ſprich: Hetjalja), welche von den Tokaier Reben geſchmückt iſt, eine der äußerſten Ausläufer der ſlowakiſchen Karpathen iſt und ebenfalls mit der Theiß-Ebene gränzt.

Das Kloſter Radna hat wahrſcheinlich ſeiner muthigen

Ausdauer unter der Türkenzeit ſeinen jetzigen Ruhm zu verdanken. Seine Mönche ſind vom Orden der Franziskaner, die ſich überall unter dem mahomedaniſchen Joche zu fügen wußten, und die den Reſt des unter den Türken in Ungarn fortbeſtehenden Katholicismus nicht nur gegen die Türken, ſondern auch gegen die Verketzerung durch Proteſtanten rein zu erhalten wußten. Den Franziskanern hat man es wahrſcheinlich zum Theil zu verdanken, daß alle diejenigen Magyaren, welche unter die Herrſchaft der Türken fielen, Katholiken blieben, und der Proteſtantismus (das reformirte Glaubensbekenntniß), der doch ſonſt im Norden Ungarns, vorzugsweiſe der „Magyar Hit" (der magyariſche Glaube) genannt wird, in dem ganzen mittleren und ſüdlichen Ungarn keine ſolche Fortſchritte machte, wie in dem nördlichen Ungarn, wo Alles ſchon aus politiſcher Oppoſition gegen Oeſterreich proteſtantiſch wurde. Es mögen mehre Male von Proteſtanten Verſuche gemacht worden ſein, ihre Lehre auch unter den türkiſchen Katholiken zu verbreiten, und häufig mögen ihnen die Franziskaner ihren Plan ſo verdorben haben, wie einmal in Szegedin. Als hier, ich weiß nicht, welcher türkiſche Paſcha gebot, kam auch ein Proteſtant in die Stadt und bat den Paſcha, ſeine neue und treffliche Lehre den Leuten predigen zu dürfen. Die Franziskaner lagen dem Paſcha an, er möchte dieß nicht geſtatten. Der Proteſtant aber ſagte, wenn der Paſcha eine öffentliche Disputation zwiſchen ihm und den Franziskanern geſtatten und anhören wolle, ſo würde er bald

wahrnehmen, wie viel beſſer ſeine Lehre ſei als die alte chriſtliche. Der Türke geſtattete in der That die öffentliche Disputation, und zwar in ungariſcher Sprache, welche damals auch die meiſten türkiſchen Beamten in Ungarn verſtanden; denn ſie waren ſelbſt oft zum Mahomedanismus übergegangene Ungarn (auch zu den Janitſcharen ſollen die Ungarn nicht wenige tüchtige Leute geliefert haben). Die Disputation, bei welcher ein gemeiner Franziskaner die Vertheidigung des katholiſchen Glaubens übernommen hatte, dauerte ſehr lange, und als ſie zu Ende war, wußte der Paſcha doch noch nicht recht, ob er ſich gegen oder für den Proteſtanten entſcheiden ſollte, und er brachte daher die ganze Discuſſion auf einen einfachen und klaren Satz zurück, indem er den Proteſtanten fragte, „welches die größten Propheten der Welt ſeien." Dieſer antwortete: „Moſes und Chriſtus!" „Wie?" ſchrie raſch der Franziskaner dazwiſchen, „und des Mahomed erinnerſt Du Dich nicht?" Als der Paſcha dieß hörte, gab er dem Proteſtanten Unrecht. Er mußte die Stadt unverrichteter Sache verlaſſen. Die Franziskaner ſtanden von nun an noch höher bei den Türken in Gunſt als zuvor, und die Stadt Szegedin bewahrte den Ruhm einer der katholiſcheſten Städte Ungarns, deſſen ſie ſich noch jetzt erfreut.

Drittes Regenwetter.

Temeswar iſt, wie wir ſchon oben andeuteten, die Reſidenz des großen ſerbiſchen Adels des Banats. Man kann ſie als die Hauptſtadt der öſterreichiſchen Serbier,

wie Belgrad als die Hauptſtadt der türkiſchen Serbier betrachten. Es ſind dieß die beiden größten Städte, in denen Serbier die erſte Rolle ſpielen. Daher war auch das Gaſtmahl charakteriſtiſch, welches der griechiſche Biſchof hier kürzlich dem Fürſten Miloſch gab, als er nach Wien durchreiſte und an dem alle vornehmen Serbier Antheil nahmen. Sie ſind hier oft ſehr prachtvoll eingerichtet, ſpeiſen von Silber und Gold, aber für Bildung und Wiſſenſchaft haben ſie wenig Sinn. In Geſellſchaften reden ſie deutſch, unter ſich in kleinen Zirkeln ſerbiſch. Sie ſind alle Bewunderer der großen Macht Rußlands, von wo ſie auch bisher ihre Kirchenbücher bezogen. Meiſtens ſind es, wie geſagt, lauter neue Familien. Einige ſind ſchon 60, 80 bis 100 Jahre alt. Je älter, deſto gebildeter ſind ſie.

Ihre Reichthümer beziehen ſie aus den fetten Ebenen des Banats, beſonders aus dem in Bezug auf Fruchtbarkeit blos mit Aegypten zu vergleichenden Torontaler Comitate, welches ſich an den Mündungen der Theiß und der Maros hin erſtreckt. In dieſem merkwürdigen Comitate zählt man allein nicht weniger als 16 bis 18 ſerbiſche Familien, deren jede 100,000 bis 150,000 Gulden Revenueen hat. Zu den billigſten Preiſen haben ſie im vorigen Jahrhunderte die ſchönſten Güter erworben, auf denen ſie wie die unumſchränkteſten Dynaſten von der Welt leben und die jetzt durch die Zunahme des Verkehrs in der Coloniſation des Banats ſeit 80 Jahren um das Sechs-, Acht- und Zehnfache im Werthe geſtiegen ſind. Wegen der zwiſchen den

Serben und Ungarn (d. h. zwiſchen Slaven und Magyaren, neuem und altem Adel, neuer und älterer Bildung, Griechenthum und Katholicismus) beſtehenden entſchiedenen Abneigung kaufen ſich ſehr ſelten magyariſche Edelleute in dieſen Gegenden an. Nur die Comitats-Beamten ſind in der Regel Ungarn. Eben daher und theils auch der vielen Deutſchen wegen, die hier wohnen, hat auch die ungariſche Sprache hier noch geringere Fortſchritte gemacht als in anderen Gegenden des Landes. Die Abneigung der Deutſchen und der Ungarn gegen die Serben oder „Razen" iſt ſo groß, daß ſie mir merkwürdig wurde. In der Regel ziehen beide den Walachen noch dem Serbier vor.

Dem ſei indeß, wie ihm wolle, ſoviel iſt gewiß, daß es für einen Deutſchen keine angenehmere Erſcheinung im Banate giebt als die vielen gebildeten Deutſchen, die man hier findet. „Ach, ich möchte da nicht wohnen, wo es keine Deutſchen mehr giebt!" ſagte mir einer von ihnen, und ich muß geſtehen, daß ich ihm von ganzer Seele hierin beiſtimmte. In dem deutſchen Gemüthe iſt ſo viel Wohlwollen, ſo große Empfänglichkeit und Offenheit nach allen Seiten, ſo viel Bildungsfähigkeit, Bildung und Gemüth, daß man ſelbſt als Unparteiiſcher nicht umhin kann, ſich zu freuen, in der Fremde von deutſchen Leuten etliche zu finden. Ich möchte doch wiſſen, ob die Razen auch ſo denken, daß ſie da nicht mehr wohnen möchten, wo es keine Razen mehr giebt, und die Walachen, daß

ſie da auch nicht mehr bleiben möchten, wo keine Walachen mehr ſind.

Dieſe Frage that ich mir aber ganz im Stillen, als es wieder anfing zu regnen. Ich mußte mich abermals und zwar zum letzten Male flüchten, denn mit dieſem Regen brach auch zugleich der Abend ein, und es gab keinen Sonnenſchein wieder. Ich ging zu einem liebenswürdigen deutſchen Landsmanne, in deſſen Familienkreiſe ich die letzten Stunden des Tags verbrachte. Ich ſage, zu einem lieben deutſchen Landsmanne, obgleich er ein ungariſcher Deutſcher war. Denn mit uns Deutſchen iſt es ſo beſtellt: Ziehen wir in unſerem Vaterlande einen engen Kreis von wenigen Meilen, ſo finden wir ſechserlei Nationen, Preußen, Hannoveraner, Sachſen, Weimaraner, Koburger, die ſich mit mancherlei Verſchiedenheiten und Abneigungen einander gegenüber ſtehen. Erweitern wir den Kreis zu einer Linie, die das Ganze umfaßt, und kommen Norddeutſche nach Süddeutſchland, ſo begrüßen ſie ſich als liebe Landsleute unter einander, wenn ſie auch noch ſo verſchiedenen Fürſten gehorchen. Wenn in Oeſterreich der Sachſe einen Preußen, der Preuße einen Hamburger reden hört, ſo glaubt er, heimathliche Töne zu vernehmen, und ſie ſchließen ſich an einander. In Ungarn aber und weiterhin fließen auch Nord- und Süddeutſchland zuſammen, und erſt durch das Weilen in dieſen Ländern wird man fähig, im vollen Sinne ein deutſcher Patriot zu ſein und das ganze Vaterland mit Liebe zu umfaſſen. Erſt da erkennt man, wie

viele zarte und doch feſte Bande der Verwandtſchaft alle Deutſche mit allen Deutſchen verknüpfen. Noch weiter hinaus giebt es dann ſelbſt Gegenden, wo nicht nur alles deutſche, ſondern ſelbſt alles germaniſche Blut ſich zu lieben beginnt. In den romaniſchen Ländern, in den entfernten ſlaviſchen, in Petersburg ſchon vermiſcht ſich der Schwede, der Däne, der Holländer mit den Deutſchen, die auch der Ruſſe alle „Njemzui" nennt. Im ganzen Oſten Europa's ſympathiſiren alle Weſteuropäer zuſammen und erkennen, mit wie vielen gemeinſamen Banden ſie verbunden ſind, und welchen Gegenſatz ſie zum Oſten bilden. Man ſieht dort Deutſche ſelbſt mit Italienern fraterniſiren. In Afrika oder in ſonſt einem entfernten Welttheile mögen am Ende wohl auch alle ſlaviſchen, germaniſchen und romaniſchen Gegenſätze ſinken, und ſelbſt der Ungar und der Serbe, ſelbſt der Deutſche und der Ruſſe werden ſich hier als Landsleute und als Mitglieder der großen kaukaſiſchen Race die Hände drücken. Der preußiſche, der ſächſiſche und hannöver'ſche Patriotismus, alsdann die deutſche Vaterlandsliebe, endlich die germaniſche Bruderliebe, ferner die europäiſche Verwandten-Zuneigung und die kaukaſiſche oder indo-germaniſche Stamm-Sympathie, es ſind dieß Alles in unſeren Herzen verborgene Anlagen und in unſerer Seele waltende Kräfte, die freilich in der Regel ſchlummern, die wir aber alle unter gewiſſen Umſtänden als thätig und in uns wirkſam verſpüren können. Auf dem wüſten Trabanten unſerer Erde, unter den bizarren Mondbewohnern würden wir endlich auch die Welttheil-

Antipathie, die europäiſchen und aſiatiſchen Vorurtheile, die afrikaniſchen und auſtraliſchen Abneigungen, den ſüd- und nordamerikaniſchen Völker-Gegenſatz, den chriſtlichen, mahomedaniſchen und hindoſtaniſchen Religionshaß, die indo-germaniſchen, ſemmitiſchen und malaiſchen Racen-Nuancen in allgemeiner Liebe aufgehen ſehen, und ſelbſt in dem ſchwarzen Geſichte des Negers würde dort ein amerikaniſcher Dandy nur das Allgemein-Menſchliche auffaſſen, und ſogar eines Pariſers Herz in Liebe erweicht werden zu den Hottentotten oder Päſchärähs. Ja wer ahnt alle die Kräfte der Liebe und des Haſſes, die das Weltall durchſtrömen! Auf dem Sirius würden wir ſämmtlichen Bewohner dieſes Sonnenſyſtems vielleicht Partei machen gegen das Weſen-Geſchlecht jenes Sternes und einen Uranus-Bewohner als werthen Landsmann aus unſerem Sonnenſyſtem begrüßen. Wo aber endlich iſt der Mittelpunct des Weltalls, wo alle Aeußerlichkeiten ſinken, wo alle Weſen ſich in Liebe umfaſſen, wo alle Disharmonie, welche dieſe Länder und Sonnenſyſteme feindlich durcharbeiten, in ewiger Harmonie aufgehen? Wie unzählige Stufen mögen wir noch durchzumachen haben, bis wir reif und fähig werden zu einem ſolchen alle Weſen liebevoll umfaſſenden Weltenleben?

Solche und ähnliche Dinge verhandelte ich mit meinem lieben ungariſchen Stammgenoſſen, als uns ſeine Hausfrau in dieſen Betrachtungen unterbrach. Sie kam ſoeben, wie deutſche Frauen pflegen, mitten aus eiligen Haushaltungs-Geſchäften. Sie hatte gerade „Ribiſel“ und „Agreſel“ eingemacht. Da ich auf mei-

ner ganzen Reiſe durch Ungarn ſchon immer viel von Ribiſel ſowohl als von Agreſel gehört hatte, ſo wollte ich denn doch endlich einmal dahinter kommen, was dieß denn eigentlich für Dinge wären, und ich wagte vor dem Nachhauſegehen die Bitte, daß man mich in einige Geheimniſſe des ungariſch-deutſchen Küchenlateins — wie man gleich ſehen wird, iſt dieſer Name buchſtäblich richtig — einweihen möchte. Wir gingen in die Küche, wo viele reinliche Gefäße mit allerlei leckeren eingekochten Früchten gefüllt wurden. Erſtlich alſo „Ribiſel.“ Dieſes Wort iſt lateiniſch-ungariſch-deutſch, denn es werden damit diejenigen Früchte, welche wir „Johannisbeeren“ nennen und welche auf Lateiniſch bekanntlich Ribes (Ribes ruber) heißen, bezeichnet. Von dem lateiniſchen Worte „ribes“ haben die Ungarn „Ribizli“ und die ungariſchen Deutſchen „Ribiſel“ gemacht. „Agreſel“ aber ſind die Stachelbeeren, welche auf Lateiniſch „Ribes grossularia“ oder „Agresta“ und italieniſch „agresto“ heißen. Davon haben die Ungarn ihr „egresch“, die Slaven ihr „egres“, und die Deutſchen „hob'n daraus ihr „Agreſel“ g'mocht.“

Auch ein anderes ſonderbares Wort für eine wohlſchmeckende Sache lernte ich noch in dieſer Küche kennen, nämlich das Wort und die Sache „Marillen-Leckwar.“ Marillen ſind Aprikoſen, und Leckwar, welches vielleicht das verdorbene und verdrehte Wort „Latwerge“ ſein mag, bedeutet ſoviel als Mus. Man hat Leckwar der verſchiedenſten Art, z. B. „Marillen-Leckwar, Trauben-Leckwar, Tiandel-Leckwar.“ Um das letzte Wort

ſich zu erklären, muß ein Norddeutſcher wieder wiſſen, daß mit „Tindel" oder „Tiandel" die Cornelius-kirſchen hier getauft wurden.

Endlich erfuhr ich nun hier auch etwas über die Bedeutung und die Bereitungsweiſe der ungariſchen Weinausbrüche, wonach ich ſchon lange geforſcht hatte. Nur von den edleren Weinen des Landes werden Ausbrüche gemacht. Bei den unedleren lohnt es ſich nicht der Mühe. Man hat daher Tokaier, Meneſcher, Ruſter und Ofener Ausbruch. Es werden zur Verfertigung des Ausbruchs die minder ſchönen und minder reifen und gelbgrünen Trauben zuerſt zu dem gewöhnlichen Wein ausgeleſen. Die ſchöneren, ſüßeren und reiferen Trauben läßt man noch an dem Stocke, um ſie völlig nachreifen und etwas trocken werden zu laſſen. Man nennt dieſe trockenen Beeren dann auch „Cibeben" oder Roſinen, weil ſie beinahe ſo trocken werden, wie dieſe. Und von ihnen wird der Ausbruch gemacht. Der Name kommt, glaube ich, von dem Ausbrechen oder Ausleſen der ſchlechten und der guten Trauben her. Bei Tokai und überhaupt in Oberungarn nennt man daſſelbe richtiger: „Trockenbeerwein."

Die Trauben für den Ausbruch bleiben nun noch einige Zeit, oft bis in den November hinein, am Stocke hängen; dann werden auch ſie geerntet. In ſehr naſſen und kalten Jahren, wo die Weinbeeren nicht zu großer Reife gelangen können, wird daher auch kein Ausbruch gemacht, und man ſchneidet, wenn man nicht mehr auf

viele Weine hoffen darf, dann alle Trauben für die ordinären Weine ab. Da natürlich der ſchönen und trockenen Trauben immer nicht ſo viele ſind, ſo lohnt es ſich nicht für jeden Weinbergsbeſitzer, Ausbruch zu machen. Viele laſſen daher ihre Trockenbeeren nur für andere ſitzen, welche erklärt haben, daß ſie dieß Jahr Ausbruch machen wollen, und welche dann die Eibeben von jenen zuſammenkaufen. Zu Zeiten werden dieſe ausgeſuchten trockenen Beeren zu ſehr hohen Preiſen verkauft (z. B. in Tokai im Jahre 1807 das Faß zu 100 Gulden, im Jahre 1718 gar zu 100 Thalern).

Es wird nun auf die trockenen Trauben anderer guter Wein aufgeſchüttet. Sie werden dadurch erweicht und dann zerſtoßen. Der Saft der Eibeben vermiſcht ſich mit dem Weine, dieſer wird abgelaſſen, und das giebt nach der Gährung und den anderen gewöhnlichen Proceſſen den erſten Ausbruch. Auf den Reſt der Trockenbeeren gießt man dann noch einmal Wein auf, und dieß giebt den zweiten Ausbruch, die ſogenannte „Maslaſche.“ Oft macht man ſogar noch einen dritten Ausbruch. Einige aber nehmen noch vor dem erſten Ausbruche die ſogenannte „Eſſenz“ vorweg. Dieſe entſteht dadurch, daß man die trockenen Trauben, ohne Wein aufzuſchütten, ein wenig preßt und den dicken ausfließenden Saft ohne Hülfe eines anderen Weines die Gährungsproceſſe durchmachen läßt. Dieſe Weineſſenzen ſind natürlich noch koſtbarer und ſeltener, und in der Regel trinkt man ſie nur, indem man ſie anderen Weinen beimiſcht. Da

bei jedem Grade der Preſſung der Traube auch ganz andere Regionen und Theile jeder kleinen Beere zur Quetſchung kommen und bei jeder Preſſung alſo eine andere Art von Saft ausfließt, bei dem einen Grade blos der innere flüſſigſte Saft, bei dem anderen auch der äußere und äußerſte der Schale, ſo hat natürlich jeder Grad von Ausbruch ſeinen ganz eigenthümlichen, dem Kundigen erkennbaren Geſchmack. Es iſt bemerkenswerth, daß ſo viele Ausdrücke bei'm Weinbau in Ungarn deutſch ſind. Doch ſind einige auch ungariſch, z. B. „Maslaſch," vom ungariſchen Worte „Más," d. h. ein „Anderer," ein „Zweiter."

Die banatiſchen Niederungen und ihre Colonieen.

Die Regenſchauer des vorigen Tages hatten ſich am folgenden Morgen alle brüderlich die Hand gereicht, die einzelnen blauen Stellen am Himmel verſchwanden in dem allgemeinen Grau, welches das ganze Firmament überzog, und der Regen, den die Banater im Sommer ſo oft vergebens erfleht hatten, und den wir heute verwünſchten, ſtieg in überſchwänglicher Fülle zur Erde hernieder, wo er nun, da er post festum (nach dem Erntefeſte) kam, nur den Walachen die Weinbottiche füllen half und uns die Wege verdarb.

Die Wege in der fetten, ſchweren, weichen Erde des Banats bei Regenwetter ſind wirklich unglaublich ſchlecht. Es läßt ſich ihnen dieſſeits der Karpathen nichts an die Seite ſtellen. Nur noch wenige Meilen jenſeits Temeswar geht ein ſogenannter, „gemachter Weg" fort, dann aber hört alle Kunſt an den Straßen auf, und man iſt dem rohen Walten der Naturkräfte völlig preisgegeben. Wir waren daher mit Recht auf

ein ſehr langſames Vorrücken gefaßt, obgleich unſere Diligence nicht ſehr überladen und mit ſechs ſtarken Pferden beſpannt war. Dieſe Diligence war ein ziemlich einfacher, indeß doch wenigſtens gegen den Regen gut geſchützter Leiterwagen. Es gehen ſolche Wagen (gewöhnlich Privat=Unternehmungen) jetzt von Peſth aus in verſchiedene Gegenden Ungarns. Der unſrige wurde von einem Fuhrmanne aus Szegedin, in welcher Stadt ein ſehr bedeutendes Fuhrweſen betrieben wird, unterhalten.

Der Wagen holte, ſo groß er war, die einzelnen Paſſagiere in ihren Häuſern ab, und ſo fuhr er auch des Morgens früh mit lautem Hallo auf dem Hofe des trefflichen Wirthshauſes zum Trompeter ein, um mich einzunehmen. Ich meinerſeits war glücklicher Weiſe frei vom Fieber geblieben. Aber im Wagen ſaßen eine elende, kranke, junge Frau, die nach Peſth reiſ'te, um ſich dort kuriren zu laſſen, — ein junger deutſcher Handwerker, der vor vier Wochen nach Temeswar gekommen war, um Arbeit zu ſuchen, dieſe zwar nicht fand, aber das Fieber bekam und der nun ebenfalls nach Peſth zurückreiſte, — ferner ein Kutſcher, der außerordentlich wohl und munter ausſah, am anderen Tage aber ein ſehr ſaueres Geſicht machte und ſagte, er verſpüre, daß das Fieber ihn packe, — ein unglaublich ſchmuziger und fieberkranker Jude, der unſer Conducteur war, und außer ihm und mir noch ein fieberfreier Paſſagier. Mit dieſer Leute hinfälliger Leiblichkeit ſchleppten ſich alſo die ſechs beſagten ungariſchen Pferde auf dem Banater

Schmuze in das Temeſer Comitat hinaus. Wir erkannten bald, daß es eine Unmöglichkeit ſei, noch heute nach dem 14 Meilen entfernten Szegedin zu gelangen, und daß wir ſchon froh ſein müßten, wenn wir gegen Abend noch wirklich die Mittelſtation St. Micloſch erreichten. Mir war dieß Alles ziemlich einerlei, denn langſam oder ſchnell, zu denken gab's am Wege immer genug, und ich war ſtets damit beſchäftigt, die Gedanken bei mir zu verarbeiten, welche mir der Anblick der Dinge und der kleinen Ereigniſſe der Reiſe eingaben.

Die junge Frau, die mit uns fuhr, zeigte, obgleich ſie nicht aus einem der ſogenannten höheren Stände war, doch viel Bildung und Gemüth und ſagte mir, ſie habe bisher in Temeswar gewohnt. Freilich ſei die Veranlaſſung, weshalb ſie nach Peſth gehe, das Fieber, das ſie nicht loswerden könne, nicht gerade die angenehmſte. Nichtsdeſtoweniger aber freue ſie ſich doch, daß ihr Schickſal ſie nun gerade in eine Richtung führe, die derjenigen entgegengeſetzt wäre, in welche ſie ſich noch vor Kurzem habe wenden wollen. Kürzlich habe es nämlich geheißen, daß ihr Vater, ein kleiner Beamter, nach Siebenbürgen verſetzt werden ſolle. Sie kenne dieſes Land nicht, aber ſie denke es ſich dort ſehr finſter und unheimlich, und die Leute ſehr ungebildet, und ſie hätte um Alles in der Welt ihrem Vater nicht dahin folgen mögen, bei dem ſie als Wittwe wohne. „Jetzt geht es nun nach Peſth," ſagte ſie, „ach mein liebes, gutes Peſth! O, Sie glauben nicht, wie froh

ich bin, wieder dahin zu kommen. Ich bin dort geboren, und die Menſchen ſind daſelbſt viel gebildeter und höflicher als in Temeswar. O, wenn wir erſt die Donau ſehen, wie wird mein Herz vor Freuden hüpfen!"

Bei dieſen Worten meiner Gefährtin fiel mir erſtlich eine deutſche Frau ein, die ich vor Jahren einmal in Beſſarabien geſprochen. Sie war aus Siebenbürgen gebürtig. Wir ſahen aus der beſſarabiſchen Ebene, wo ſie jetzt in einem kleinen Orte wohnte, zu den entfernt am Horizonte dämmernden ſiebenbürgiſchen Alpen hinauf, und ſie redete mit einer Begeiſterung von der Bildung, die dort wohne, und dann mit einer Verachtung von der Barbarei, welche ſie hier umgebe, daß ich wohl ſah, wie ihre ſehnſüchtigen Blicke nach Siebenbürgen, wie zu einem Lande des Lichts, hinaufgerichtet waren.

Alsdann gedachte ich auch einer Wienerin, die mir in Peſth eine Parallele zog zwiſchen der Bildung in Wien und derjenigen, welche in Peſth herrſche. In Wien wiederum hatte ich einmal einen Weſtdeutſchen über den Materialismus, ja die Unwiſſenheit und Uncultur, die in Oeſterreich vorwalte, predigen hören, und ich ſelbſt hatte ſchon mehre Male die Eindrücke erfahren, die man, die Gränze von Oeſterreich nach Sachſen oder Baiern überſchreitend, empfängt. Es iſt einem zu Muthe, als träte man in einen beſſer erleuchteten Saal. In Würtemberg und Baden glaubt man wiederum weiter zu ſein als in Baiern, und in der That giebt es dort höchſt charmante Leute. Aber in Straßburg und der Schweiz halten ſie ſich weit über

die Transrhenanen erhaben, und in Paris gar, in welche Finſterniß vermeint man von dort aus zu blicken, wenn man in den badiſchen forêt noir hinausſieht.

Wie ein leuchtender Blitz erhellte mir alſo die Rede meiner Gefährtin die ganze Stellung der Völker Europa's. Wie die Mahomedaner von allen Seiten ihr Angeſicht nach Mekka und Medina gewendet haben, wie die Feueranbeter ſtets nach Morgen gekehrt ſind, wo der Sonnenball ſich emporhebt, ſo iſt die Phantaſie aller europäiſchen Nationen von Oſten nach Weſten gerichtet. Denn dort liegen die Quellen der Bildung, welche Europa durchrieſeln, dort brennen die Feuer, deren Strahlen weit hin die Länder durchleuchten. Vom weit entfernten Sibirien, vom Kaukaſus, — denn auch dort noch finden ſich manche der Unſeren (ich meine der Cultur-ſonnen-Verehrer) — vom ſchwarzen Meere und von der Oſtſee her blickt man auf uns Deutſche. Die Siebenbürger, die Ungarn, alle deutſchen Länder in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie ſind Auge und Ohr für das, was man in Deutſchland ſpricht. Die Dänen, die Schweden bis zum Nordcap hin haben wieder uns Deutſchen das Angeſicht zugewandt. Wir ſelber aber, indem wir den Ruſſen den Rücken zudrehen, blicken, wenn auch nicht mit beiden Augen, doch mit einem nach Frankreich hinüber. Die Franzoſen wiederum wenden uns den Rücken zu und ſehen nur ſich ſelber an, denn ſie glauben, auf dem Gipfel zu ſtehen. Auch die Italiener kehren uns den breiten Rücken zu und haben ihre eigenen Schwerpuncte. In dem ſchmalen Länderſtriche, der von

England, Frankreich und Italien gebildet wird, da liegen die oberſten Gipfel der geiſtigen Höhen Europas (Rom, London und Paris), von denen aus man auf alles Andere hinabſieht, wo man ſich ganz oben fühlt, und von wo aus es in unzähligen feinen Abſtufungen ſich durch Deutſchland nach Norden zu den Mooshütten der Lappen und durch Oeſterreich und Ungarn über das ſüdliche Rußland hin bis zu den nomadiſchen Heerden der Kalmücken hinab verflacht.

Paris, Baden, Würtemberg, Baiern, Oeſterreich, Wien, Peſth, Temeswar, Siebenbürgen, Beſſarabien, es iſt eine Reihe von immer ſchwächer erleuchteten Zimmern. Schaut man aus einem der helleren Räume rückwärts, ſo ſchaudert man, und es ſcheint einem Alles dunkel. Blickt man aber vorwärts, ſo glaubt man Alles klar und ſtrahlend zu ſehen. Nähert man ſich ſelbſt dem einen oder dem anderen Ende, ſo ſieht man zuweilen, wie ſehr man ſich in manchen Stücken täuſchte. Man erkennt dann die Flecken der leuchtenden Geſtirne und ſieht den eigenthümlichen Schimmer ſelbſt des dunkelſten Planeten.

Auf weitere Gedanken und Einfälle brachte mich die bunte Bevölkerung des Banats, die jenſeits Temeswar noch viel bunter wird, als ſie es zuvor war. Am bunteſten iſt ſie da, wo das Land am fruchtbarſten wird, in der Torontaler Geſpanſchaft. Hier iſt der Boden zwiſchen der Theiß und der Maros außerordentlich fett und bringt ohne Dünger, Jahr aus, Jahr ein, ohne je ſich zu erſchöpfen, den ſchwerſten Weizen hervor,

wie Aegypten. Darum nennen die ungariſchen Schriftſteller dieſe Gegend auch das ungariſche Aegypten, „ubertate locorum, coelique benignitate nulli terrarum secunda.“

Von hier aus nach Peſth zu, jenſeits der Theiß, geht's mit der Fruchtbarkeit immer mehr bergab, und im Peſther Comitate iſt mehr unfruchtbare Sandfläche, als es in Ungarn ſonſt irgendwo giebt.

Die unvergleichliche ägyptiſche Fruchtbarkeit findet ſich auf ganz gleiche Weiſe auch im Norden der Maros, im Arader und Tſanader Comitate, und desgleichen findet ſie ſich in den Gegenden an der Körös im Bekeſer Comitate. Dort überall iſt das Land ein ſo flach niedergetretener Butterkuchen wie im Banat. Gegen Debretzin zu wird es ſchon wieder etwas ſandiger.

Auf den bezeichneten fetten Niederungen nun war ſonſt zur Türkenzeit Alles gerade am allerwenigſten bewohnt. Denn natürlich floh unter ihrem Regimente die Bevölkerung in die etwas mehr Sicherheit gewährenden Städte und Gebirge. Man rief ſpäter Italiener, Spanier, Franzoſen, Deutſche, Serbier, Dalmatier, Bosnier und Bulgaren herbei, um dieſe Länder wieder zu bevölkern, und jetzt ſieht man da, wo vor 100 Jahren eine ſchmuzige Hirtenhütte, ein türkiſches Bad, ein einſamer Brunnen oder ein armeniſcher Meierhof ſtand, Dörfer mit 5000, 6000, 8000, ja 13000 Einwohnern ſich ausbreiten. Es fehlt freilich noch viel, daß hier ſchon Alles ſo im Stande, ſo beſetzt und bebaut ſei, wie es nach der Kraft und Energie des Landes ſein könnte.

Namentlich ſind die Comitate im Norden der Maros und Köros in der Errichtung von Colonieen hinter dem Banate zurückgeblieben, wo die öſterreichiſche Regierung mehr einwirken konnte.

Merkwürdig iſt es, daß man in dem ganzen Banate keine magyariſchen Colonieen findet. Die Magyaren ſind hier unter der türkiſchen Herrſchaft faſt völlig ausgerottet worden, und es iſt kein einziges von Ungarn geſtiftetes neues Dorf hier zu nennen. Im ganzen Banate ſind ſie blos einzeln und zerſtreut zu finden und als Element der Bevölkerung kaum in Anſchlag zu bringen. Die Ungarn, ſo weitſchweifende und raſtloſe Nomaden ſie ſonſt waren, ſo außerordentlich anhänglich und zäh kleben ſie jetzt an ihrem heimathlichen Boden. Es iſt, als wenn ſie gar nicht zur Auswanderung aus ihrem Vaterlande zu vermögen wären. Und doch gehört das Banat noch weſentlich mit zu ihrem Königreiche. Es ſind mir, ſoviel ich auch geſucht habe, außerhalb der Gränze des eigentlichen Ungarns nur an drei Stellen ungariſche Colonieen bekannt geworden, erſtens die beiden ſchon oben erwähnten magyariſchen Dörfer zwiſchen der Drau und der Sau in Syrmien, zweitens ein paar magyariſche Dörfer am Dnieſtr in der Bukowina, die ich ſchon bei einer früheren Gelegenheit beſuchte, und drittens mehre magyariſche Colonieen in der Moldau und Bosnien, welche die Türken mit Gewalt dahin verſetzten (was, wie ich glaube, auch bei den bukowiniſchen der Fall war).

Höchſt ſelten ſogar und ſehr wider Willen ſoll ein

Magyar aus einem Comitate in's andere gehen. Wie ſonderbar! Es iſt, als wenn die Magyaren, die ſonſt ewig unruhig Bewegten, bevor ſie endlich von den Ufern der Dwina und Wolga hier an der Donau ankamen, wohl 10 Mal ihr Vaterland wechſelten, nun des Wanderns ſo überdrüßig geworden wären, daß ſie ſich jetzt gar nicht mehr vom Flecke rühren wollten. Es iſt, als wenn ſie die Rollen mit den Deutſchen getauſcht hätten, welche nun ſeit dreihundert Jahren mit dem Spaten, dem Pfluge, dem Hobel und dem Hammer in der Hand in das Land der Ungarn einwandern.

Die Gutsbeſitzer im Banate ſuchen überall bei Anlegung neuer Dörfer deutſche Bauern zu bekommen. Denn es werden noch immerfort ſolche neue Colonieen angelegt. Gewöhnlich ſind dieß ſolche Bauern, die in den übrigen Dörfern keinen eigenen Hof erwerben können. So trafen wir z. B. das neue, ſchöne Dorf Schandorhaz (Alexanderhauſen) in der Mitte des Weges zwiſchen Temeswar und St. Miklos. Dieſes Dorf hat der Biſchof von Agram in dieſem Jahrhunderte anlegen laſſen. Es hat daſſelbe einen großen ſchönen öffentlichen Platz. Die Kirche mit zwei Thürmen, welche in der Mitte dieſes Platzes ſteht, winkt dem Reiſenden ſchon von Weitem entgegen. Um den Platz herum liegen, regelmäßig vertheilt, zierliche und nach einem und demſelben Plane gebaute Häuſer, und von ihm aus laufen fächerförmig, wie in Karlsruhe, die Straßen der Colonie aus. Die Häuſer ſind mit freundlichen Farben, Weiß und Grün, angeſtrichen. Die Einwohner dieſes Dor-

feſ ſind eben durch ſolche neue Schößlinge aus alten deutſchen Dörfern des Banats zuſammengekommen. Man hat hier für ſolche von Edelleuten für den Zweck von Colonieen angeworbene Landleute einen eigenen Ausdruck erfunden. Man nennt ſie „Contractualiſten.“ Dieſelben ſtehen in den verſchiedenſten Verhältniſſen zu ihren Grundherren, je nachdem ſie über einen mehr oder minder vortheilhaften Contract mit ihnen einig wurden. Da die Grundherren immer nach deutſchen Contractualiſten verlangen, ſo iſt es um ſo merkwürdiger, daß die Einwanderung deutſcher Ackersleute in's Banat ganz aufgehört hat und ſeit 50 Jahren gar keine mehr gekommen ſind. Die Grundherren nehmen die Deutſchen deßwegen gern, weil ſie bei ihnen ſicher ſind, daß der Contract erfüllt wird. „Sie lieben uns aber doch nicht,“ ſagte mir einer dieſer Leute, „weil ſie wohl wiſſen, daß der Deutſche, wenn er auch ſeine Pflicht thut, doch nie geneigt iſt, mehr zu leiſten, als wozu er contractmäßig verbunden iſt. Fordert man unrechtmäßig mehr, ſo widerſetzt er ſich. Die Walachen aber laſſen ſich das Fell über die Ohren ziehen.“

Auf einer Puſte, wo wir anhielten, kam ich mit einem deutſchen Schulmeiſter zuſammen. Er trug einen ſo ſchönen Schnurrbart, wie bei uns ihn mancher Huſar nicht hat, war übrigens ein ſinniger und kenntnißreicher Mann und erzählte mir von ſeiner Schule. In derſelben wären nicht weniger als 600 Kinder (die Dörfer ſind hier alle außerordentlich groß). Dieſe Schule wäre in drei Klaſſen getheilt. Er hätte die zweite Claſſe,

ein Oberlehrer die erſte. Von den 3000 Walachen des Dorfes kämen etwa 40 Kinder in die Schule, und von den 3000 Deutſchen über 500.

Es giebt hier nämlich auch Dörfer, die halb von Walachen, halb von Deutſchen bewohnt ſind. Ich traf unterweges ein ſolches Dorf, in dem die Walachen alle auf der einen Seite der Straße, die Deutſchen ſämmtlich auf der anderen wohnten. Sie miſchen ſich aber nicht. Obgleich ſie, wie geſagt, nur durch die Straße des Dorfes getrennt und obgleich unter den Walachen ſowohl, als unter den Deutſchen hübſche Mädchen ſind, ſo hat Amor doch noch nie einen Pfeil über dieſe ſchmale Straße geſandt. Die Liebe iſt, ſcheint es, hier nicht ſo blind, daß ſie nicht immer noch für die Unterſchiede zwiſchen Deutſchen und Walachen, zwiſchen Katholiken und Griechen Augen behielte. „So lange unſer Dorf ſteht, iſt noch nie eine Heirath zwiſchen einem der Unſeren und der Walachen von der anderen Seite vorgekommen,“ verſicherte mir einer der Einwohner dieſes Dorfes. Ich fand dieß ganz unglaublich, aber er ſagte: „Ja, ja, 's iſch ſo, 's G'blüt verträgt's halt nit!“ „O ja,“ bemerkte der Wirth, der hinzukam, „prügeln unter einander, das thun ſie wohl, aber heirathen nit!“

In anderen Dörfern ſind auch Deutſche mit Ungarn und Deutſche mit Serbiern unter ähnlichen Verhältniſſen gemiſcht, doch mit den Ungarn verheirathen ſie ſich leichter.

Der Kutſcher, welcher jenem Schulmeiſter die Pferde lenkte, war der Sohn eines franzöſiſchen Bauers. Er

ſprach deutſch und war auch ſonſt in anderer Hinſicht vollkommen verdeutſcht. Es iſt bemerkenswerth, daß die Italiener und Spanier, welche im Banat angeſiedelt wurden, alle in der deutſchen Nationalität untergegangen ſind, ebenſo wie diejenigen Italiener und Spanier, von denen ich ſchon bei Ofen ſprach. Was die Franzoſen betrifft, ſo iſt auch mit ihnen größtentheils daſſelbe der Fall. Doch ſoll in einigen franzöſiſchen Ortſchaften noch franzöſiſch geſprochen werden. Aber ſelbſt dieſe, welche noch franzöſiſch unter ſich reden, verſtehen doch auch ſchon alle deutſch. Es zeugt dieß, beſonders wenn man hinzunimmt, daß die Serbier und Walachen entſchieden die Mehrzahl bilden, von einer weit größeren Hinneigung jener romaniſchen Völker zu den Deutſchen als zu dieſen öſtlichen Nationen.

Die Italiener wurden vornehmlich der Seidenzucht und des Reißbaues wegen in's Banat gerufen. Allein beide Culturzweige ſind, ſoviel man auch von ihnen, ſowie von der im Banat gepflanzten Baumwolle geſprochen hat, noch höchſt unbedeutend. Im Lande ſelbſt hört man kaum etwas davon. Es wurde mir ſehr ſchwer, zu erfahren, wer denn hier noch eigentlich Baumwolle, Reiß und Maulbeerbäume pflanze. Das Ganze reducirt ſich auf eine nicht erwähnenswerthe Bagatelle. Nur die Seidenzucht möchte noch einigermaßen deßwegen zu nennen ſein, weil mir allgemein verſichert wurde, daß die Deutſchen ſehr übel gegen dieſelbe geſinnt ſeien. „Sie lieben den Maulbeerbaum nicht, unſere Deutſchen,“ ſagte mir ein cameraliſtiſcher Beamter, „wenn ſie con-

tractmäßig müſſen, ſo pflanzen ſie allerdings die feſtgeſetzte Zahl von Bäumen, bekümmern ſich aber weiter nicht um ihr Gedeihen, während der Weizen unter ihren Händen ſo reiche Ernte gewährt. Ja es giebt unter ihnen viele, die man geradezu Feinde des Maulbeerbaumes nennen könnte, und die ihn ausrotten, wo ſich Gelegenheit dazu bietet.“ Das eigentliche Volk der Landleute beſchäftigt ſich im ganzen Banate gar nicht mit der Seidenzucht. Meiſtens ſind es nur einige Geiſtliche, Beamten und Wittwen, die ihre Zeit damit ausfüllen.

Wenn die Deutſchen keine Freunde des Maulbeerbaumes ſind, ſo bauen ſie um ſo beſſer den Weizen und die Kartoffeln an, außerdem aber auch den Kukuruz, Taback, Wein ꝛc. Bei den Italienern und Franzoſen findet man den Reiß und den Maulbeerbaum als etwas Eigenthümliches. Die Magyaren ſind am meiſten mit dem Taback und Wein beſchäftigt. Die Raizen und Walachen haben ſich den Kukuruz zu ihrer Lieblingspflanze erkoren. Mit der Pferdezucht beſchäftigen ſich wiederum die Deutſchen mehr als mit der Vermehrung des Hornviehes, die Raizen und Bulgaren aber ſind die vornehmſten Rindviehzüchter.

Merkwürdig für die Stellung dieſer Völker zu einander und zu dem Vertrauen, das man ihnen von oben ſchenkt, iſt es auch noch, daß es den Deutſchen durchgängig erlaubt iſt, eine Flinte zu haben, während den Raizen und Walachen dieß meiſtens verboten wurde. Die Deutſchen haben daher auch faſt alle ein Schießgewehr im Hauſe.

Es iſt eine Sage unter den Deutſchen im Banat, — wenigſtens wurde mir's an zwei verſchiedenen Orten erzählt, da ich in keinem Buche etwas Poſitives darüber erfahren konnte, ſo weiß ich nicht, was daran iſt, — daß Maria Thereſia, als ſie bei ihren großen Kriegen in Geldnoth geweſen, das ganze Banat, d. h. Alles, was die Krone darin beſaß, (dieß kam aber damals ungefähr dem ganzen Banate gleich) gegen drei Millionen Gulden habe verkaufen wollen. Der Fürſt Bathyany ſei in der Provinz umher gefahren, um ſich dieſelbe vorher anzuſehen, habe aber dann den Handel ausgeſchlagen, indem er geſagt, das Banat ſei nichts als ein Stück Himmelsgewölbe und darunter ein unabſehbares Stück Moraſt, wofür er ſo viel Geld nicht geben könne. Da wären nun zunächſt Armenier aus Siebenbürgen gekommen und hätten der Kaiſerin das Land oft zu unglaublich billigen Preiſen abgekauft, das Joch (1600 □ Klaftern) z. B. zuweilen für zwei Gulden W. W. und mitunter für noch geringere Preiſe. Jetzt dagegen habe ſich durch die Colonieen, durch die geſtiegene Cultur, durch die Austrocknung der Sümpfe ꝛc. das Land ſo gehoben, daß die Fürſten Bathyany, welche jetzt im nordweſtlichen Winkel des Banats ein einziges Gut beſäßen, aus dieſem Gute allein ſo viel Revenueen zögen, daß dadurch die Hälfte der Zinſen jenes Kaufpreiſes gedeckt werden könnte. Jetzt iſt es ſo weit gekommen, daß die Güter ſogar zuweilen über ihren Preis bezahlt werden, weil die reichen Serbier, welche des Adels wegen

nach Grundbeſitz ſtreben, ſich dieſen oft in Meiſtgeboten hoch hinauftreiben.

Es iſt aber keine Frage, daß, wenn man ſich dieſe fette Erdſcholle in ein anderes Land unter günſtigeren Umſtänden, mit beſſeren Handelswegen und Abzugscanälen für ſeine Producte verſehen denkt, dann ihr Preis und Werth noch 4 oder 5 Mal erhöht werden könnte. Es iſt ein Jammer und Elend, daß die Natur hier und da mit ihren koſtbarſten Schätzen ſo verſchwenderiſch umgegangen iſt, während ſie anderswo ſich ſo karg gezeigt hat. Die fette Banater Erde, in welcher man 4, 6 und 8 Ochſen vor einen Pflug ſpannen muß, liegt hier und da 4, ja 5 Fuß tief, während es anderswo Länder giebt, die mit einer leichten Decke von kaum 5 bis 6 Zoll Ackerkrume bedeckt ſind. Man könnte hier immerhin eine ganze Schicht von 2 bis 3 Fuß Pflanzenerde entbehren. Wie viele arme Sandländer könnte man damit beglücken!

Wenn der Fürſt Bathyany geſagt hat, das ganze Banat ſei ein Stück Himmelsgewölbe und darunter ein Stück Moraſt, ſo hat ein Anderer, ich weiß nicht mehr wer, von einem banatiſchen Wege folgende Definition gegeben, „es ſei ein zwiſchen zwei Gräben eingeſchloſſener unausweichlicher Moraſt.“ Dieſe Definition fanden wir beſonders gegen Abend ſehr treffend, wo auch die letzten Spuren der von Temeswar ausgehenden gemachten Wege längſt verſchwunden waren. Unſer Wagen kroch trotz des ewigen Geſchreies unſeres munteren Kutſchers und trotz der heroiſcheſten Anſtrengungen

unſerer armen geplagten Pferde wie eine Schnecke im Schlamme fort. Es wurde am Ende finſter, dabei hörte es nicht auf zu regnen. Der Stoff zum Reden war während des langen Tages nach und nach ganz verbraucht, und ſo bemächtigte ſich denn bei dieſem langweiligen Geſchäfte allmählig aller meiner Reiſegefährten eine vollkommene Redeflauheit; entweder ſchliefen ſie oder überließen ſich ihren Gedanken. Ich hatte den ganzen hinteren Sitz des Wagens für mich allein, konnte von hier aus das Ganze überſehen und überließ mich nun ebenfalls meinen Gedanken mit ziemlich gemächlicher Reſignation. Sie bezogen ſich dießmal auf diejenigen Gegenſtände, welche mich den ganzen Tag über beſchäftigt hatten, nämlich auf die Colonieen der verſchiedenen Nationen im Banate. Von dieſen Colonieen im Banate ging ich über zu den Colonieen-Begründungen in ganz Ungarn und gedachte der vielen Nationen, welche dieſes Land noch jetzt, mehr oder weniger bleibende, mehr oder weniger bedeutende Anſiedelungen begründend, durchziehen. Ich bemerkte, daß einige Nationen gar nicht in dieſe, Niederlaſſungen ſtiftende Bewegung ſich hineinziehen laſſen, während andere bald für dieſe, bald für jene Art von Anſiedelung beſondere Neigung verrathen. Ich verglich dann im Stillen Ungarn mit anderen Ländern in Europa, und auf dieſe Weiſe geſtalteten ſich denn meine

Gedanken über die friedlichen Wanderungen der europäiſchen Nationen und über ihre manchfaltigen Niederlaſſungen in den verſchiedenen Gegenden unſeres Welttheiles

zu einer förmlichen kleinen Abhandlung, die ich während der dreiſtündigen Nacht-Schneckenfahrt im Gedanken ausarbeitete, und hier als einen kleinen Verſuch, der ſeiner Neuheit wegen vielleicht auf einige Entſchuldigung ſeiner Unvollſtändigkeit hoffen darf, einſchalte.

Es giebt in Europa mehre Nationen, welche gar keine, oder doch höchſt unbedeutende Niederlaſſungen außerhalb ihres Vaterlandes begründet haben, oder doch wenigſtens jetzt keine mehr begründen. Wir wollen mit der Betrachtung dieſer nichtwandernden Nationen beginnen, weil dadurch uns dann gleich diejenigen, auf die es hauptſächlich ankommt, am meiſten in's Auge fallen.

Jene Nationen ſind folgende:

1) Unſere Magyaren. Sie haben viele Lager, einzelne Gehöfte, Dörfer und Marktflecken in den

von ihnen eroberten ſlaviſchen und dakoromaniſchen Ländern begründet. Sie haben von dieſen Lagern und Marktflecken aus halb Europa, nämlich Deutſchland bis an die Nordſee, — Italien bis an das adriatiſche und genueſiſche Meer, — Frankreich u. ſ. w., durchzogen ohne irgendwo eine Colonie, eine Niederlaſſung, ohne irgend eine nützliche Spur ihres Daſeins zurückzulaſſen. Sie haben Bosnien, Bulgarien, Serbien, in verſchiedenen Perioden, ganz oder nur zum Theil beherrſcht, ohne daſelbſt irgend eine bleibende und noch jetzt beſtehende Niederlaſſung zu hinterlaſſen. Selbſt unter denjenigen Gebieten, die ſie noch jetzt zu ihrem Vaterlande rechnen, giebt es manche, in welchen ſie als Element der Grundbevölkerung nicht zu Hauſe ſind, z. B. das Banat, Syrmien, Slavonien, Kroatien ꝛc. Die wenigen Ausnahmen davon haben wir ſchon namhaft gemacht. Außerhalb Ungarns giebt es nur in Wien eine bedeutende Colonie von Ungarn. Es ſollen hier 15,000 Ungarn ſein (indeß doch wohl auch dieſe nicht einmal lauter Magyaren?).

2) Die Ruſſen. Auch die Ruſſen verlaſſen ihr Vaterland nicht, ſie haben nirgends eine Colonie außerhalb ihres Vaterlandes geſtiftet. Die einzige Ausnahme davon machen einige in Berlin mit ruſſiſchen Waaren angeſeſſene Kaufleute und eine kleine Colonie ruſſiſcher Bauern bei Potsdam. Allenfalls könnte man auch die periodiſch in Hammerfeſt und einigen anderen kleinen Hafenplätzen in Schweden erſcheinenden ruſſiſchen Fiſcher als eine unbedeutende Ausnahme betrachten. Auch

in Leipzig halten ſich oft lange Zeit wegen des Meß=verkehrs mehre Ruſſen auf, ſowie ganz Europa beſtändig von den gebildeten Claſſen dieſer Nation raſtlos durchzogen wird*).

Doch ſind dieſe Ausnahmen ſo unbedeutend, daß ſie kaum in Anſchlag kommen. Und im Ganzen muß man die Ruſſen durchaus denjenigen Nationen beirechnen, welche ſich dem großen europäiſchen Völkerverkehre entziehen und nicht durch Wanderungen und Niederlaſſungen ſich dem Gemeinweſen unſeres Welttheiles nützlich machen. Sie halten ſich vielmehr, im Ganzen genommen, ſtreng in den Gränzen ihres Vaterlandes, welches ſie das heilige Rußland nennen. Wo ihr Zar und ihr Gott nicht herrſcht, fühlen ſie ſich nicht zu Hauſe.

Dagegen aber entwickeln ſie innerhalb dieſer bezeichneten Gränze ihrer Herrſchaft, im ſtrengſten Gegenſatze zu den Ungarn, eine außerordentliche Wanderluſt und Niederlaſſungs=Leidenſchaft. Sie haben das ganze ungeheuere Gebiet dieſer Herrſchaft allmählig mit einer Maſſe von Colonieen überzogen, ſowohl Jäger= und Fiſcher=Colonieen, als auch militäriſchen und Ackerbau=Colonieen (beſonders die Koſaken und Kleinruſſen). Nicht nur viele von Grund aus neue Colonieen dieſer

---

*) Daß es in Chiwa und einigen anderen tatariſchen Orten eine bedeutende Colonie ruſſiſcher Gefangenen, — in Peking eine Colonie ruſſiſcher Geiſtlichen, — in Nordamerika mehre Colonieen ruſſiſcher Fiſcher und Pelzjäger giebt, gehört, da wir nur von dem europäiſchen Völkerverkehre ſprechen wollten, nicht hierher.

Art haben ſie geſtiftet, ſondern auch jede alte Anſiedelung, die ihrem Vaterlande incorporirt wurde, haben ſie mit ſolchen Colonieen=Anhängſeln verſehen.

Den Magyaren fehlt es vollkommen an aller Induſtrie. Sie können ſich daher den anderen Völkern in nichts nützlich machen, und außer ihrer Anhänglichkeit an ihren Boden mag daher dieſer Umſtand ſie zu Hauſe halten.

Den Ruſſen fehlt es nicht an Neigung zu induſtriellen Speculationen, doch können ſie nichts produciren, was man in anderen Ländern nicht beſſer machte, und außerdem ſind ſie größtentheils glebae adscripti und auch ſchon daher an die Scholle ihres Vaterlandes gefeſſelt.

Was von den Ruſſen gilt, gilt auch von vielen ihren unterworfenen Nationen, z. B. von den Letten und Lithauern, die blos ackerbauende Völker und ebenfalls durch ihre politiſchen Verhältniſſe an ihre Heimath gefeſſelt ſind, alsdann von den krim'ſchen und wolga'ſchen Tataren, welche unter den ſie überwuchernden ruſſiſchen Colonieen allmählig dahinſterben. Nur in Rußland ſelbſt ſieht man verſchiedene Niederlaſſungen dieſer Tataren, z. B. in Moskau, Novgorod und einigen anderen Städten kleine Gemeinden tatariſcher Fuhrleute. Auch als Kutſcher und als Handelsleute mit gewiſſen Waaren (Shawls und Schlafröcken) ſieht man ſie, jedoch gewöhnlich nur ſehr einzeln, im großen Reiche zerſtreut. Auch viele finniſche Stämme ſcheinen unter der ruſſiſchen Herrſchaft zu verſchwinden.

3) Die Polen. Die Polen haben ohne Zweifel von jeher an den Bewegungen des europäiſchen Völkerverkehrs mehr Antheil genommen als die Ruſſen, und es giebt und gab immer einzelne in verſchiedenen Zweigen der menſchlichen Beſchäftigungen verſtreute Polen in allen Ländern. Allein von eigentlichen polniſchen Colonieen, polniſchen Factoreien, polniſchen Gemeinden in irgend einem fremden Lande, die ſie freiwillig, von induſtrieller Unternehmungsluſt getrieben, irgendwo gegründet hätten, hat man nicht gehört. Das unglückliche Schickſal ihres Vaterlandes allein hat ſie in der neuen Zeit zu gezwungenen Coloniſten in verſchiedenen Gegenden gemacht. Auf der einen Seite hin ſind ſie dadurch nach Weſten in Deutſchland, Frankreich, England und Amerika zerſtreut worden, wo es namentlich in London und Paris bedeutende Polen=Gemeinden giebt, und auf der anderen Seite nach Oſten, nach Sibirien, wo ebenfalls viele Polen gezwungene Niederlaſſungen aller Art geſtiftet haben. Während der Herrſchaft, welche ſie früher über mehre ruſſiſche und lithauiſche Stämme ausübten, haben ſie viele Adelscolonieen in den Ländern dieſer Stämme geſtiftet und ſogar die höheren Claſſen derſelben faſt durchweg poloniſirt.

4) Die Spanier. So außerordentlich großartig diejenigen Colonieen ſind, welche die Spanier und Portugieſen in anderen Welttheilen, in Amerika, Afrika und Aſien, begründet haben, ſo wenig kommen ſie hier, wo wir die Colonieen und Wanderungen betrachten, welche die europäiſchen Völker zu einander anſtellten,

in Betracht. Freiwillig haben die Spanier nur wenige Colonieen im übrigen Europa geſtiftet. Einige Handelsetabliſſements in England und Frankreich, ſowie einzelne wenige Colonieen in den öſterreichiſchen Staaten, wo ſpaniſche Militärs, die durch die Verbindung der Habsburgiſchen Häuſer dahin gezogen wurden, zuweilen anſäſſig gemacht wurden, ſind davon auszunehmen. In verſchiedenen öſterreichiſchen Provinzen findet man noch mehre ſpaniſche Familien-Namen aus jener Zeit her verſtreut, wie auch aus eben dieſer Zeit herrührende deutſche Namen in Spanien. Die ganze Energie der Nationen der pyrenäiſchen Halbinſel wandte ſich nach Weſten und Süden über's Meer nach Afrika und Amerika, wo ſie nicht nur viele Städte ſtifteten, ſondern auch ganze große Reiche begründeten und dieſe Reiche mit einer Grundbevölkerung aus allen Claſſen der Geſellſchaft verſahen.

5) Die Türken müſſen wir inſofern hierher rechnen, als ſie zum Theil in Europa wohnen. Sie haben, kann man ſagen, in Europa faſt keine anderen als militäriſche Niederlaſſungen begründet. In allen den Ländern, welche unter ihrem Scepter lagen, haben ſie nur als Gouverneure, Feſtungscommandanten und Soldaten gelebt. Sie ſind gar nicht oder nur hier und da in gewiſſe Claſſen (z. B. in Bosnien bei'm Adel, dann in Albanien) mit ihrem Glauben, ihren Sitten, ihrer Sprache (der bosniſche Adel ſpricht in der Regel nicht einmal türkiſch) durchgedrungen. Ueberall, wo ihre Herrſchaft abgeſtreift wurde, (in Griechenland, Un=

garn, Serbien, der Walachei) verſchwanden ſie daher auch völlig. Nur einige ſolche militäriſche und befeſtigte Colonieen haben ſie noch jetzt in jener Feſtungskette auf ſerbiſchem Grund und Boden, die wir oben betrachteten. Die, welche ſich bei uns als handelnde Türken zeigen, ſind in der Regel andere, nur den Türken unterworfene Nationen, Juden, Armenier ꝛc., aber keine eigentlichen Osmanlis.

6) Die Dakoromanen oder „Walachen" (ein Volksſtamm mit mindeſtens 7 Millionen Stammgenoſſen). Auch von ihnen gilt, daß ſie ihrer politiſchen Verhältniſſe, ihrer geringen Induſtrie, ihres Mangels an Cultur und Kenntniß wegen ſelten über die Gränzen ihrer heimathlichen Länder hinauskommen. Doch haben ſie auf öſterreichiſche Veranlaſſung hier und da in Ungarn und Siebenbürgen und der Militärgränze neue Ackerbaucolonieen geſtiftet. Auch findet man natürlich in den Hauptſtädten derjenigen Länder, zu welchen ſie gehören, immer einige walachiſche Beamtencolonieen. Die meiſten ſind z. B. in Wien, dann in Peſth und Lemberg. Sehr viele walachiſche Edelleute befinden ſich auch in ruſſiſchen Dienſten, und in Odeſſa halten ſich mehre walachiſche Expatrioten auf. Doch iſt dieß Alles unbedeutend.

Dieſe genannten Nationen alſo und noch einige andere völlig unbedeutende (als z. B. die Lappländer) können wir als ſolche bezeichnen, welche man auf den großen europäiſchen Völkermärkten in der Regel nicht ſieht, und die entweder, weil ihr Naturell der Wan-

derung abgeneigt, oder weil ihre Induſtrie nicht ſo bedeutend iſt, daß ſie ſich anderen Völkern nützlich machen können, oder endlich weil ihre politiſchen Verhältniſſe ſie an den heimathlichen Boden feſſeln, in der Regel nicht als Coloniſten unter den übrigen europäiſchen Bewohnern erſcheinen.

Es bleiben demnach nun noch als europäiſche Völker, welche vorzugsweiſe in den Kreis unſerer Betrachtung fallen, folgende:

I. Die weſtlichen und ſüdlichen Slaven (Böhmen, Serben ꝛc.).

II. Die Griechen.

III. Die romaniſchen Franzoſen, Italiener.

IV. Die germaniſchen Engländer, Niederländer, Dänen, Normanen, Schweden, Deutſchen.

V. Außer dieſen Hauptvölkern mehre Nebenvölker: Juden, Armenier, Zigeuner, Bucharen, Indier ꝛc.

I. Die Slaven.

Unter den Slaven ſind keine zur Wanderung mehr geneigt als die Böhmen und Serben.

Zu den Böhmen gehören auch die Mähren und Slowaken (die Bewohner des nordweſtlichen Ungarns), zuſammen eine Volksmenge von mehr als 6,000,000 Menſchen, die in Europa auch außerhalb der Gränzen ihres Vaterlandes eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen.

Zu verſchiedenen Zeiten, bei ſehr verſchiedenen Anläſſen und zu ſehr verſchiedenen Zwecken ſind von jeher Slaven dieſes Stammes in's Ausland geführt worden. Als ackerbauende Coloniſten finden wir ſie in

mehren Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie, z. B. im Banate. Als religiöſe Flüchtlinge, ſowohl als von den Huſſiten vertriebene Katholiken, wie auch als von den Katholiken verjagte Huſſiten, kamen ſie in beinahe alle Theile Europa's. In und bei Berlin giebt es noch in dieſem Augenblick eine kleine böhmiſche Colonie. Die mähriſchen Brüder ſtifteten deren ſelbſt in fernen Welttheilen. Böhmiſche Huſſiten-Schwärme vermehrten und verſtärkten zu wiederholten Malen ihre in Ungarn anſäſſigen ſlaviſchen Brüder.

Die Böhmen gehören namentlich zu den induſtriöſeſten Unterthanen der öſterreichiſchen Monarchie, und man findet ſie als Fabrikanten, als Manufacturiſten und Handwerker in allen Städten dieſes Reiches niedergelaſſen. Ebenſo merkwürdig iſt die Rolle, welche die Böhmen und Mähren in der öſterreichiſchen Beamten-Hierarchie ſpielen. Es giebt in Wien, wie überhaupt in allen öſterreichiſchen Provinzſtädten kaum ein Decaſterium oder Bureau, in welchem nicht Böhmen eine bedeutende und oft die bedeutendſte Rolle ſpielten.

In Wien iſt namentlich die böhmiſch-mähriſch-ſlowakiſche Colonie außerordentlich bedeutend, und man findet ſie hier von dem Kreiſe Derer, welche den Thron zunächſt umgeben, bis zu den allergeringſten und ärmſten Tagelöhnern herab. Ganze Schwärme von Böhmen wandern jährlich nach Wien, weilen dort eine Zeit lang und kehren dann mit ihrem Erworbenen in ihr Vaterland zurück, oder laſſen ſich daſelbſt auch für immer nieder.

Ebenſo ſenken ſich aus den Thälern de von Tſchechen (Böhmen-Slowaken) bewohnten oberungariſchen Berge zahlreiche Colonieenſchwärme herab nach dem Süden hin. Sie haben nach dem Zeugniſſe eines einheimiſchen ungariſchen Schriftſtellers „unter allen Bewohnern Ungarns die meiſte Fortpflanzungskraft und das energiſcheſte Attractions-Vermögen. Denn wo dieſelben bisher unter Magyaren und Deutſchen einmal Wurzel faßten, hörten beide auf zu gedeihen, und in einer Zeit von wenigen Generationen wurden dieſelben entweder ſelbſt zu Slowaken, oder ſie ſtarben gänzlich ab." Beiſpiele ganzer und halber Städte und Dörfer, die ſeit 200 Jahren von den Deutſchen an die Slowaken übergegangen ſind, giebt es ſehr viele. Ebenſo groß iſt die Zahl der magyariſchen Flecken und Dörfer, welche im Süden Ungarns von den Türken verwüſtet, von den Slowaken (und Serbiern) aber wieder in's Leben gerufen wurden.

Als Krämer wandern die Tſchechen (z. B. die Mährer mit Arzneiwaaren, die Slowaken mit Leinwand und anderen Manufacturen) durch alle Theile der öſterreichiſchen Monarchie und (ſonſt wenigſtens) durch viele Gegenden Polens. Die mähriſchen Arzneiwaarenhändler findet man ſelbſt in den entfernteſten ſibiriſchen Städten.

Im Dienſte der Künſte und Handwerke zerſtreuen ſich die Tſchechen ebenfalls in alle Welt. Die böhmiſchen Muſiker ſind auf der ganzen öſtlichen Hemiſphäre bekannt, die ſlowakiſchen Raſtelbinder oder Haf-

ner wenigſtens in ganz Deutſchland und Polen, die mähriſchen Thierärzte bis tief in Rußland hinein, und endlich, wenigſtens in Ungarn und Galizien, die ſlowakiſchen Olejkari (Oelkrämer), Safrannitschi (Safranbrauer), Platennici (Leinwandhändler), Glashändler, Wachshändler, Lebküchler und noch viele andere Hauſirer der verſchiedenſten Art.

Will man indeß dasjenige Ländergebiet, auf welchem die Tſchechen als Coloniſten vorzugsweiſe bedeutſam erſcheinen, näher beſtimmen, ſo muß man die Staaten des öſterreichiſchen Kaiſers als ſolches bezeichnen.

Außer den Tſchechen iſt keiner der ſüdlichen und weſtlichen Slavenſtämme in Bezug auf Wanderung und Colonieenſtiftung ſo äußerſt merkwürdig als der der Serbier.

Sie ſind erſtlich im ſüdlichen Ungarn ungefähr das, was die Slowaken im nördlichen, d. h. ſie haben hier, wie jene dort, viele neue ackerbauende Colonieen außerhalb ihres Vaterlandes geſtiftet, ſowohl in der ganzen Militärgränze hin, als auch im Banate und in anderen ungariſchen Provinzen. Wie die Böhmen zum Theil durch die huſſitiſchen Unruhen, ſo wurden die Serbier zum Theil durch die türkiſchen Plackereien dazu veranlaßt. In großen Schwärmen kamen ſie hier zu verſchiedenen Epochen in das öſterreichiſche Gebiet, wo ſie aufgenommen und als ackerbauende Soldaten angeſiedelt wurden.

Außerdem aber, und dieß iſt noch wichtiger, iſt

dieſes Volk von großem Handelsgenie beſeelt, und da ſeine Nachbarn, die Ungarn, nichts weniger als kaufmänniſche Talente und Gaben beſitzen, ſo haben ſich denn die Serbier, Handelsetabliſſements begründend, durch ganz Ungarn verbreitet. Faſt alle ungariſchen Städte, vornehmlich aber die Donauſtädte, haben eine ſogenannte „Razen- oder Serbenſtadt," wie unſere Städte wohl ein Juden-Quartier. Und das äußerſte Glied dieſer ſerbiſchen Donau-Colonieenkette befindet ſich in Wien.

Die Serben — als eine minder cultivirte Nation — haben weniger Sinn für die Manufacturen, Handwerke und Künſte als die Böhmen. In anderen Chargen als in denen von Handelsleuten und ackerbauenden Soldaten finden ſie ſich kaum oder wenigſtens auf keine irgend bedeutſame Weiſe.

Auch in der ganzen türkiſchen Monarchie finden ſich Serbier zerſtreut, und wie die Böhmen, obgleich nicht zur herrſchenden Nationalität gehörend, in Oeſterreich doch oft zur höchſten Gewalt gelangten, ſo gaben auch die Serbier, obgleich eine unterjochte Nation, doch dem türkiſchen Staate oft ſeine ausgezeichnetſten Großveſire und oberſten Beamten. Und noch jetzt ſind mehre der erſten Paſcha's geborene Serbier.

Wenn man den Tſchechen hauptſächlich die Länder der öſterreichiſchen Monarchie als das Gebiet ihrer Verzweigungen und Wanderungen zuſchreiben muß, ſo kann man den Serbiern als ein ſolches Gebiet nur das Königreich Ungarn vindiciren und zwar auch hier nur vor-

zugsweiſe die der Donau naheliegenden Gegenden. Ihre äußerſte Colonie iſt in Wien. Süd=, nord und weſtwärts von Wien findet man keine Spur mehr von Razen. Außerdem aber, wie geſagt, finden ſie ſich auch noch in der ganzen türkiſchen Monarchie und endlich in einem Theile von Rußland. Denn auch nach Rußland, in das ſogenannte Neuſerbien, wanderten ſerbiſche Acker=bauer, welche, 30,000 an der Zahl, unter Maria Theresia Ungarn verließen. Auch findet man unter den ruſſiſchen Beamten und im Militär, obgleich ſelten, geborene Serbier.

Die nächſten Verwandten der Serbier ſind auf der einen Seite die Kroaten und Slavonier, auf der anderen die Bulgaren. Es finden ſich einzelne kroatiſche Dörfer bis zu den Thoren von Wien. Auch kommen die Kroaten als Zwiebelhändler und als ſonſtige unbedeutende Krämer und Hauſirer wohl in andere Theile der öſterreichiſchen Monarchie. Doch läßt ſich dieß mit den Wanderungen und Anſiedelungen der Serbier und Tſchechen in keinen Vergleich ſtellen.

Die Bulgaren haben ebenfalls, meiſtens in neuerer Zeit, außerhalb ihres Vaterlandes einige ackerbauende Colonieen geſtiftet, z. B. im Banate (mehre blühende Dörfer), in der Walachei (einige Dörfer und auch in den Städten Gemeinden politiſcher Flüchtlinge) und endlich in Südrußland, wo es um Odeſſa herum ſeit dem letzten ruſſiſch=türkiſchen Kriege ebenfalls mehre bulgariſche Dörfer giebt.

II. Die Griechen.

Die Griechen waren ehemals das im ſüdlichen Europa und im weſtlichen Aſien, was ſpäterhin die Germanen für den Oſten und Norden Europas wurden, die Colonieenſtifter und Städtebauer bei allen uncultivirteren Nationen. Es iſt hier, wo wir mehr von der heutigen Zeit ſprechen, nicht unſere Abſicht, die ungeheueren Colonieen-Verzweigungen der alten Griechen im Detail zu überblicken, welche ſich durch das ganze mittelländiſche Meer bis zu den Säulen des Hercules und dann durch das ſchwarze Meer bis zum Kaukaſus und tief in Skythien hinein zogen. Doch müſſen wir wenigſtens im Ganzen uns das Bild dieſer Verzweigungen vergegenwärtigen. Denn im Grunde genommen iſt der griechiſche Handelsgeiſt ungefähr in denſelben Gränzen und auf ähnliche Weiſe, wenn auch nicht in dem ganzen ehemaligen Umfange und mit der ganzen alten Thatkraft, noch jetzt wirkſam. Nicht nur in allen Städten der türkiſchen Halbinſel, in dem freien Königreiche Griechenland, auf den Inſeln des ägeiſchen Meeres, in den Städten Macedoniens und Thraciens (vornehmlich in Theſſalonich und Konſtantinopel), nicht nur in den kleinaſiatiſchen Städten, ſondern auch in den neuen ruſſiſchen Handelsplätzen am ſchwarzen Meere, in Odeſſa, Taganrog ꝛc. ſpielen die Griechen als Großhändler, als Banquiers, als Seeleute die vornehmſte Rolle. Auch in den meiſten vornehmſten Handelsſtädten im Inneren von Rußland, z. B. in Moskau und Twer, finden ſich bedeutende griechiſche Handels-Etabliſſements, und man

kann die Kette oder vielmehr das Netz ihrer Niederlaſſungen bis Petersburg verfolgen.

Eben ein ſolches Netz von Anſiedelungen griechiſcher Negotianten zieht ſich durch die Walachei durch Ungarn und die ganze öſterreichiſche Monarchie bis nach Wien und Leipzig hin. In allen Städten und Marktflecken Ungarns findet man Griechen. Doch machen ſie daſelbſt (anders als die Serbier) auch nirgends eine einzige unvermiſchte Dorfgemeinde aus (im ſüdlichen Rußland giebt es allerdings mehre ackerbauende griechiſche Colonieen). Durch ihre Hände gehen die meiſten Gelder und Waaren, die von Oeſterreich nach der Türkei zielen. (In Bezug auf die Waaren concurriren mit ihnen die Serbier.) Es ſind dadurch unter ihnen in der öſterreichiſchen Monarchie geſchloſſene Handels-Compagnieen veranlaßt worden, deren Mitglieder von Athen und Theſſalonich bis Peſth und Wien, von Trapezunt bis Leipzig ſich die Hand reichen. In Wien iſt der größte Banquier nach Rothſchild, Sina, ſelbſt ein Grieche, und in Leipzig giebt es einige bedeutende griechiſche Häuſer.

In den Gegenden, wo Griechen und Serbier concurriren, kann man beide ungefähr ſo unterſcheiden, daß jene mehr den levantiſchen und dann, gleich den Juden, den Geldhandel, dieſe aber mehr den Binnenverkehr und dann den Productenhandel, z. B. den Kornhandel des Banats, den ungariſchen Viehhandel ꝛc., betreiben.

III. Die romaniſchen Nationen.

Die alten Italiener, die Kinder oder doch die Zöglinge der Griechen, die weltbeherrſchenden Römer, ſind ohne Zweifel diejenige Nation, welche das Auswanderungs- und Colonieenweſen am beßten organiſirt hatte, und von welcher im Alterthume ſelbſt noch weit zahlreichere und auch für die Jetztzeit noch weit wichtigere Colonieen-Stiftungen ausgingen, als von den Griechen. Es liegt indeß die genauere Betrachtung dieſer intereſſanten römiſchen Colonieen außerhalb des Kreiſes unſerer Abhandlung. Die ehemaligen Theile des großen Rieſenreichs bilden wiederum eigenthümliche Staaten und Namen, die ſich allerdings noch in den alten Bahnen, aber doch von einander geſondert und ohne Zuſammenhang bewegen.

Für Europa ſind von den romaniſchen Nationen keine wichtiger als die jetzigen Italiener und Franzoſen.

Näher als die römiſche Colonieenwelt liegen uns die Wanderungen und Anſiedelungen, welche von den Italienern des Mittelalters ausgingen. Die meiſten derſelben bezogen ſich auf den Handel und gingen vorzugsweiſe von Venedig und Genua aus. Dieſe italieniſchen Kaufleute und Schiffer traten in die Fußſtapfen der Griechen, als das Genie dieſer letzteren von den Türken gehemmt und unterdrückt wurde, und erfüllten das ſchwarze, das ägeiſche und das mittelländiſche Meer (beſonders den öſtlichen Theil deſſelben) mit ihren Thaten, Schiffen und Comptoiren. Durch die

Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien wurden ſie geſtürzt, und während ihre romaniſchen Nachbarn und Brüder, die Portugieſen und Spanier, ſich ganz dieſen neuen Colonieengebieten zuwandten und in Europa ſelber faſt nie hinausſchwärmten, nahmen die Italiener (trotz ihres Columbus) an jenem außereuropäiſchen Schwärmen ſehr wenig Antheil, und ihre auswärtigen Handelscolonieen wurzeln noch jetzt faſt alle auf europäiſchem Boden. Trieſt, die dalmatiniſchen Häfen, Odeſſa, Taganrog, Smyrna, Konſtantinopel, mit einem Worte das Colonieengebiet der Genueſer und Venetianer, ſind auch noch jetzt diejenigen Orte, wo man am meiſten italieniſche Kaufleute, die mit dem Seehandel zu thun haben, angeſiedelt findet.

Außerdem aber findet man ja auch in faſt allen deutſchen, polniſchen und ungariſchen Städten bis nach Rußland hinein und bis nach Schweden hinauf gewiſſe Handelszweige mit gewiſſen Waaren, italieniſchen und levantiſchen Früchten, italieniſchen und levantiſchen Weinen, ſo ausſchließlich in den Händen italieniſcher Auswanderer, daß man in Deutſchland z. B. den Namen „ein italieniſcher Laden“ oder „italieniſcher Kaufmann“ ſchon vorzugsweiſe für einen ſolchen Kram gebraucht, ſelbſt wenn er nicht gerade von einem Italiener betrieben wird, ebenſo wie man noch jetzt in Ungarn mit dem Worte „Wälſcher“ vorzugsweiſe den Gewürzhändler bezeichnet.

Nach Ungarn kamen von jeher viele Italiener (hospites latini), beſonders ſeitdem im vierzehnten und

fünfzehnten Jahrhundert Könige und Königinnen aus Italien geholt wurden. Es wanderten in jener Zeit viele italieniſche Prieſter nach Ungarn aus, wo ſie fette Pfründen fanden, ebenſo wie auch noch jetzt nach Bosnien und einigen anderen türkiſchen Provinzen italieniſche Prieſter geſandt werden, die dort freilich nicht ſo gute Verſorgungen finden. Solche italieniſche Prieſter ſchwärmten übrigens ja in alle Welt hinaus. Auch ackerbauende Italiener kamen nach Ungarn, z. B. in's Banat, beſonders um dort den Reiß und den Maulbeerbaum zu bauen. Der Seidenzucht und der Seidenfabrikation wegen wanderten von jeher, und wandern noch in dieſem Augenblicke nicht wenige Italiener nach Frankreich, Deutſchland (namentlich nach Tirol) und Ungarn aus.

Einige Italiener neigen ſich mehr zur Auswanderung als andere, vor allen diejenigen, welche die nördlichen italieniſchen Gebirge bewohnen, — die Savoyarden, die Bewohner der italieniſchen Cantone der Schweiz, der italieniſchen Confinien Tirols u. ſ. w.

Die Savoyarden ſpielen bekanntlich in ganz Frankreich und namentlich in Paris als Schornſteinfeger, Stiefelputzer und Poſſenreißer eine bedeutende Rolle. Selbſt in Ungarn waren noch bis in dieſes Jahrhundert hinein alle Rauchfangkehrer Savoyarden. Italieniſche Salami- und Parmeſan-Käſekrämer, Chocolatenmacher durchziehen Ungarn und die ganze öſterreichiſche Monarchie. Namentlich findet man ſie auch in Wien.

Die Confiſeurs und Kaffeewirthe aus den italieniſchen Cantonen der Schweiz fehlen faſt in keiner Haupt- und

Nebenſtadt Europa's, und italieniſche Gypsfigurenverfertiger und Stukkaturarbeiter ſind ebenſo allgemein verbreitet.

Italieniſche Muſiker und Sänger ſtehen mit den Deutſchen an der Spitze der europäiſchen Muſik, und auch ſonſt giebt es noch viele wichtige und unwichtige Chargen und Poſten, welche in dem europäiſchen Völkerhaushalte von Italienern beſetzt zu ſein pflegen.

Bemerkenswerth iſt aber im Allgemeinen ſowohl die große Manchfaltigkeit ihrer Beſchäftigungen, als auch die große Zerſtreutheit ihrer Anſiedelungen. Sie erſcheinen in allen Ländern Europa's faſt nur einzeln. Nirgends bilden ſie eine Factorei; nirgends giebt es italieniſche Städte-Quartiere, wie in Ungarn die „Razenſtädte", oder wie in Rußland die „deutſchen Sloboden" und in Deutſchland die „Judenviertel," nirgends Factoreien, wie die engliſchen Factoreien (z. B. die engliſche Factorei in Petersburg).

Betrachten wir dieſe allgemeine Verbreitung der Italiener in Europa, bemerken wir namentlich auch, wie viele italieniſche Familien in den Adel vieler europäiſchen Staaten übergingen, (in den höheren Claſſen Frankreichs giebt es viele Familien italieniſchen Urſprungs, in Oeſterreich iſt es daſſelbe, auch in Ungarn, desgleichen in Rußland, ſogar in kleineren deutſchen Staaten, z. B. in Hannover und Oldenburg, findet man ebenfalls italieniſche, jetzt freilich nationaliſirte Familienſtämme unter dem Adel) und fragen wir dann nach den Vettern der Italiener, nach den Spaniern, ſo geht

hieraus insbeſondere der große Unterſchied der Stellung der Italiener und der Spanier und ihrem Verhältniß zu Europa hervor.

Merkwürdig iſt es, daß die Franzoſen im Ganzen ſo wenig Colonieen geſtiftet haben, und daß Alles, was von ihnen ausgegangen iſt, ſich nicht im Entfernteſten mit dem, was die Italiener im Mittelmeere, oder mit dem, was die Spanier und Portugieſen in Amerika, Afrika und Oſtindien ausrichteten, vergleichen läßt, geſchweige denn mit dem, was die germaniſchen Nationen in Europa wie in allen Welttheilen thaten. Alle franzöſiſchen außereuropäiſchen Colonieen (in Canada, Gujana, Afrika, Oſtindien ꝛc.) erſcheinen gegen die neben ihnen aufgeblühten ſpaniſchen, engliſchen, holländiſchen Pflanzſtädte und Staaten höchſt unbedeutend, und nirgends haben ſich die Franzoſen, es ſei denn jetzt in Algier, ein großes Colonieen-Land eröffnet.

Auch in Europa ſelbſt giebt es im Ganzen nur wenige Chargen, welche ihnen ausſchließlich zu Theil werden, und welche ſie in unſeren Staaten regelmäßig erſcheinen laſſen. Es giebt kein europäiſches Land (Belgien vielleicht ausgenommen), wo die Franzoſen in ſo dicht gedrängten Colonieen erſcheinen, wie z. B. die Serbier in Ungarn, oder wie die Deutſchen in ſlaviſchen Ländern. Es giebt kein Land, wo die Franzoſen verſucht hätten die ackerbautreibende Grundbevölkerung zu bilden. Es giebt auch keine Stadt außer Frankreich (Belgien wieder ausgenommen), in welcher die Franzoſen ſich in ſolchen compacten Maſſen zeigten, wie z. B. die Ita=

liener in Wien, oder die Deutſchen in Paris. (London hat von allen nichtfranzöſiſchen Städten Europa's wohl die meiſten Franzoſen.) Man könnte daher den Franzoſen vor allen anderen Völkern Europa's den Wandertrieb oder die Fähigkeit, Colonieen zu ſtiften, am wenigſten beilegen.

Es giebt in Europa nur ſehr wenige franzöſiſche ackerbauende Colonieen, z. B. in Ungarn einige, in Südrußland einige. Doch ſtammen auch ſelbſt dieſe mehr aus dem weſtlichen, unſerem Deutſchland verwandten Theile Frankreichs, aus Elſaß, Lothringen und Luxemburg. Man nennt ſie daher in jenen Ländern zwar „franzöſiſche Colonieen", doch ſind ſie es nicht alle. Auch wurden ſonſt wohl hier und da einiger Induſtriezweige wegen Franzoſen in andere Länder gerufen, jedoch nur höchſt ſelten und einzeln.

Weniger der freie Auswanderungstrieb, als politiſche und religiöſe Unruhen haben die Franzoſen zuweilen in das außerfranzöſiſche Europa getrieben und durch ſie franzöſiſche Induſtriezweige in andere Länder verſetzt. Die franzöſiſchen Colonieen in Dresden, Berlin und anderen deutſchen Städten ſtammen aus den Zeiten der religiöſen Verfolgungen in Frankreich. Die politiſchen Unruhen und Kriege des letzten Jahrhunderts gründeten überall in Deutſchland und England vorübergehende franzöſiſche Niederlaſſungen. Nur wenige dieſer Niederlaſſungen waren bleibend, obgleich allerdings ſeitdem nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Ruß-

land, ſogar in Aſien zerſtreut einige Franzoſen hängen geblieben ſind.

Im vorigen und vorvorigen Jahrhundert durchſchwärmten franzöſiſche Abenteurer ganz Europa und ſpielten an den verſchiedenen Höfen der Länder oft ſehr bedeutende Rollen. Das hat aufgehört. Aber franzöſiſche Erzieher und Erzieherinnen, namentlich aus der franzöſiſchen Schweiz, Genf, Lauſanne, Neufchatel und dann aus Paris, aus Mömpelgard und noch aus einigen anderen durch ſie berühmten Plätzen ſind noch jetzt in allen Städten Deutſchlands, Schwedens, Polens, Rußlands ꝛc. ſo häufig, daß ſie in vielen wirklich kleine Colonieen und bemerkbare Elemente der Stadtbevölkerung bilden.

Franzöſiſche Weinreiſende, franzöſiſche Bijouteriehändler und Edelſteinſchleifer, franzöſiſche Köche, Paſtetenbäcker und Confiſeurs, alsdann, was noch wichtiger, franzöſiſche Deſſinateurs in den deutſchen Fabriken, franzöſiſche Decorationsmaler, franzöſiſche Putzmacherinnen, franzöſiſche Etuisverfertiger findet man in allen Theilen Deutſchlands, in allen Fabriken Deutſchlands, in allen Hauptſtädten Europa's, in Wien, Dresden, Berlin, Petersburg, Moskau, Konſtantinopel.

Obgleich hiermit noch keineswegs alle Chargen genannt ſind, welche die Franzoſen noch jetzt zum Theil in Europa zu bekleiden pflegen, ſo gilt doch von ihnen im Ganzen daſſelbe, was wir von den Italienern ſagten. Sie ſind außerordentlich vereinzelt und zerſtreut.

IV. Die germaniſchen Nationen.

Wir kommen nun endlich zu den germaniſchen Nationen, von denen man im Allgemeinen behaupten kann, daß ſie jetzt an der Spitze der meiſten Angelegenheiten des Erdballes ſtehen, und daß ſich Alles, was ſich hienieden auf dieſem Sandkorne, den wir unſeren Globus nennen, geiſtig regt, ſich entweder mittelbar oder unmittelbar in ihren Formen und Bahnen bewegt, indem alle dieſe Nationen entweder reine germaniſche Stämme ſind, als z. B. die Bewohner Norwegens, Schwedens, Dänemarks, Hollands, Englands, Deutſchlands, der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, — oder doch unmittelbar germaniſchen Nationen untergeben und ihren Impulſen folgend, z. B. die Bewohner vieler ſlaviſchen Länder, des nördlichſten Theiles von Nordamerika, Oſtindiens, überhaupt des ſüdlichen Theiles von Aſien, des oſtindiſchen Inſelarchipels, aller Meere der Welt und unzähliger an ihnen liegender Inſeln und Küſten, — oder ſolche, die entweder in der Hauptſache oder in vielen weſentlichen Dingen germaniſche Inſtitutionen empfingen, als z. B. die romaniſchen Länder und ihre unermeßlichen Coloniegebiete, die meiſten ſlaviſchen Länder und Ungarn (in Bezug auf Städtebau und Cultur).

Hiervon indeß abgeſehen, — denn Alles, was außer Europa in den übrigen Welttheilen geſchah, wollten wir nicht hierher ziehen, — ſo iſt ſo viel gewiß, daß für Europa keine Colonieen bedeutender, wichtiger und auch

zahlreicher ſind als die von den Germanen und nament=
lich von den Deutſchen ausgegangenen.

Beginnen wir auch hier mit dem minder Bedeu=
tenden, mit dem Unwichtigeren (d. h. um es noch ein=
mal zu ſagen, mit dem für Europa und für die Jetzt=
welt Unwichtigeren), ſo iſt hier ohne Zweifel zunächſt von
den Engländern zu reden.

England hat zu verſchiedenen Zeiten vom Continente,
von den celtiſchen Niederlanden, von dem römiſch=cel=
tiſchen Gallien, von dem normanniſchen Frankreich, von
den deutſchen Nordſee=Ländern, von Dänemark und
Norwegen, mit einem Worte von dem ganzen Halbkreiſe
von Feſtländern, der daſſelbe umgiebt, Einwanderer em=
pfangen, aber ſolche eben dieſen Ländern nie in gleichem
Maße zurückgegeben. Es iſt auf dem Continente kein
Land zu nennen, in welchem die Engländer Ackerbau=
Colonieen, oder Städte, wie die Deutſchen, geſtiftet und
mit der vorwaltenden Bevölkerung verſehen hätten, wie
ſie ſelber dieß in Amerika und in anderen Welttheilen
gethan haben. Nirgends haben ſie über irgend eine
continentale Scholle Europa's die Hauptmaſſen ihrer
Grundbevölkerung herrſchend vorgeſchoben. Zu verſchie=
denen Zeiten waren freilich einzelne Theile des Conti=
nentes mit ihrem Staats=Connex verbunden, z. B. das
weſtliche Frankreich, Holland, Hannover. Aber entwe=
der faßten ſie daſelbſt gar nicht, oder doch nicht dauernd
feſten Fuß. Die ganze Energie ihres Wandertriebes,
ihrer Eroberungsluſt und ihres Coloniſirungseifers wandte
ſich nach außen. Sie bevölkerten fremde Welttheile, ſie

beſiedelten die Küſten aller Meere, und ohne eine einzige Scholle auf dem Continente zu beackern, ohne hier einen Fuß breit Landes zu beſitzen (die einzelnen Puncte auf Malta, Helgoland, Gibraltar, den ioniſchen Inſeln ꝛc. machen eine unbedeutende Ausnahme), üben ſie doch einen Einfluß auf Europa, der mindeſtens einer Herrſchaft auf dem Viertel des Welttheils gleich kommt.

Im Ganzen genommen dienen die Engländer nur ſich ſelbſt, und während man andere Nationen im Dienſte von aller Welt findet, geben die Engländer ſich nur ſelten dazu her, ſich auf dem Continente nützlich zu machen. Bei einigen Fabriken und Manufacturzweigen findet man ſie bei uns verwendet. Bei unſeren Maſchinen-Fabriken, unſeren Eiſenbahnen, Dampfſchiffen, Gasbeleuchtungen haben ſie uns hier und da geholfen. Selbſt in Rußland ſtehen ſie an der Spitze induſtrieller Unternehmungen. Bei Brückenbauten (die Peſther Rieſenbrücke wird von Engländern ausgeführt), bei gothiſchen Gebäuden (ſelbſt in der Krim wird ein großes gothiſches Palais von Engländern gebaut), bei Waſſer- und Hafenbauten namentlich werden ſie zu Zeiten verwendet. Doch führt ſie dieß in der Regel nur vorübergehend zu uns herüber.

Ebenſo vorübergehend ſind diejenigen zahlreichen Anſiedelungen der vornehmen und gebildeten Engländer, welche nur der Bildung und des Vergnügens wegen den Continent bereiſen. Obgleich dieſe Art von Niederlaſſungen, von denen die bedeutendſten in Neapel, Rom, Florenz, Mailand, Wien, Dresden, Berlin, Baden,

der Schweiz, Brüſſel, vor allen aber in Paris ſind, in nationalökonomiſcher Hinſicht nicht ſo wichtig iſt, ſo kommen ſie doch bei keiner Nation mehr in Anſchlag als bei den Engländern.

Das Wichtigſte ſind indeß wohl die Etabliſſements, welche die Engländer auf dem Continente des Handels wegen begründet haben, namentlich auf der pyrenäiſchen Halbinſel (in Oporto, Liſſabon, Cadix, Gibraltar), dann in Italien (z. B. in Livorno), in der Türkei (auf den ioniſchen Inſeln, in Smyrna, Konſtantinopel ꝛc.) und in Rußland (in Riga, Petersburg, in welchem letzteren Orte ſie eine große Factorei bilden). Außer den vielen zerſtreuten Engländern, welche man überall hier und da feſt etablirt findet, möchten wohl dieſe Handels-Etabliſſements die wichtigſten, eine einigermaßen compacte und bedeutende Maſſe von engliſchen Coloniſten darbietenden Niederlaſſungen ſein.

Auch der Wanderer, welche der Bibelvertheilung, der Judenbekehrung, der Gefängniß-Verbeſſerung, oder anderer ideellen Zwecke wegen zu Zeiten von England ausgehen und als Miſſionäre ſich immer in einzelnen Theilen Europas aufhalten, kann man bei dieſer Gelegenheit gedenken.

Unter den Engländern wohnen die Iren und Schotten, beide Nationen, obgleich von nicht germaniſchem Stamme, doch ſehr in die germaniſche Lebensweiſe hineingeführt. Beide haben, auf den Flügeln germaniſcher Wanderluſt getragen, viele Colonieen in auswärtigen Ländern geſtiftet. Doch fallen dieſelben in der Regel mit denen der Engländer zuſammen und zielen meiſtens nicht

auf Europa. Eine Ausnahme dagegen machen die Wanderungen der iriſchen Küſtenbewohner an die franzöſiſchen Küſten, wo ſie verſchiedenen Geſchäften obliegen, und alsdann die Stiftungen, welche die frommen Schotten im Mittelalter hier und da in Deutſchland und in anderen Ländern machten, (z. B. die Schotten-Abteien in Paſſau und in Wien).

Die Germanen in Skandinavien gehören ebenfalls zu den größten Colonieen-Stiftern Europa's. Wenn wir hier auch nicht der aus Schweden gekommenen Gothen und der von ihnen in Europa gegründeten Staaten gedenken wollen, ſo iſt es doch wichtig, die Normannen in Dänemark und Norwegen zu erwähnen, die Europa im Mittelalter mit einer unzähligen Menge von Colonieen überſchwemmten. Noch jetzt führt die Normandie ihren Namen, noch jetzt leitet der engliſche Adel ſeinen Urſprung bis zu ihnen hinauf, noch dieſen Augenblick tragen, wie man ſagt, die neapolitaniſchen Ducas und Nobilis die hellen Flachshaare des Nordens und ſcheiden ſich als erobernde Fremdlinge von dem dunkelhaarigen unterjochten Volke, noch heutiges Tages glauben manche ruſſiſche Große von dem Normannen Rurik herzuſtammen. Island iſt ein europäiſches Land, das ganz von Dänen coloniſirt wurde. Die Dänen ſind ſo gute Seeleute, daß ſie in der engliſchen Marine häufig angetroffen werden. Ihre Colonieen außer Europa ſind noch jetzt im Verhältniß zur Kleinheit des Staates nicht unbedeutend zu nennen und waren ehemals, als Grönland noch grünte und nicht unter Eis erſtarrte, ſehr bedeutend.

Die Schweden haben in Finland ein großes Colonieen-Gebiet gehabt. In dieſer jetzt ruſſiſchen Provinz haben ſie die meiſten Städte gegründet, und ihre Bürgerſchaften, ihre Sitten und Sprache blühen noch jetzt daſelbſt. Auch verzweigten ſich viele ihrer Colonieen nach Liv- und Eſthland hinüber. Doch haben die Skandinavier in neuer und neueſter Zeit mehr und mehr aufgehört, auf den Verkehrsplätzen der europäiſchen Völker, auf den Märkten und den Schlachtfeldern (auf dieſen gaben ſie noch vor 150 Jahren zuweilen den Ausſchlag) unſeres Welttheiles eine bedeutende Rolle zu ſpielen.

Daſſelbe iſt, wenn auch nicht in gleichem Grade, der Fall mit denjenigen Germanen (faſt könnten wir ſchon ſagen, Deutſchen), welche in den Niederlanden wohnen, die gleichfalls zu den ſchwärmluſtigſten Nationen Europa's gehören. Die Niederländer, Flandrer, Holländer und Frieſen haben nicht nur einen großen Theil der außereuropäiſchen Welt (Java, — das Capland, — nordamerikaniſche Provinzen ꝛc.) mit Bewohnern verſehen, ſondern ſie haben auch beſtändig, und zwar mit ihren Brüdern, den anderen Deutſchen, gemeinſchaftlich in viele Striche Europa's Pflanzer ausgeſandt. Frieſen gingen mit den Angeln und Sachſen nach England. Flandriſche Bürger und Bauern („Flandrenſer“) wurden im Mittelalter überall im nördlichen Deutſchland angeſiedelt, und namentlich in den den Slaven abgenommenen Gebieten, an der Oſtſee, in der Mark Brandenburg, in Sachſen, ja bis Baiern, Oeſterreich und Ungarn hin.

Und mit dieſen unſeren niederländiſchen Brüdern ſind wir denn nun eigentlich auf deutſchem Boden und in der Mitte dieſer merkwürdigen Wandererſtrömung, welche von Deutſchland ausging, angelangt.

Die deutſchen Sueven hatten ihren Namen vielleicht von dem deutſchen Worte „ſchweifen." (Sollten nicht die Vandalen ihren Namen von dem Worte „wandern" ableiten können? Sie kamen von der Oſtſee bis Afrika und ſollten wenigſtens wohl den Namen „Wanderer" vor allen Deutſchen vorzugsweiſe für ſich in Anſpruch nehmen können.) Die „Flanderer" dagegen haben entweder ihren Namen von einem alten deutſchen Worte, welches ſo viel als „wandern" bedeutet, erhalten (franz. „flaner"), oder ſie haben ihren Eigennamen der oft von ihnen geübten Handlung gegeben. „Flandern" oder „herumflandern" heißt noch jetzt in einigen deutſchen Dialekten, z. B. in dem Dialekte der Zipſer Deutſchen in Ungarn, ſo viel als „herumlaufen", und ein Flandrer ſo viel als ein „Wanderer" oder ein „Coloniſt" überhaupt.

Dem mag ſein, wie ihm wolle, ſo iſt ſo viel gewiß, daß kein Volk, ſo lange die Welt ſich dreht, ſo in allen Welttheilen gewandert iſt und ſich zerſtreut hat, wie die Deutſchen, und daß namentlich und vor allen Dingen in Europa ſelbſt ihnen in dieſer Beziehung keine andere Nation gleich kommt.

Die deutſche Nation, im Herzen von Europa gelegen und auf allen Seiten mit Nachbarn von den verſchiedenſten Stämmen in Berührung kommend, mit den Franzoſen, Engländern, Normannen, Slaven, Tür-

ken, Italienern, (die Franzoſen haben nur Italiener, Deutſche und Spanier zu Nachbarn, die Spanier aber nur die Franzoſen) iſt theils durch ihr kosmopolitiſches Naturell, theils durch ihre geographiſche Situation, welche jenes Naturell noch mehr entwickelte, vor allen dazu geeignet, ſich unter fremden Völkern der verſchiedenſten Art niederzulaſſen, fremdartigen Verhältniſſen und Umſtänden ſich anzupaſſen und mit verſchiedenartigen Volkscharakteren ſich auszugleichen. Dazu kommt, daß ſie zu allen nützlichen und heilbringenden Beſchäftigungen des Lebens auf gleiche Weiſe aufgelegt und fähig ſind. Sie ſind fleißige Freunde des Ackerbaues, ſie ſind eifrige und brauchbare Handwerker und Künſtler, ſie ſind im Bergbau beſonders erfahren, und da ihr Vaterland in der Mitte unſeres Welttheiles, von dem Hafer und der Fichte bis zum Wein, zum Kaſtanien- und zum Maulbeerbaum, faſt alle europäiſche Producte erzeugt, ſo kann man aus Deutſchland ebenſo gute Weinbauer, als Tabackspflanzer, ebenſo forſtkundige als ackerbauverſtändige Leute erhalten.

Im Handel ſind die Deutſchen vorſichtig und geſchickt, wie ſich dieß in den in aller Welt geachteten hanſeatiſchen Kaufleute zeigt. Sie lernen gern Alles und lehren auch gern Alles. Als Schüler, ſowohl als auch als Lehrer, Erzieher und Prediger heißt man ſie daher in der Fremde willkommen. Dabei iſt das Sprüchwort von deutſcher Treu und Glauben kein leerer Wahn, und die Fremden laſſen ſich daher gern mit ihnen ein, weil ſie in dem deutſchen Charakter eine Bürgſchaft

zu haben glauben, daß die eingegangenen Verpflichtungen in Erfüllung gehen werden.

Dieſe Umſtände, dieſe urſprüngliche allſeitige Offenheit des deutſchen Charakters und dieſe ihr Vorſchub leiſtende ebenſo allſeitige Offenheit unſeres Vaterlandes, welches im Gegenſatze mit dem überall vom Meer umſchloſſenen England mit den Nachbarn durch trockenes, jeden Augenblick leicht zu überſchreitendes Feſtland innig verwebt iſt, und durch welches zur Verſtärkung dieſer innigen Verwebung außerdem noch die Bänder und Leiter der Flüſſe nach allen Seiten gehen, — der Rhein nach Belgien, — die Donau nach dem Oriente, — die Weichſel durch Polen, — die Rhone, die mit ihren Quellen nahe an Deutſchland hinanragt, nach Frankreich, dieſe Umſtände, ſage ich, mögen es ſein, welche theils urſprüngliche, theils Vorſchub leiſtende Urſachen der ſtarken Wanderluſt, oder, beſſer geſagt, des ſtarken Umſiedelungstriebes der Deutſchen waren.

Indem wir wiederum die Thaten, welche nur noch aus grauer Vorzeit herüberklingen, die Wanderungen der Deutſchen nach Süden und Weſten, die Staaten und Städtegemeinden, welche ſie auf den Trümmern des römiſchen Reiches errichteten, die Umſiedelung der Longobarden nach Italien, der Franken nach Gallien, der Angeln nach Britannien, unberückſichtigt laſſen, überblicken wir hier nur diejenigen Wanderungen, welche ſolche Abzugscanäle eröffnet, die noch jetzt zum Theil nicht verſtopft ſind.

Von den erſten Zügen der Cimbren und Teutonen

zu des Marius Zeiten bis auf die endliche Zerſtörung des römiſchen Reiches blieb die Richtung der deutſchen Ueberſiedelungen und Wanderungen eine weſtliche und ſüdliche.

Von der Stiftung des großen Karolingiſchen Reiches an aber wurde ſie mehr eine öſtliche, und dieſe Richtung behielt ſie bis auf unſere Tage herab bei, indem ſich die Franken und mit ihnen im Bunde dann alle Deutſchen zu den Apoſteln der Chriſtianiſirung und Bildung des weiten europäiſchen Oſtens aufwarfen und in dieſem Sinne mehr oder weniger ſtark dieſen ganzen Oſten mit Colonieen verſahen.

Am Rheine beginnt dieſe Beſiedelung der öſtlichen Länder mit Deutſchen. Die rheiniſchen weſtlichen Deutſchen warfen ſich auf die öſtlichen und nördlichen Landsleute, und dieſe trieben dann weitere Aeſte hinaus in die weiten Länder der Slaven, Finnen (Eſthland) und Magyaren.

Die rheiniſchen Franken, alsdann die Flandrer und ſpäter die Pfälzer wanderten nach Sachſen, Brandenburg, und weiterhin verzweigten ſich die Brandenburger und Sachſen mit Colonieen in Polen hinein, und es läßt ſich hier und da eine ganze Kette von Colonieen, von denen eine aus der anderen hervorging, von Oſten her bis nach Weſten zum Rhein hin verfolgen. Z. B. in den ſüdlichen Steppen Rußlands giebt es Ackerbau-Colonieen mit deutſchen Bauern aus Ungarn. Die Vorväter dieſer deutſch-ungariſchen Bauern kamen aus Oeſterreich, die Vorväter der Oeſterreicher aus Baiern,

und zum Theil auch vom Rhein von den Franken Carl's des Großen.

Eine andere Kette ſolcher Colonieentriebe, von denen eine aus der anderen hervorging, wäre dieſe: In Petersburg und in anderen ruſſiſchen Städten giebt es hier und da gar nicht unbedeutende Branchen der daſelbſt heimiſchen deutſchen Geſellſchaft, welche man als livländiſche Coterieen und als kleine livländiſche Colonieen bezeichnen kann. Sie kamen aus dem deutſchen Livland. Die Livländer kamen größtentheils aus Preußen, ihrem Mutterlande, die preußiſchen Deutſchen aber aus Weſtphalen, vom Rhein, aus Brandenburg.

Im Ganzen darf man hier aber weniger an eine genaue Nachweiſung des Hervorgehens einer einzelnen Colonie oder gar einer einzelnen Familie aus der anderen denken als an eine Maſſenentwickelung aus Maſſen. Es iſt z. B. gewiß, daß die Hauptmaſſe der öſterreichiſchen Deutſchen aus Baiern hervorging, und ebenſo gewiß iſt, daß die Hauptmaſſe der ungariſchen Deutſchen ſich wieder aus Oeſterreich herausarbeitete, und endlich wieder, daß die deutſchen Verzweigungen in Serbien und der Walachei meiſtens aus Ungarn und Siebenbürgen hervortraten, obgleich allerdings doch zuweilen Coloniſten von den entfernteſten Gebieten des reinen deutſchen Stammlandes plötzlich und ohne Zwiſchenſtufe in die entfernteſten Gegenden des Colonieenlandes verſetzt wurden, und obgleich bei jeder einzelnen entlegenſten dieſes Herauswachſen von Wachsthumsknoten zu Wachsthumsknoten ſich ſelten bis zum Rhein verfolgen ließe.

Im Ganzen alſo, ſo viel ſteht feſt, gingen und gehen zum Theil noch jetzt die Umſiedelungen der Deutſchen von Weſten nach Oſten und Norden. Und wie Deutſchland ſelbſt in zwei große Haupttheile, Nord- und Süddeutſchland, zerfällt, ſo gingen auch jene Wanderungen hauptſächlich in zwei Richtungen, in einer nach Nordoſten an der Oſtſee hin, wo Preußen (und die ſich daran anſchließenden Landſchaften), und in einer zweiten nach Südoſten die Donau hinab, wo Oeſterreich (mit den von ihm abhängigen Ländern) die vornehmſten Colonieen-Gebiete zeigt. Als eine dritte mittlere an die vorige ſich süd- und nordwärts anſchließende Richtung könnte man die Vorſchiebung deutſcher Colonieen durch Sachſen, Böhmen und Schleſien nach Polen hinein bezeichnen. In allen drei Richtungen hin verloren ſich allgemach die Wellen der friedlichen deutſchen Völkerbrandung in die Türkei, Tatarei, Polen, Rußland, Sibirien hinein, immer ſchwächer werdend, bis ſelbſt an die chineſiſche Mauer hin.

Es iſt kaum eine Art von menſchlicher Beſchäftigung zu nennen, welche nicht im Stande geweſen wäre, deutſche Coloniſten aus ihrem Vaterlande in jene Gegenden zu locken. Den Handel betrieben die deutſchen Hanſeaten an der ganzen Oſtſee hin. Sie ſtifteten Handels-Colonieen in Riga, Rewal, Novgorod, und ihre Nachkommen betreiben den Handel dort noch auf dieſelbe Weiſe und beinahe in denſelben Niederlaſſungen. Den Ackerbau verſtehen ſie am beßten, und ſie könnten darin den Ruſſen, Polen und Ungarn als ein Muſter der

Nachahmung dienen, wenn Fleiß, Arbeitſamkeit, Sorgfalt und andere Tugenden, die den Deutſchen auszeichnen, ſich ſo leicht nachahmen ließen.

Des Bergbaues ſind die Deutſchen beſonders kundig. Die Franken brachten ihn in's Land der Sachſen auf den Harz. Von hier aus wurden die Minen des Erzgebirges entdeckt, und dann minirten ſich die deutſchen „Berghäuer" bis nach Ungarn in die Karpathen und ſogar bis in die banatiſchen Gebirge an der türkiſchen Gränze hinein, ſowie ſie auch nach Rußland, nach Sibirien, geholt wurden, um die Berge an den chineſiſchen Gränzen auszubeuten.

Auch als Winzer und Gärtner gingen und gehen noch unzählige Deutſche durch ganz Europa, um dieſe Rieſenjungfrau ſelbſt in ihren ödeſten Beſitzungen mit Blumenkränzen und Rebengewinden zu ſchmücken.

Es ließen ſich auf dieſe Weiſe viele Zweige der menſchlichen Cultur und des bürgerlichen Haushaltes anführen, und man könnte nachweiſen, wie ſie ſich, durch deutſche Hand gepflegt, allmählig und ſtufenweiſe (ſowohl in räumlicher als in zeitlicher Beziehung) aus dem deutſchen Weſten nach Oſten hin entfalteten.

Nach Weſten und Süden hin waren und ſind noch jetzt dieſe friedlichen Wanderungen der Deutſchen nicht ſo bedeutend, nur ſelten wurden ſie dahin als Ackerbauer und Bergleute geholt, doch giebt es einzelne derſelben ſelbſt in Spanien. Am meiſten kommen ſie in dieſe Gegenden als Handwerker, z. B. die großen deutſchen Handwerker-Colonieen in Paris, oder als Kaufleute

(viele deutſche Häuſer in Bordeaux, in London, in Hull) oder als Beamte (in's nördliche Italien). Manche kleine Zweige der bürgerlichen Beſchäftigungen führen noch beſtändig Deutſche in jene Gegenden hinüber (heſſiſche Beſenbinderinnen, deutſche Viehtreiber in Frankreich). Die ſchweizer Deutſchen waren für dieſe Gegenden immer beſonders wichtig, und ſie durchwandern (mit verſchiedenen Induſtrie-Producten), ſowie auch die Tiroler (mit ihren Handſchuhen und Decken) und die Schwarzwäldler (mit ihren Uhren) ſowohl dieſen Weſten Europa's als jenen Oſten. Auch die deutſchen Militär-Colonieen (die deutſchen Trabanten, die Schweizer-Garden), die es ſeit alten Zeiten in Frankreich und Italien giebt, kann man noch hierher rechnen.

V. Verſchiedene Nebenvölker.

Außer den genannten Haupt-Nationen Europa's giebt es nun noch viele Nebenvölker, welche, obgleich meiſtens nicht einmal urſprünglich in dieſem Welttheile zu Hauſe, doch unzählige Niederlaſſungen in allen europäiſchen Ländern gegründet haben und noch jetzt gründen. Dieß ſind beſonders die Juden, Armenier, Zigeuner und noch einige andere.

Die Juden haben ſich in Europa und überhaupt in der ganzen Welt faſt ebenſo weit verbreitet wie die Deutſchen, und oft mit den Deutſchen ſelbſt (was ſchon die deutſche Sprache, deren die Juden ſich in Polen, Ungarn, Rußland und in Frankreich bedienen, beweiſt). Nichtsdeſtoweniger aber ſind die von

ihnen geſtifteten Colonieen ſo ganz anderer Art (bloße Krämer- und Geldmänner-Colonieen) und haben eine ſo einſeitige Bedeutung für die menſchliche Cultur, daß ſie mit der Wichtigkeit der deutſchen Coloniſirung natürlich in gar keinen Vergleich kommen.

Diejenigen Gegenden, in welchen die Juden die größte Rolle ſpielen, ſind die ſlaviſchen, ungariſchen und danach die deutſchen Länder. In Deutſchland ſind ihnen faſt ausſchließlich nur gewiſſe Kram- und Handelszweige zu Theil geworden, in den ſlaviſchen Ländern aber außerdem auch noch viele Handwerke, beſonders ſolche, welche ſich auf die Perſönlichkeit der Menſchen beziehen, das Schneider- und Schuſterhandwerk. Die Juden ſuchen immer mehr mit Perſonen als mit Sachen zu thun zu haben; — Häuſerbau, Zimmer- und Maurer-Handwerk iſt nicht ihr Geſchäft, ebenſo wenig Ackerbau, Viehzucht ꝛc. Auch iſt das Fuhrweſen in einigen ſlaviſchen Ländern häufig vorzugsweiſe in ihren Händen, jedoch wiederum nur in Bezug auf den Perſonentransport. Waarentransport iſt weniger ihre Sache, ſie laſſen ihn gewöhnlich, ſelbſt in eigener Angelegenheit, von Anderen beſorgen. Sonſt beſaßen die Juden in dieſen ſlaviſchen Ländern ſogar die Verwaltung des Poſtweſens, und jetzt haben ſie wenigſtens noch das Gaſthausweſen in ihren Händen.

Als Ackerbauer haben viele Juden, nothgedrungen, zu verſchiedenen Zeiten weite Striche Rußlands beſiedeln müſſen. Doch ſind dieſe Colonieen nie zu bedeutender Blüthe gelangt.

Zwiſchen faſt allen jüdiſchen Colonieen Europa's finden höchſt merkwürdige Verbindungen und Wanderungen von der einen zur anderen ſtatt. Deutſchland als das Mutterland läßt ſich auch gewiſſermaßen als vermittelndes Stammland betrachten, und von hier aus gehen noch jetzt immer neue Sendlinge aus, um die Juden-Colonieen anderer Länder zu vermehren oder anzufriſchen; z. B. von Böhmen wandern noch heut zu Tage viele Juden nach Ungarn, ebenſo von anderen Theilen Deutſchlands nach Paris.

Die portugieſiſchen Juden mit ihren Anſiedelungen in Holland und Frankreich bilden einen eigenen Colonieen-Zweig, — ebenſo die ſpaniſchen Juden, die nach Afrika und in das türkiſche Reich bei ihrer Vertreibung aus Spanien auswanderten und von Konſtantinopel und Theſſalonich aus eine Reihe kleiner Niederlaſſungen in den Städten an der Donau hinauf bis nach Wien gegründet haben, in welcher letzteren Stadt ſie (ſpaniſch und türkiſch redend) als türkiſche Unterthanen eine eigene Gemeinde bilden und ſchon faſt 200 Jahre unter alten Privilegien leben. — Eben derſelbe Fall iſt es endlich mit den karaitiſchen Juden, welche in den Städten der Krim, Südrußlands und der Türkei kleine Handelsfactoreien beſitzen, in denen ſie ſich mit dem orientaliſchen Handel beſchäftigen.

Die Armenier ſind in Europa eine viel neuere Erſcheinung. Sie wurden hier theils durch die Türken, theils durch die Ruſſen eingeführt, durch die Türken,

deren Unterthanen ſie waren, und durch die Ruſſen, zu denen ſie ſich oft vor den Bedrückungen der Türken flüchteten.

Durch die Türken wurden die Armenier wohl gleich bei der Eroberung Rumiliens in Europa eingeführt. Durch die Ruſſen geſchah dieß erſt ſpäter, als die tatariſchen Reiche Kaſan und Aſtrachan erobert wurden und die Ruſſen in die Nähe des Kaukaſus und Perſiens kamen, wo dann zu wiederholten Malen eine Menge von Armeniern ſich zu ihnen flüchtete und im ſüdlichen Rußland ſich verbreitete. Sie kamen von hier aus auch nach Polen, wo ihre Haupt-Colonie in Lemberg iſt. In die Walachei und nach Siebenbürgen mögen ſie wohl ſchon durch die Türken verpflanzt worden und auch von hier aus auf einem zweiten Wege nach Polen gekommen ſein. Nach Ungarn kamen ſie auch ohne Zweifel ſchon durch die Türken, in größerer Menge aber erſt in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts von Siebenbürgen und ebenſo noch einmal von dort aus, als die von den Ungarn zurückeroberten Domänen im Banat um ein Billiges verkauft wurden.

Es giebt freilich auch kleine armeniſche Handelscolonieen ſogar in London, Amſterdam, Marſeille, Petersburg und Moskau, wie es deren bis nach China und bis zum Ganges hin giebt. Allein das vornehmſte Gebiet der Colonieen-Verbreitung der Armenier in Europa (außer der europäiſchen Türkei) iſt das ſüdliche Rußland, die Walachei, Siebenbürgen, das ſüdliche Galizien bis Lemberg und das öſtliche Ungarn.

Im ſüdlichen Rußland bauten die Armenier ſogar ganz neue Städte (z. B. Nachitſchewan), wurden auch an mehren Orten des Seidenbaues wegen angeſiedelt. In den meiſten anderen genannten Landſchaften haben ſie eigene zuſammenhaltende Gemeinden, die ſich von den übrigen ſondern und in Sitte, Sprache, Religion ꝛc. unterſcheiden, (in Ungarn z. B. eine neue Gemeinde in Neuſatz).

In dem ganzen Oriente ſind die Armenier die vornehmſten Kaufleute. In allen walachiſchen Ländern ſind ſie auch ſehr häufig die Gaſtwirthe, wie die Juden. In den Steppen Südrußlauds und Ungarns haben ſie ſich noch eines anderen Geſchäftes bemächtigt, welches hier Niemand in der Großartigkeit betreibt wie ſie. Sie ſind hier nämlich, beſonders im öſtlichen Ungarn, die größten Landpächter, Viehzüchter und Ochſenhändler. Außerdem befleißigen ſie ſich hier und da auch der Bienenzucht auf eine großartige Weiſe. Sie betreiben dieſe Gegenſtände aber in einer ganz anderen Art als die deutſchen Bauern, nämlich mit ſehr viel eigenem oder zuſammengeliehenen Capitale, gewiſſermaßen fabrikmäßig, weniger aus Liebhaberei für dieſe Zweige des Ackerbaues als des Geldgewinns wegen. Viele dieſer Armenier ſind auch bereits vermöge ihres gewonnenen Geldes dem ungariſchen Adel einverleibt worden. Ebenſo gingen Armenier in den polniſchen Adel Galiziens, in den walachiſchen der Bukowina, der Moldau und Walachei über, und endlich giebt es auch unter dem höchſten ruſſiſchen Adel Leute armeniſchen Geblüts.

An die Armenier ſchließen ſich die Perſer, die auch hier und da in Europa kleine Gemeinden (ſelbſt ſolche mit einem eigenen Schiitiſchen Bethauſe) bilden, z. B. in Petersburg, Moskau, Aſtrachan, — dann die Bucharen, welche als einzelne Zugvögel ſowohl in ganz Rußland als auch ſelbſt bei uns in Leipzig bekannt ſind, — endlich die Parſen (Feueranbeter), welche eine Colonie in Europa, nämlich in Aſtrachan, haben.

Uebrigens giebt es noch viele der verſchiedenſten Nationen aller Welttheile, welche nach Europa geführt werden, und die da, wo ſie ſich treffen, eigene kleine Conventikel und Coterieen bilden. Man achtet z. B. oft wenig auf die zerſtreuten afrikaniſchen Negergeſichter, die man hier und da ſieht. Beſucht man ſie aber einmal in ihren oft ſehr verſteckten Schlupfwinkeln, ſo iſt man nicht ſelten höchſt erſtaunt über die große Neger-Societät, die ſich in einigen Städten zuſammenfindet. In Berlin gab es ſonſt viele, und es hat von ihnen die Mohrenſtraße ihren Namen. Auch kleine arabiſche (z. B. in Konſtantinopel, Moskau), mauriſche (in Frankreich), malaiſche (in London, Amſterdam) Verbrüderungen oder Aſſociationen laſſen ſich leicht überall entdecken.

Die ſonderbarſte Erſcheinung unter allen Völkern Europa's bilden aber die Zigeuner, welche unter allen Nationen Europa's ihre Zelt-Colonieen aufſchlagen und abbrechen und ſeit vier Jahrhunderten eine unwandelbare Wildheit zur Schau tragen, die ſo ſehr Alles überbietet und allen Cultivirungsverſuchen dermaßen trotzt,

wie dieß bisher noch bei keinem von allen je in Europa aufgetretenen Völkern der Fall war. Es giebt kein Land in Europa, das von Zigeunern ganz frei geblieben wäre; doch wie die Juden ſich Polen, ſo ſcheinen die Zigeuner ſich die von Walachen bewohnten Länder (Siebenbürgen, das öſtliche Ungarn, die Walachei, die Moldau, die Bukowina, Beſſarabien) vorzugsweiſe zu ihrem zweiten Vaterlande erkoren zu haben. Sie betreiben in ganz Europa nur drei Gewerbe, die alle drei immer bei ihnen gefunden werden, obgleich ſie nichts mit einander gemein zu haben ſcheinen, nämlich das Schmiedehandwerk, den Pferdehandel und die Muſik (außerdem das Wahrſagen, Betteln und Stehlen). Die Muſik treiben ſie mit beſonderem Erfolge in Ungarn und der Tatarei. In Moskau ſcheint es die am wenigſten wilden Zigeuner zu geben.

Bei ſich zu Hauſe, wo ſie allein und unter ſich ſind, müſſen die meiſten Völker in der Regel allen Anſprüchen des Lebens genügen; ſie müſſen dort den Ackerbau betreiben, ſie müſſen Handelsleute erzeugen, Handwerker unter ſich haben ꝛc. In die Fremde aber pflegen ſie nur durch beſondere Neigungen und Talente verlockt zu werden, und dort pflegen ſie daher nur das zu betreiben, worin ſie vor Allem ſtark ſind. (Die Bewohner des Engadin z. B. haben bei ſich zu Hauſe Viehhirten, Schuſter, Schneider, Bauern ꝛc., in der Fremde aber ſind alle Engadiner Zuckerbäcker). Man kann daher bei jedem Volke die Art der von ihm geſtifteten Colonieen bezeichnen.

Die geographiſche Situation des Mutterlandes, die Sympathieen und Antipathieen, welche zwiſchen den Völkern exiſtiren, alsdann auch oft der Zufall oder eine durch irgend ein hiſtoriſches Ereigniß einmal gegebene Richtung haben es veranlaßt, daß ein Volk oft vorzugsweiſe in die Gebiete eines anderen Volkes coloniſirend eingedrungen iſt. Man kann daher Hauptcolonieen-Gebiete jedes Volkes bezeichnen.

Wir wollen es verſuchen, nach dem Vorigen ein überſichtliches Verzeichniß der europäiſchen Völker mit Beifügung der Art der hauptſächlich von ihnen außer Landes betriebenen Geſchäftszweige und der Angabe ihres vornehmſten Verbreitungsgebietes anzufertigen. Das Geſagte wird dann, in einer ſolchen Ueberſicht neben einander ſtehend, noch deutlicher in's Auge ſpringen. Da hier bei einem ſo neuen Verſuche dieſer Art überhaupt nicht von Vollſtändigkeit und völliger Abrundung die Rede ſein kann, ſondern das Ganze, wie bemerkt, nur der Verſuch einer Skizzirung des behandelten Gegenſtandes ſein ſoll, ſo brauchen wir nicht zu ſagen, daß allerdings vor allen Dingen eine quantitative Schätzung der ausgeſtoßenen Colonieen-Maſſe dieſe Skizze begleiten ſollte. Doch ſind unſere Statiſtiken einſtweilen noch ſo beſchaffen, daß nicht einmal eine entfernt approximative Schätzung dieſer Art gewagt werden dürfte.

In der erſten Colonne dieſer Ueberſicht haben wir den Namen der europäiſchen Nationen angegeben,

in der zweiten die Beſchäftigungen, welche ſie außerhalb ihres Vaterlandes betreiben, und in der dritten die Länder, in denen ſie vorzugsweiſe Colonieen begründeten.

Magyaren.	Des Hofes wegen in Wien, ſonſt nur in wenigen Dörfern gezwungene Auswanderer.	Oeſterr. (Wien), einige türkiſche Provinzen.
Ruſſen.	Vornehme zum Vergnügen reiſende Ruſſen im Auslande.	Deutſchland, Italien.
Polen.	1) Politiſche Verbannte.	Frankreich, England.
	2) Adels-Colonieen.	Lithauen, Podolien, Volhynien.
Spanier.	Politiſche Flüchtlinge.	Frankreich, Italien, England.
Türken.	Militär-Colonieen.	An der Donau.
Daco-Romanen.	Zerſtreute Beamte, Offiziere.	Oeſterreich, Rußland, Türkei.
Tſchechen.	1) Induſtrielle Colonieen.	Oeſterreich.
	2) Muſikbanden, verſchiedene Krämergeſchäfte.	In der ganzen Welt.
Serben.	Handels-Colonieen (Frucht- und Viehhandel).	Ungarn.
Griechen.	Handels-Colonieen (Geld- und Waarenhandel).	Ungarn, Türkei, Rußland.
Italiener.	1) Handels-Colonieen.	Levant. Länder.
	2) Verſchiedene kleine Gewerbe (Gewürzkrämerei, Stukkaturarbeit, Zuckerbäckerei ꝛc).	Deutſchland.

Franzoſen.	Wenige Ackerbauer, Mode= händler, Erzieher, Köche, Zuckerbäcker, verſchiedene Fabrikzweige.	Das ganze nicht= franzöſiſche Eu= ropa.
Engländer.	1) Großhändler auf der See.	Portugal, Spa= nien, Rußland, Türkei.
	2) Einige Fabrikzweige.	Deutſchland.
Skandinavier.	Ackerbau=Colonieen u. Han= dels=Colonieen.	Island, Finn= land.
Niederländer.	Ackerbauende Colonieen.	Deutſchland.
Deutſche.	Ackerbau, Bergbau, Handel, Handwerke und Gewerbe aller Art.	Der Oſten Euro= pa's.
Juden.	Geldgeſchäfte, Krämerei.	Polen, Ungarn.
Armenier.	Handel, Viehzucht, Länder= eien=Pacht.	Südoſt=Europa.
Zigeuner.	Muſiker, Schmiede, Pferde= händler.	Ganz Europa.

Mit ſolchen Unterſuchungen und Gedanken beflü= gelten wir den langſamen Gang der auf den banatiſchen Schmuzwegen und in der Abenddämmerung, welche uns umgab, dahin ſchleichenden Zeit. Hätten wir nur auch unſeren ſchwerfälligen Wagen etwas damit beflü= geln können! Aber dieſer ſchlich auf dem fettigen Wege

unwandelbar langſam fort, und als wir in dem ungariſchen Marktflecken St. Miklos ankamen, war das Theater längſt angegangen, oder vielmehr wir bekamen nur noch die letzte Scene des Gamin de Paris zu ſehen, der in unſerem Wirthshauſe von einer herumziehenden deutſchen Truppe gegeben wurde. Die Rolle des Gamin ſelbſt wurde von einer alten, faſt ſieben Fuß hohen Jungfer gegeben, die ſich ungefähr ſo benahm wie eine große, hölzerne Gliederpuppe. Dieß war entſchieden der Held und die intereſſanteſte Figur des Stückes, die übrigen Rollen hatte ich ſchon beſſer geſehen, aber auch ſchon ſchlechter, weshalb mich das Ganze wenig anſprach. Uebrigens nahm ich viel Antheil an dem Schickſale dieſer armen, in Ungarn herumziehenden Schauſpieler. Sie kommen jetzt bei dem auftauchenden Magyarenthum etwas in's Gedränge. Die ungariſchen Patrioten ſind gegen ſie eingenommen und wollen ſie jetzt hier und da, wo ſie ſonſt unangefeindet ihre Talente entwickelten, nicht mehr dulden, obgleich ſie ſelber keineswegs gleich ſo viele talentvolle Genies und fahrende Schüler der Thalia haben, die ſie an ihre Stelle ſetzen könnten. In Peſth und in anderen Orten, wo die Maſſe der Deutſchen groß iſt, kann man natürlich die deutſchen Schauſpieler nicht unterdrücken. Auch das Banat, wo ſo viele Deutſche leben, wird der Zufluchtsort vieler brotlos gewordenen Schauſpieler werden. Aber in anderen patriotiſchen Städten, wo die Magyaren überwiegen, will man ſie ganz verdrängen. Dieſer Fall war noch kürzlich in einer der größeren Städte des Königreiches vorgekom-

men. Eine Anzahl von Freunden der Bühne hatte eine Subſcription herumgehen laſſen, um eine deutſche Schauſpieler-Geſellſchaft für den kommenden Winter in der Stadt etabliren zu können. Auch die Patrioten wünſchten ein Schauſpiel, waren aber entſchieden gegen ein deutſches. Da ſie die Mehrzahl bildeten, ſo kam denn dieſes nicht zu Stande. Es fragte ſich nun, wie man ein magyariſches an die Stelle treten laſſen könne. Magyariſche Schauſpieler giebt es faſt noch nicht, oder ſie ſind doch nur, wie alles Seltene, mit großen Koſten zu erlangen. Dieſe, die Koſten meine ich, ſcheut indeſſen doch ſelbſt der glühendſte Patriotismus unſerer egoiſtiſchen Zeit mehr als Alles. Es wurde daher der Vorſchlag gemacht, als das Billigſte, ein Liebhabertheater zu errichten. Wahrſcheinlich wird dann auch wohl dieſer Vorſchlag durchgegangen ſein. Man wird ſich vermuthlich mit einem langweiligen ungariſchen Liebhabertheater, ſtatt einer, wenn auch nicht ausgezeichneten, doch jedenfalls amuſanten deutſchen Bühne, begnügt haben. Ich hätte gern den Ausgang dieſer Angelegenheit erfahren.

Das Wirthshaus war voll von Offizieren der öſterreichiſchen Kaiſerhuſaren, angenehmen, gebildeten Leuten, in deren Geſellſchaft ich einen recht intereſſanten Abend zubrachte. Sie erzählten mir, daß ſie kürzlich in einem adeligen ungariſchen Dorfe Execution gehabt hätten. Die adeligen Einwohner dieſes Dorfes hätten ſchon ſeit langer Zeit völlig ungeſtraft allerlei Unfug getrieben. Sie hätten z. B. Vieh geraubt, unadelige Per-

ſonen auf's Höchſte beleidigt und am Ende auch gar die in Folge der Beſchlüſſe des letzten Landtags zu ſtellenden Rekruten verweigert. Die Comitats-Verwaltung habe ſie mit Güte nicht zur Ordnung bringen können und daher am Ende ſich genöthigt geſehen, von den Kaiſerhuſaren „Brachium" zu verlangen. „Brachium," im Lateiniſchen bekanntlich „der Arm", iſt im ungariſchen Latein der Ausdruck für militäriſche Hülfe, gewaltſame Execution. Jene Bauern waren ſogenannte Prädialiſten, d. h. mit adeligen Rechten verſehene Aftervaſallen eines Biſchofs und zwar hier des Biſchofs von Agram*). Der Anführer der Kaiſerhuſaren war daher, um in keiner Beziehung eine Verantwortlichkeit auf ſich zu laden, vorſichtig und ließ ſich von den Oberbeamten des Comitats die Aufforderung und Befugniß zur Leiſtung des Brachiums ſchriftlich geben. Darauf rückte er mit ſeinen Huſaren, die Comitats-Beamten in der Mitte, gegen das rebelliſche Edelleute-Dorf vor. Er hatte ſeine Leute die Piſtolen ziehen und ſpannen laſſen, und ſo zog er in die Gaſſen des Dorfs ein, wo die Bauern verſammelt waren und die Soldaten mit Steinwürfen neckten und ihrer ſpotteten, indem ſie ſprachen, ſie hätten ſicher keine Kugeln, ſondern nur Papier geladen.

*) Nach der ungariſchen Geſetzgebung haben nämlich der Erzbiſchof von Gran, der Biſchof von Agram und der Biſchof von Raab das Recht, ihren Aftervaſallen adelige Rechte zu ertheilen und ſie dadurch von der Wegemauth und überhaupt von allen Staatsabgaben, namentlich dem landesfürſtlichen Dreißigſt, zu befreien, und eben dieſe Vaſallen heißen „Prädialiſten."

Der Offizier, welcher die Schwadron commandirte, gab darauf, da der Andrang und Tumult ſtärker wurde, er aber doch gern Blutvergießen vermeiden wollte, einem der Seinen einen Wink, er ſolle ſein Piſtol fallen laſſen. Dieß geſchah, und es wurde von den Tumultuanten ſofort aufgegriffen. Sie zogen neugierig die Patrone heraus und fanden wider ihr Erwarten eine gewichtige bleierne Kugel. Ihr Enthuſiasmus für ihre Sache wurde dadurch ſehr abgekühlt, ſie unterwarfen ſich und ſtellten die geforderten Rekruten. Dieſe Leiſtung des Brachium kommt ſehr oft in Ungarn vor, weil eben die Widerſetzlichkeiten gegen die Ausführung der Geſetze ſo häufig iſt. Aber nicht immer geht es ſo ohne Blutvergießen dabei her, wie jenes Mal, wo ein kluger Offizier die Execution leitete.

Das Banat und ſeine Wege.

Der Anblick, den das Banat am anderen Tage jenſeits St. Miklos gewährte, war in der That höchſt eigenthümlich. Das Land iſt, wie geſagt, hier vollkommen flach und eben. Auch bei Berlin, auch bei Leipzig, auch in Holland und anderen Orten iſt das Land eben und flach, und doch iſt zwiſchen Flach und Flach ein ſo großer Unterſchied, daß der Anblick der Gegend bei jenen deutſchen Städten auch durchaus nicht im Entfernteſten mit dem Anblick, den uns das Banat gewährte, in Vergleich zu bringen iſt.

Wenn man die Gegend bei Berlin durchwandert, ſo bemerkt man doch hier und da noch kleine Anſchwellungen des Bodens, kleine unmerkliche Hebungen und Senkungen, kleine Sandhügelchen, die ſechs, ſieben bis zehn Fuß anſteigen und wieder fallen. Sucht man von einem höheren Standpuncte die Gegend zu überſchauen, z. B. von einem Thurme, ſo tauchen am Ende auf einem größeren Terrain auch ſolche Bodenerhebungen hervor, die man in der Mark Brandenburg

„Berge" nennt, Sanddünen von 30 bis 40 und mehr Fuß Höhe. Es kommt daher, daß der auf einem niedrigen Standpunct Stehende, z. B. der Wanderer in der Mark, trotz ihrer großen Ebenheit doch nicht viel mehr überſieht als in einem gebirgigen Lande, ja oft noch weniger, weil in einem Gebirgslande zuweilen das Bild der Landſchaft durch die Berge gewiſſermaßen herausgehoben iſt, und eine Gebirgswand läßt ſich von der tiefſten Stelle des Thales aus von oben bis unten überſchauen. Nicht ſo iſt es im Banat, wo jedes Stückchen Erdreich platt, wie mit einem Brete angeſchlagen, erſcheint. Hier giebt es weder Sandhügel von 50 Fuß Höhe, noch auch ſolche kleine Hebungen und Senkungen des Bodens von ſechs, ſieben oder zehn Fuß, ſondern Alles iſt ſpiegelglatt und eben, wie ein Meer bei Windſtille, und man ſieht daher, ſelbſt wenn man auch die Augen nicht höher ſtellt, als ſie in einem ſechs Schuh hohen Menſchen zu ſtehen pflegen, unendlich weit.

Man könnte demnach den Anblick und Ausdruck der Phyſiognomie des Banats mit Holland zu vergleichen geneigt ſein. Aber auch hier iſt noch ein großer Unterſchied. Holland iſt reich an Gewäſſern, Flüſſen, Flußarmen und Canälen. Die Aecker der Landleute ſind doch wenigſtens mit Gräben umzogen, mit Hecken, oder Mauern und Dämmen. Dieß Alles, was die Natur und der Menſch in Holland ſchufen, fehlt im Banate. Flüſſe giebt es nicht. Von St. Miklos bis Szegedin, auf beinahe zehn Meilen, ſahen wir außer dem Flußarme, der

hier aus der Maros hervorbricht und durch die Ebene bei dem genannten Orte ſelber vorübergeht, nur noch ein einziges winziges Bächelchen, das, ich weiß nicht, und vielleicht wußte es der Bach ſelber nicht, rechts oder links hinausirrte. Canäle durchkreuzen das Land ebenfalls nicht. Mit Gräben, Dämmen, Hecken, und Mauern iſt kein einziges Feld umgeben. Alles iſt freie, durch nichts coupirte Fläche.

In Holland hat außer den genannten Dingen der Menſch auch noch ſo vieles Andere geſchaffen, Dörfer, Städte, Gebäude. Städte giebt es auf den 140 Quadrat-Meilen der Torontaler Provinz keine einzige, Dörfer und Marktflecken 160, mithin auf jeder Quadratmeile im Durchſchnitt einen Wohnort. Dieſe Dörfer liegen ſehr ungleich vertheilt, hier und da nahe beiſammen, hier und da fährt man aber zwei bis drei Meilen weit, ehe man einen Kirchthurm gewahrt, und in den Zwiſchenräumen der Dörfer iſt Alles leer und öde, ohne Buſch und Baum, ohne Stock und Stein (es giebt hier keinen einzigen Pflaſterſtein) wie auf einem Tanzboden.

Unter den vortrefflichen, lithographirten Skizzen aus Ungarn von dem Engländer Hering, welche überall den originellen Charakter des Landes ſo treu und wahr wiedergeben, wie ſonſt kein mir bekannt gewordenes Kunſtwerk über dieſes Land, befindet ſich auch eine, welche eine Anſicht aus den ungariſchen Ebenen giebt. Dieſes Bild, obgleich es groß iſt, ſtellt platterdings weiter gar nichts dar als eine Landfläche, darüber ein Stück Himmel

und als einzige Staffage einen Storch und einen Ziehbrunnen im Vordergrunde. Und trotz dieſer drei einförmigen Gegenſtände iſt das Bild ergreifend wahr, ja ich möchte ſagen, höchſt poetiſch und pittoresk, wie alles Originelle und Treffende. Der Himmel iſt mit Wolken und Wölkchen behangen, deren Ränder von der Morgenſonne beleuchtet werden. Man verfolgt ihre langen Reihen, wie die nahen, entfernten und fernſten Segel einer großen Flotte, bis in unermeßliche Entfernungen hin, denn der klare Himmel läßt auch ſelbſt noch die äußerſten kleinen Lichtränder deutlich erblicken. Der Boden liegt in ſeiner ganzen Oede in der Nähe dicht im Vordergrunde des Beſchauers; weiterhin liegt er ebenſo flach darnieder, und noch weiter und weiter wiederholen ſich tauſend Male die geraden, parallelen, in die Länge gezogenen Linien der Flächen ohne die Unterbrechung einer Wellenlinie oder einer Winkellinie irgend einer Art. Nach allen Seiten hin verlaufen die Farben vollkommen auf gleiche Weiſe, aus dem hellen Grün des nächſten Raſens in ein verwiſchteres Grün, in Grau, und endlich in Blau, und ſelbſt aus einem ſchmalen Streifen von einem Zwanzigſtel-Zoll Breite kommt noch der trübe Schimmer einer ganzen fernen Landſchaft in's Auge. Man glaubt, man müſſe in irgend einen fremden Welttheil hineinblicken können. Doch iſt es bittere Täuſchung, und das Gemüth erfüllt ſich mit Trauer, wenn es denkt, daß keine Seele hier wohnt. Nicht einmal ein flatternder Vogel zeigt ſich in den Lüften. Nur eine Farbenſchattirung am Hori-

zont, die einer aufſteigenden Rauchſäule ähnelt, läßt es ungewiß, ob nicht dort in der Ferne einige auf einſamer Sallaſche wohnende Hirten ein Feuer anmachten. Der Storch im Vordergrunde ſteht ganz ſtill und ruhig ſimulirend in einem Stückchen Sumpf. Er und die Fröſche, denen er auflauert, ſind die einzigen lebenden Weſen, die man mit Sicherheit wahrnimmt. Der Brunnen iſt verlaſſen, denn er wird nur ſelten beſucht, und meiſtens baumelt ſein Schwengel in dem über die Ebene ſtreichenden Luftzuge knarrend hin und her. Dieſer knarrende Brunnenſchwengel iſt oft Tag und Nacht weit und breit der einzige hörbare Ton, der zuweilen von dem Quaken der Fröſche accompagnirt wird.

Obgleich dieſes treffliche Bild von Hering recht mitten aus dem Centrum einer ungariſchen Wüſte genommen zu ſein ſcheint, ſo paßt es doch ganz und gar auf viele Gegenden des öſtlichen Ungarns, und man könnte zwiſchen der Donau, Theiß, Korós und Maros noch tauſend ſolcher ganz ähnlicher Gemälde gewinnen (die Torontaler Provinz, in der wir jetzt fuhren, iſt noch zum vierten Theile vollkommen uncultivirter Sumpf) und daraus eine große, dieſe Ebene charakteriſirende Bildergalerie zuſammenſetzen. Nun verſetze ſich der Leſer in Gedanken nur auf ein halbes Stündchen in eine ſolche Bildergalerie von, ich will nur annehmen, 500 Gemälden, deren jedes aber weiter nichts darſtellt als die beſagten vier Gegenſtände, Wolken, Erdreich, einen Brunnen und einen Storch, jedoch nur mit der

Abwechſelung, daß die Wolken auf dem einen Gemälde ſo, auf dem anderen ſo gruppirt ſind, bald größer, bald kleiner, — der Brunnenſchwengel iſt auf dieſem Gemälde nach vorn, auf jenem nach hinten übergeſtürzt, bei dem erſten ſteht der Storch auf dem rechten, bei dem zweiten auf dem linken Beine, bei'm dritten mauſert er ſich mit dem Schnabel die Federn, bei dem vierten hat er wirklich einen Froſch gefangen. Ja, auf jedem zehnten Gemälde kann, ich gebe dieß zu, auch die Variation einer Viehheerde und einer Hirtengeſellſchaft erſcheinen, und auf dem zwanzigſten außer dem Brunnen und Storch auch noch ein Kirchthurm, aber nur in der Entfernung. Die Sümpfe im Vordergrunde könnten hier und da zur Veränderung mit Binſen, Rohr und Riedgras beſtanden ſein, doch dürfte der Maler nicht überall zu verſchwenderiſch damit umgehen. Jedes hundertſte Gemälde endlich könnte das Innere eines Dorfes zeigen. Eine ſolche Gemäldegalerie würde erſt den wahren Total- und Specialeindruck von dem geben, was die Ebenen des öſtlichen Ungarns vorſtellen und ſind.

Nun alſo, wie geſagt, wir reiſten wieder auf ein paar Tage in dieſe Ebenen hinaus. Es war das herrlichſte Wetter von der Welt; die Wolken hatten ſich ausgeregnet, die Sonne ſchien fröhlich und lachend in die himmliſchen Räume hinein, und uns allen war ſo reiſeluſtig zu Muthe, daß wir eine Eiſenbahn mit fliegenden Locomotiven hätten vor uns haben mögen. Wir hatten aber leider nichts vor uns als jene Definition

eines banatiſchen Weges, „einen zwiſchen zwei Gräben eingeſchloſſenen unausweichlichen Moraſt.“

Das Regenwetter der vorigen Tage hatte dermaßen die Oberfläche der ganzen Gegend aufgeweicht, daß wir von der Thür des Wirthshauſes an nicht anders als den mühſeligſten Schritt fahren konnten. Bei uns, wenn die Wege grundlos ſind, giebt es für den Reiſenden doch immer noch einige Auskunftsmittel. Man läßt z. B. den Wagen allein weiter fahren und geht zu Fuß auf einem kleinen Fußwege nebenher, oder ſpringt, wenn es nicht anders ſein kann, von Stein zu Stein. Hier im Banate aber, wo es keine erhöhten Raine an den Feldern, keine Steine und kein einziges Fleckchen Erde giebt, welches anders vom Regen afficirt wäre als die übrigen, iſt dieß unmöglich. Die Graswieſen, welche uns zur Seite lagen, luden uns mehre Male ein, zu Fuß nebenher zu gehen, aber wir fanden, daß es platterdings unmöglich war, drei Schritt darauf zu thun. Alles Erdreich war zum Umſinken weich. Mich wundert nur, daß die Grashalme ſich in dieſem Breie aufrecht erhalten konnten. Es iſt für einen fahrenden Reiſenden ein höchſt ängſtliches Gefühl, ſo weit und breit nur einen unabſehbaren weichen Brei vor ſich zu ſehen, in dem man nicht einen einzigen feſten Anhaltspunct zu gewinnen weiß.

Der ſchöne Sonnenſchein ermangelte nicht, unſere Lage ſehr bald noch zu verſchlimmern. Die Sonne ſtieg nämlich höher, es wurde ſehr heiß, und je heißer es wurde, deſto mehr verdickte ſich ſichtbar die Maſſe.

Am vorhergehenden Tage hatte der Regen das Ganze flüſſiger erhalten; auch hatte er dazu beigetragen, den Schmuz immer wieder von unſeren Rädern abzuſpülen. Jetzt aber blieb Alles dickflüſſig hangen und kleben. Da ich ſonſt nichts zu thun hatte, ſo beobachtete ich, wie der Proceß des Schmuzanſetzens an den Rädern vor ſich ging. Zuerſt beklebten ſich die eiſernen Beſchläge mit Koth, dann die Seiten der Radfelgen, der Beſatz wurde immer dicker, und zuletzt hoben wir ganze zentnerſchwere fettige Sumpfſtücke aus dem Boden heraus. Von dieſen fielen zuweilen einige Brocken herunter und überzogen die Speichen mit ihrem zähen Leim, blieben auch wohl an der Nabe der Räder hangen; dann umhüllte ſich die ganze Nabe mit Schmuz, und endlich füllten ſich auch alle Zwiſchenräume der Speichen damit aus. Die armen Pferde arbeiteten und keuchten, die Schmuzlawinen der Räder wuchſen, und am Ende rollten wir nicht mehr auf vier Rädern, ſondern — wir ſtanden faſt auf vier feſten Schmuzballen, an denen nicht eine Spur von Rad mehr zu erkennen war (buchſtäblich zu nehmen!)

Sowie man in Rußland einſchneit und einfriert, ſo waren wir eingeſchmuzt. Es war ſchlechterdings unmöglich, das Fuhrwerk noch einen Zoll weit von der Stelle zu bringen. Wir mußten alle aus dem Wagen ſteigen und mit Beilen und dicken Stöcken, die ſchon auf dieſen Fall mitgenommen worden waren, den Schmuz von den Rädern abmeißeln, und zwar mußte dieß raſch geſchehen, denn bei der ſteigenden Hitze der Sonne waren wir in Ge-

fahr, am Ende ſogar einzutrocknen. Der zähe Schlamm der banater Erde trocknet ſehr raſch und wird dann ſo hart wie Stein. Der Proceß der Verſteinerung unſeres Wagens konnte ſich ſehr ſchnell vor unſeren Augen vollenden. In zehn Minuten kamen wir mit der Arbeit zu Stande, und die Pferde konnten uns wieder ein Bißchen weiter ſchleppen. Jeder von uns nahm nun einen Knüppel in die Hand und faßte neben einem Rade Poſto, welches er beaufſichtigte und bearbeitete, indem er beſtändig die ſich anſetzenden fetten Klumpen abſtieß. Nichtsdeſtoweniger nahm hier und da die Einſchmuzung ſo überhand, daß wir uns noch zweimal feſtrannten und uns auf die beſagte Weiſe loseiſen oder vielmehr losſchmuzen mußten.

So reiſt man im Banate, wenn Sonnenſchein auf Regen folgt. Gegen Mittag war der Eintrocknungsproceß jedoch ſoweit vorgeſchritten, daß ich zu meiner Freude hier und da auf den Wieſen nebenher ſpazieren konnte.

Da man uns geſagt hatte, daß die Seitenwege etwas beſſer ſeien, ſo waren wir von der großen Hauptſtraße etwas abgewichen. Obgleich wir uns ſehr getäuſcht fanden, ſo verſchaffte mir doch dieſer glückliche Irrthum den ſehr intereſſanten Anblick der großen bulgariſchen Colonie „O Beschenjö“ oder „Alt-Beſchenowa“. Dieſer Ort hat faſt 10,000 bulgariſche Einwohner, obgleich es nichts mehr oder weniger als ein Kornbau und Viehzucht treibendes Dorf iſt.

Die Bulgaren, die hier wohnen, wanderten um die

Mitte des vorigen Jahrhunderts in's Banat ein. Der Biſchof Stanislowitſch, ihr Landsmann, der ſchon unter öſterreichiſchem Schutze lebte, zog ſie allmählig herein. Sie ſollen ſchon einigen Reichthum mitgebracht haben, wurden hier aber, wo man ihnen große Ländereien ſchenkte, die ſie trefflich zu nützen wußten, noch viel reicher. Sie bewohnen ganz und ausſchließlich hier nur drei Ortſchaften, von denen O-Beſchenjó und dann Vinga bei Temeswar die hauptſächlichſten ſind. Da ſie ſich aber ſehr ſtark vermehren und ſehr mäßig, ſparſam und arbeitſam ſind, ſo haben ſie auch von dieſen Stamm-Colonieen aus ſchon manche kleine Nebenzweige getrieben und ſich der Bevölkerung vieler anderen Colonieen beigemiſcht. Im Ganzen mag es wohl an 25,000 Bulgaren im Banate geben.

Sie ſind lauter Katholiken und wurden, als ſie ſich vor den Bedrängungen von Seiten der Türken hierher retteten, zum Theil von Franziskanern angeführt, die ihnen in Vinga auch noch heutiges Tages vorſtehen. Sonſt ſind die Bulgaren in der Regel bekanntlich griechiſchen Glaubens. Von dieſen griechiſchen Bulgaren haben ſich viele in die Steppen Südrußlands hinübergeſiedelt. Da ich dieſe dort ſchon geſehen hatte, ſo war mir der Vergleich mit den öſterreichiſchen Bulgaren beſonders intereſſant. Bei beiden fand ich eine gleiche Bauart der Dörfer, bei beiden Gleichheit der äußeren Erſcheinung und Gleichheit der Beſchäftigung, ſowie auch über beide das Urtheil ihrer Nachbarn ganz gleich lautend. In Südrußland haben die

Bulgaren ebenſo wie hier den Ruf, daß ſie ſparſame, oft geizige, ſehr mäßige und höchſt arbeitſame Wirthſchafter ſind, daß ſie daher in der Regel beſonders durch Kornhandel und Viehzucht ſehr wohlhabend werden und Schätze zurücklegen.

Wir trafen es ſo vortrefflich, daß wir gerade die ganze Bauernſchaft des Ortes, mehre tauſend Menſchen, Weiber, Mädchen und Männer, auf dem öffentlichen Platze und in den breiten Straßen verſammelt fanden. Es war Markttag; der Anblick dieſer Verſammlung machte mir in der That Vergnügen; die Weiber beſonders waren alle ſehr freundlich und reinlich gekleidet. Sie haben ihre Nationalkleidung treu bewahrt. In kleinen Zelten und Buden, auf Teppichen und leinenen Tüchern, die man auf dem ſchmuzigen Boden ausgebreitet hatte, wurden Trauben, Obſt aller Art, Melonen, dann Honigkuchen in allerlei Formen, Pfeifen und Pfeifenköpfe, Schafspelze und wollene Gewänder verkauft, das Meiſte nach bulgariſcher Art.

Zwiſchen dem fröhlichen Getümmel und Gehandel der Jungen ſchleppten ſich hier und da ein paar alte ehrwürdige Bettler herum, und an mehren Stellen ſaßen auf einem freien, etwas erhöhten Grasplatze oder auch mitten im zähen Schmuze zwiſchen dem Getümmel ein paar blinde Sänger und Gusle-Spieler. Ich hörte einem dieſer Sänger zu, deſſen wehmüthig klagende Stimme ſich in dem Lärmen der Uebrigen verlor, und beſah mir zuerſt ſein Inſtrument, die „Gusle". Ich hatte ſchon viel von dieſem eigenthümlichen Inſtrumente gehört, denn

es iſt bei vielen ſlaviſchen Nationen, beſonders bei den Bulgaren und Serbiern, zu Hauſe. Nirgends aber noch hatte ich eine deutliche Beſchreibung davon geleſen, die ich nun zu geben verſuchen will.

Die Gusle oder, wie die Bulgaren mir zu ſagen ſchienen, „Gûsle" iſt ein Streichinſtrument, das aber nicht wie die meiſten der unſrigen zwiſchen den Knieen oder zwiſchen dem Kinn und der Schulter, ſondern auf dem Schooße gehalten wird. Der Spielende ſitzt dabei am flachen Boden und hält die Gusle auf den Knieen. Der Kaſten des Inſtruments iſt eine Art von halber Trommel, wie eine Schildkröte. Dieſe Trommel iſt auch mit einem Felle überzogen; an der einen Seite derſelben ſitzt ein langer Stiel zum Feſthalten und zum Greifen der Saiten. Ueber die Mitte dieſer mit Fell überzogenen Trommel und über das Griffbret hin iſt nur eine dicke Saite gezogen. Dieſe Saite beſteht aus zuſammengewundenen, in einander geflochtenen oder gedrehten ſchwarzen Pferdehaaren. Sie wird mit einem höchſt ſolide gearbeiteten Bogen geſtrichen. Derſelbe iſt ſo beſchaffen: es iſt ein Holz, welches in einen Halbzirkel ungefähr wie ein halber Tonnenband gekrümmt iſt. Die Sehne des Bogens wird ebenfalls durch eine Schnur gedrehter Pferdehaare gebildet, welche mit Harz beſtrichen werden. Der Bogen ſelbſt iſt zu größerer Feſtigkeit, auch wohl zum Schmucke, rund herum mit Eiſen beſchlagen, und an dieſem Eiſen ſind viele kleine eiſerne Ringe loſe befeſtigt, ſo daß ſie, beſonders wenn der Spieler etwas leidenſchaftlich ſpielt, oder auch, wie es zuweilen

wohl geſchieht, mit dem Bogen mehr aufklopft als ſtreicht, dann das Spiel und den Geſang immer mit Geklirre begleiten. Ohne Geſang wird dieſe Gusle nie geſpielt, und der melancholiſche, aber oft ſehr ſchöne und melodiſche Geſang, dazu die einförmigen Grundtöne der Gusle und dann das Accompagnement der eiſernen Ringe geben wirklich ein ganz eigenthümliches muſikaliſches Enſemble. Ich möchte wiſſen, ob das Wort Gusle mit dem Worte Gus (Gans) zuſammenhängt, oder etwa mit dem Worte „Gusaly“ oder „guzla“, das ſo viel bedeutet als „Spinnrocken.“ Die letztere Ableitung halte ich inſofern für die natürlichſte, als ſich in der That die Töne von der Gusle ebenſo ununterbrochen und auch faſt ebenſo gleichförmig abſpinnen wie der Faden von einem Rocken.

Mein armer Blinder ſaß nur halb bekleidet auf dem bloßen ſchmuzigen Grunde. Seine bloßen Füße und Beine waren bis an die Kniee mit dem tintigen Schlamme, den ich beſchrieben habe, überzogen. Sein Rock war überall durchlöchert, ſeine ſchwarzen Haare fielen ihm lang und wild über die Schultern, und ſeine lebloſen Augenhöhlen waren beinahe immer gegen den Himmel gewandt, als ſuchten ſie das Licht, während ſein Mund in melancholiſcher Tonart die Worte ertönen ließ: „O du großer Ruhm Gottes! O du großer Name Chriſti! O du gebenedeiter Name der heiligen Mutter Maria!“ (O welika Bogu slawa! — O welikoi Christi ima! Ich verſtand nur dieſe Worte). Geſtehen muß ich es, ich fand noch keinen Streicher,

der mich mit ſeinem Lobe von Gottes Ruhme und von Chriſti großem Namen ſo rührte als dieſer von des Himmels Segen ſcheinbar ſo gänzlich entblößte Bettler.

Ich fragte einen Beamten des Ortes, der beaufſichtigend auf dem Markte herumging, ob ſie nichts für ihre Armen thäten. „O ja,“ ſagte er, „aber der völlig hülfloſen Blinden ſind gar zu viele.“ Es fielen mir dabei die unzähligen blinden Bettler in Kleinrußland, wo ich oft 4 bis 5, welche ſich gegenſeitig die Hand gereicht hatten, in einer Reihe hinter einander hergehen ſah, wieder bei, und ich dachte, ob wohl in dem Klima aller dieſer ſüdlichen Slavenländer oder in dem Volksſtamme etwas liegen möchte, was dieſe Blindheit hervorriefe.

Ich fragte, um die Ideeen dieſer Leute von ihrem eigenen Urſprunge zu erfahren, den Beamten, woher ſie in dieſes Land gekommen ſeien. Aus der Bulgarei, ſagte er, dort hätten einmal in einem Kriege die Bulgaren, ihre Vorväter, den Türken zu Gunſten der Oeſterreicher einen Hinterhalt gelegt. Sie ſeien aber dabei von jenen überraſcht und als Verräther niedergemacht worden; dabei hätten aber die Türken auch noch 30,000 andere Bulgaren zur Rache zuſammengetrieben und alle mit einander, mit Weibern und Kindern getödtet. Darauf wären viele Bulgaren, vom Schrecken ergriffen, über die Gränze geflohen, und das ſeien ihre Vorfahren geweſen. Ich hatte den Mann in einem ſchlechten Ruſſiſch angeredet und mich dadurch mit ihm verſtändigt. Zu meiner Verwunderung aber bemerkte ich nach einiger Zeit, daß er auch Deutſch verſtand,

und als ich dann für ſeine Nachrichten dankte, ſagte er in ganz reinem Oeſterreichiſch: „'s iſch mir ane b'ſuntere Ehre geweſ'n!“

Als wir außerhalb O=Beſchenjö wieder an unſerer Schmuz=Calamität fortarbeiteten, entdeckte ſich uns der außerordentliche Heerdenreichthum dieſer Bulgaren. Die ganze weidenreiche Grasflur war mit einer Unzahl von Heerden von Gänſen, Schafen, Ochſen, Schweinen, Pferden (mit letzteren Gattungen jedoch am ſeltenſten) bedeckt, ſoweit das Auge nur reichte. Es fiel mir auf, daß die Heerden in eine außerordentliche Menge kleiner Parteien zerfielen. Einer unſerer Begleiter ſagte mir, daß dieß daher käme, weil die Bulgaren immer alle ihr Land bei Erbſchaften zu theilen gewohnt wären. Es bekäme immer jeder Sohn ein Stück von der Erbſchaft. Die Deutſchen im Banate machten dieß gerade umgekehrt. Sie ließen immer den ganzen Hof zuſammen, den dann einer der Erben übernähme, während er den anderen ihr Erbtheil auszahle, welche Tagelöhner würden oder ſonſt etwas anfingen. Weit mehr als mit ihren Wieſen ſei dieß mit ihren Aeckern der Fall. Er habe einmal drei Bulgaren auf einem Acker pflügen ſehen, der kaum ein Joch Größe gehabt habe, und jeder von ihnen habe ſeine beſonderen, ihm eigenthümlich gehörigen Winkel dieſes Ackers für ſich bebaut.

Ich laſſe dieß dahingeſtellt, doch war ich ſehr geneigt, meinem Referenten Glauben zu ſchenken, da ich ſelber ſchon früher unter dem, den Bulgaren verwandten Stamme der Kleinruſſen Aehnliches bemerkt hatte, wo

unter dem Adel z. B. ebenfalls das Syſtem der Theilung herrſcht, ſo daß es dort Edelleute giebt mit einem Beſitzthume von drei oder zwei und auch noch weniger Seelen.

Die bulgariſchen Heerden unterhielten unſer Auge eine ganze Zeit lang, dann krochen wir aber wieder in unabſehbarem Moraſte fort. Doch wie geſagt, wir konnten um Mittag wenigſtens nun zu Fuße nebenan gehen. Einer unſerer Reiſegefährten erzählte mir dabei eine Geſchichte von einem Wolfe, die mir in naturhiſtoriſcher und pſychologiſcher Beziehung intereſſant war; wenigſtens wußte ich noch nicht, daß der Wolf in ſeiner Jugend ſo gute Anlagen zeige, und daß die böſe, wilde Natur ſich ſo raſch in ihm offenbare. Er hatte einen kleinen Wolf einem Hirten abgekauft und ihn ſich zum Scherze erzogen. Das Thier zeigte ſich ſehr gelehrig, folgte ihm auf ſeinen Ruf, fraß Mehlſpeiſe, Brot, Milch und Alles, was er ihm vorſetzte. So lange es noch ſehr klein war, nahm er das Thierchen bei ſeinen Geſchäftsreiſen, die ihn ſehr oft zu Pferde in die ungariſchen Puſten oder Steppen führten, mit ſich auf's Pferd. Er brauchte ſich hier gar nicht um ihn zu bekümmern. Er ſetzte ihn unter ſeinen Schafpelz, und da hielt ſich der Wolf zuſammengekauert am Sattel und am Pelze ſo feſt, daß er nie herunterfiel. Als er größer wurde, ließ er ihn nebenher laufen, und wie ein Hund trabte er immer luſtig voran, oder getreu hinter ihm her. Wenn der Herr zuweilen allein verreiſte und den Wolf zurückließ, ſo war er außer ſich

vor Schmerz, ſowie außer ſich vor Freude, wenn ſein Gebieter zurückkehrte. So wurde das Thier ein Jahr und einige Monate alt, und es ſchien, als habe es ganz ſeinen wilden Urſprung vergeſſen, und als wäre es möglich, einen Wolf durch Erziehung zu einem zahmen Hausthiere umzuwandeln. Aber auf einmal und ganz ohne vorhergehende Anzeichen veränderte er ſeine Natur. Der Herr kam eines Tages von einer größeren Reiſe zurück und ging wie gewöhnlich zu ſeinem Wolfe, um ihn zu begrüßen, aber das Thier ſchien ihn nicht mehr zu kennen. Scheu zog er ſich vor ihm zurück, verkroch ſich in einen Winkel ſeines Stalles, und als er ſich ihm näherte, ſchnappte und biß er nach ihm. Der Herr wandte wieder ſeine erſten Erziehungsmittel an, er prügelte den jungen Rebellen unbarmherzig und ließ ihn drei Tage hungern. Er prügelte ihn abermals halb zu Tode, dann bot er ihm Speiſe; der Wolf kam hungrig und demüthig nun allerdings angekrochen, ſchnappte die Speiſe weg, gab aber kein einziges Zeichen ſeiner früheren freundlichen Geſinnung von ſich und blieb trotz aller angewandten Mittel ungehorſam, aufſetzig, biſſig und wild. Es blieb am Ende nichts Anderes übrig, als ihn zu erſchießen.

Wie einen Wolf erſchoſſen fand ich denn hier auch jenen Serbier, deſſen Bekanntſchaft ich in Raab machte und von deſſen Tode ich ſchon im Voraus ſprach. Die Sache war dieſe. Wir kamen auf eine ſolche Puſte (Wüſtenei), wie das genannte Bild von Hering ſie vorſtellt, zu einem ſolchen einſam ſtehen=

den Brunnen, wie der Leſer ihn auf jenem Bilde geſehen. Dieſer Brunnen war eine große, aus Holz gebaute Ciſterne oder ein tiefer Kaſten aus eingerammelten Pfeilern. In der Mitte hing an einem langen Schwengel ein ſolider Eimer, und zur Rechten und Linken gingen lange Tröge hinaus, in welche man zum Viehtränken das Waſſer ſchüttet. (In ganz Südrußland findet man auch in den Steppen hier und da ſolche einſame Brunnen, jedoch nicht ſo häufig wie im Banate). Unſere Pferde wurden ausgeſpannt und an den einen Trog gebracht. An dem anderen Troge ſaßen ſchwatzend mehre Hirten mit ihrem ſaufenden Hornvieh. Es war erſchrecklich heiß und die Wüſte umher endlos weit. Blos eine einſame Tſcharde, d. h. ein alleinſtehendes Wirthshaus, entdeckte man in einiger Entfernung. Ich erquickte mich hier mit etwas ſchönem Meneſcher, den ich in ein ausgehöhltes Brot goß und mit ſammt dem Brote verſpeiſte. Ich erfreute mich eben dieſes lieblichen Getränkes, als mein Auge auf einen friſch aufgeworfenen Erdhügel fiel, auf welchem ein aus zwei Stäben zuſammengeſchlagenes Kreuz aufgeſtellt war. Ich fragte unſeren Kutſcher, was dieß wäre. Er ſagte: „Sie hoab'n hier anen armen Serfianer ausg'raubt und umg'bracht, und der liegt do b'groben.“ — „Ei! kannteſt Du ihn?“ — „O Jeſus Maria! Ob ich ihn kannte! 's war ſehr an guter Freund zu mir! und ſehr an guter junger Mann. Vor vier Wochen iſt er in Raab oben g'weſt. Do hoat er Schwein aufi g'brocht und hoat 17000 Gulden baares Geld b'kummen und damit

iſt er nach Serſien zurückgereiſt mit ſeinem Compagnon. Das wor aber a Schpitzbub und mit ſeinem Antheil an Gewinn nit z'frieden, ſundern wollte auch noch die 17000 Gulden des Andern hoab'n. Er hat ſich darum mit dem Kutſcher z'ſammenthan, und dort in jener Tſcharde haben's ſich b'redt." — Mein Servianer wollte in dieſer Tſcharde übernachten. Seine falſchen Freunde aber ſchlugen ihm vor, noch weiter zu gehen, die Nacht ſei ſchön, man könne noch einen guten Vorſprung gewinnen. Er ließ ſich überreden, aber zu ſeinem Unglück. Nicht weit von der Tſcharde bei dem Brunnen fielen ſie ihn an, und ſein verrätheriſcher Compagnon packte ihn an der Kehle, indem er ihm einen Meſſerſtich gab. Sie müſſen ihn anfangs nicht gut getroffen haben, denn man fand das Erdreich von den Fußſpuren aufgeriſſen und weit und breit Blut vergoſſen. Es war ein ſehr ſchöner ſtarker junger Mann, und er mochte ſich tapfer gewehrt haben, ſo daß die Mörder ſich endlich genöthigt ſahen, die Piſtolen zu ziehen und ihn niederzuſchießen. Die Hauptwunden waren im Rücken, und vielleicht gelang es den Böſewichtern nur, ihn auf der Flucht niederzuſtrecken. Darauf warfen ſie ihn in den Brunnen und gingen mit ſeinem Gelde davon. Am anderen Tage kamen Hirten zum Brunnen, ihr Vieh zu tränken, und als ſie das Waſſer heraufzogen, war es roth gefärbt. Sie entdeckten auch den Körper. Man zog ihn herauf, „und da hoab'n's'n hier verſcharrt und das Kreuzerl g'ſetzt." — „Aber den Piſtolenſchuß müſſen doch wohl die Wirthsleute in der Tſcharde gehört haben?" —

„J woaß nit!" — „Vielleicht haben die Wirthsleute auch um das Verbrechen gewußt?" — „J woaß nit! Aber meiſtentheils gehen ſulche Leit' wohl in die Türkei, do ſind's ſicher!" Ich hatte gleich eine Ahnung gehabt, daß der Getödtete mein Freund aus Raab geweſen ſein möchte, und fand meine Vermuthung nur zu ſehr beſtätigt, als ich mich nach Kleidung, Alter, Namen und Datum ſeiner Anweſenheit in Raab erkundigte. Ich muß geſtehen, mein Meneſcher kam mir nun minder lieblich vor, als ich unter dieſen Umſtänden auf den Grabhügel eines Menſchen trat, mit dem ich noch vor Kurzem ſo lebenswarm zuſammengeſeſſen hatte.

Es wurden, da wir nun durch die Umſtände wieder auf das Capitel der Räuber gekommen waren, darauf viele ſchreckliche Geſchichten von Morden, Räubereien und Verbrechen verſchiedener Art erzählt. Ich will dieſe in der That merkwürdigen Geſchichten nicht wiedererzählen, erſtens weil ſie mir nicht gehörig verificirt wurden, und zweitens weil ich mich nicht überwinden kann, dieſe grauenhaften Ereigniſſe mir wieder vor die Phantaſie zu führen. So viel iſt aber gewiß, daß es wohl kein Zufall war, daß ich ſo oft in allen ungariſchen Diligencen und Wirthshäuſern von ſolchen Geſchichten hören mußte.

Wir hörten die Leute unterweges von einem kleinen ſandigen Striche ſprechen, und um dieſen zum Weiterkommen zu benutzen, machten wir abermals einen kleinen Umweg. Solcher kleinen ſandigen Striche giebt es im nördlichen Banate nur äußerſt wenige. Im ſüdlichen

aber, an der Donau, am Fuße der Berge giebt es ſogar eine große Sandwüſte, „Szallo homok“ genannt. Von Sümpfen hingegen iſt der größte der Alibonaer Moraſt mitten im Lande.

Mittag, obgleich es längſt über die Mittagszeit hinaus war, machten wir in einem deutſchen Dorfe. Hier war es, wo unſer Kutſcher ſich marode und fieberkrank erklärte. Er konnte nicht mehr den Eimer ſchleppen, die Pferde zu tränken, und für den Reſt der Reiſe mußte der Jude die Zügel führen.

Die kleinen Löffelmühlen der Walachen und Serbier im Gebirge beſchrieb ich oben. Sie gehen in dieſer Weiſe durch einen guten Theil der ſiebenbürgiſchen Alpen. Die Waſſermühlen auf der Donau, welche das Getreide des mittleren Ungarns mahlen, erwähnte ich ſchon früher. Hier im flachen, windſtillen und waſſerloſen Banate haben ſie, wie in den anderen Ebenen vor den ſiebenbürgiſchen Bergen, meiſtens Pferdemühlen. In jener deutſchen Colonie beſah ich mir eine ſolche. Ein Bulgare war der Müller. Dieſe Mühlen ſind wirklich, wie es ſcheint, wunderbar unpraktiſch eingerichtet. Unter einem großen runden Dache läuft nämlich ein Pferd mit einem ungeheuer großen horizontalen hölzernen Rade herum, an welches es inwendig angeſpannt wird. Das Rad hat auf ſeiner Stirn oder auf der äußeren Seite viele hölzerne Pflöcke, iſt alſo ein Kammrad. Dieſe Pflöcke greifen unmittelbar in die Speichen oder Zähne einer ſenkrecht um ſich ſelbſt ſich drehenden Welle, und an dieſer Welle ſitzt ſofort der

eine Mühlſtein. Der Grundherr des Dorfes erhält die Abgabe von der Mühle in natura. Es ſteht zu dem Zwecke ein großer verſchloſſener Kaſten in der Mühle mit Löchern im Deckel. Dieſer Kaſten heißt der Mauthkaſten, und es wird ſofort von jedem Mehlſacke eine Partie für den Grundherrn hineingeſchüttet.

Hier, wie in Südrußland, beſtehen die meiſten Häuſer der Landleute, ſelbſt die beſſeren und oft recht freundlichen, ja ſogar mitunter eleganten der deutſchen Coloniſten, aus geſtampfter Erde. Sie werden folgendermaßen gebaut. Man zeichnet erſt den Umriß und die Größe des Hauſes mit dem Spaten auf dem flachen Boden ab. Dann ſtellt man zwei Breter in ſo großer Entfernung parallel neben einander, als die Mauer dick werden ſoll, ſchüttet Erde in die Zwiſchenräume und ſtampft ſie feſt. An beiden Enden werden die Breter mit Stangen, welche man in den Boden einſchlug, oder auch mit Stricken zuſammengehalten. Die Erde gewinnt ſehr ſchnell Feſtigkeit. Man ſpannt die Breter höher, ſchlägt wieder Erde ein und bringt auf dieſe Weiſe die Mauer bis oben hin zu Stande. Das Haus (mit Ausnahme des Daches), alsdann der Heerd, die Bänke und Tiſche (zum Theil wenigſtens) beſtehen aus der geſtampften Erde, und das ganze Haus mit ſeiner ganzen Einrichtung, iſt daher buchſtäblich aus einem Guſſe.

Wir ſpeiſten bei unſeren Deutſchen vortrefflich und außerordentlich billig. Zum Kaffee und zur Nachmittagspfeife kam ein Zigeuner herein, ein unglaublich frecher und närriſcher Burſche. Er ſprach deutſch, ungariſch

und walachiſch durcheinander und ſpielte den ſonderbarſten und fratzenhafteſten Poſſenreißer, den ich je geſehen habe. Ich hielt ihn anfangs für betrunken, und er ſagte mir auch, daß ein ungariſcher Magnat ihn im vorigen Monat mit köſtlichen Weinen ſo herrlich und reichlich bewirthet habe, daß er ſeitdem noch immer berauſcht ſei. Die Deutſchen, die ihn ſchon kannten, verſicherten mir aber, er ſei immer ſo. Sie hatten ihm ſeine Violine verdorben, und er mußte ſie mit neuen Saiten beziehen. Bei dieſem Geſchäfte brachte er eine halbe Stunde zu, indem er ſich beſtändig mit Witzen und Scherzen unterbrach. Endlich wollte er anfangen zu ſpielen, aber es hatte ihm ein Anderer den Bogen mit Talg beſchmiert. Dieß gab zu manchem Hallo und Spaß Anlaß. Er mußte nun ſeinen Bogen radical kuriren; er ging daher an die Thür und ſtrich ihn ſo lange im Kalke an der Ecke der Mauer, bis die Saiten erklangen. Darauf ſpielte er eine ungariſche National-Melodie, die unglaublich rührend klang. Zigeuneriſche Poſſenreißer ſind mir mehre in Ungarn vorgekommen, und ich glaube, ſie ſind hier in der ganz eigenthümlich wilden und zügelloſen Weiſe dieſes Volkes gewöhnlich. Ich hätte aber noch mehr Exemplare davon beobachten müſſen, um dieſe ihre Weiſe charakteriſtiſcher ſchildern zu können.

Je mehr man ſich nun dem äußerſten Ende des Banats, dem Mündungslande der Maros und Theiß, nähert, deſto magyariſcher wird Alles. Die Walachei liegt längſt dahinten. Auch die deutſchen Coloniſten hören

auf, oder wohnen vermiſcht mit den Ungarn. Die letzten Dörfer waren ſchon ganz und ausſchließlich von Ungarn bewohnt.

Noch einmal machten wir Halt in einer ungariſchen Tſcharde (Tsarda). Man nennt bekanntlich die einſam liegenden Wirthshäuſer in Ungarn ſo. Durchweg ſind dieſe Tſcharden nach einem und demſelben Schnitt eingerichtet, und zwar nach folgendem. Es ſind zwei Gebäude, das eine die Wohnung der Menſchen, das andere die Stallung für die Pferde. Zwiſchen beiden Gebäuden iſt ein großes Gehöfte, und mitten auf dieſem Gehöfte ſteht auf hölzernen Säulen ein großes Dach, ein Schuppen zum Unterfahren für die Wagen der Reiſenden. Das Ganze iſt mit hohen Mauern umgeben, welche zwei Thore haben, das eine zum Einfahren, das andere zum Hinausfahren. „Dieſe Thore werden jeden Abend wie die Thore einer Feſtung geſchloſſen," ſagte mir unſer Conducteur, „es wäre ſonſt wohl kein Pferd im Stalle ſicher."

Die Gehöfte der Häuſer in den ungariſchen Dörfern waren überall mit Tabacksblättern auf Schnüren reich behangen, und auf allen ſaßen die Leute in großen Geſellſchaften beiſammen, die Tabacksblätter auszuleſen. An allen Stücken und Theilen der häuslichen Einrichtung erkannte ich, daß ich wieder in's Land der Magyaren kam. Auch fand ich neben den Häuſern unter dem Vordache wieder die eigenthümlichen magyariſchen Ehebetten ſtehen, wie ich ſie ſchon in der erſten ungar-

iſchen Ebene von Raab geſehen hatte. Sie waren hier wie dort mit Vorhängen von Netzen gegen die Gölſen verſehen. In einem dieſer Dörfer ſah ich auch die Weiſe des Melkens der Schafe in dieſen Gegenden. Der dunkelbraune, halbnackte Hirt, eine große cyklopiſche Geſtalt, ſetzte ſich auf einem Stücke Holz vor die Thüre des Gehöftes, die Schafe ſtanden alle darin und verlangten meckernd Einlaß. Dabei half noch ein Junge ſie von hinten heraustreiben. Sowie ſich eines vordrängte, ergriff es der Hirte bei einem Hinterbeine, hielt ihm den Kopf mit dem Ellbogen nieder und drückte ihm mit der anderen Fauſt die Euter aus. Dieß war ja ungefähr die Weiſe Polyphem's. Es iſt auch die Weiſe der südruſſiſchen Schafhirten. Zuweilen haben die Ungarn auch ein Gitter in der Mitte des Gehöftes, wo die Schafe durchpaſſiren müſſen, und wo dann der Melker ihnen aufpaßt. Das Geſchäft wird ſo roh als möglich betrieben, das ganze Euter wie ein Schwamm in die Hand genommen und ausgepreßt. Hinterher giebt der Hirt dem Schafe einen Schlag, läßt es hinein hüpfen und ergreift hurtig ein anderes. Es geht außerordentlich raſch.

Am Ende kamen wir über die Bathyany'ſchen Güter, von denen ich bereits ſprach. Wir paſſirten nahe an dem Hauptgute vorbei. Auf einer einſamen Tſcharde, wo unſere Pferde bei einem deutſchen Wirthe das letzte banatiſche Heu zu freſſen bekamen, wußten die Leute nichts davon, ob ein Verwalter oder ein Adminiſtrator auf dem Gute wohne, oder ob es verpachtet ſei; ſie ſagten, ſie kennten blos den Caſſirer, der zuweilen

im Jahr einmal zu ihnen käme, mit den Anderen hätten ſie nichts zu thun.

Hatten mich die ſchrecklichen Schelm- und Räubergeſchichten unterwegs wenig erbaut, ſo war mir deſto intereſſanter geweſen, was mir andere Reiſegefährten, die Handwerksburſchen, von den deutſchen Handwerksgebräuchen in Ungarn erzählten. Es exiſtiren dort ohne Zweifel noch manche ſolche Gebräuche, die in Deutſchland längſt veraltet ſind. Meine Freunde waren Sattler, und ſie ſagten mir, daß bei ihrem Gewerbe in Ungarn noch überall ſtreng darauf gehalten würde, daß jeder fremde Geſell, der bei einem Meiſter Arbeit ſuche, ſich auf die alt hergebrachte Weiſe introducire. Vor 5 Uhr Abends muß er bei'm Meiſter eintreten. Denn da um 6 Uhr Feierabend iſt und dann gegeſſen wird, ſo würde es ſich ſchlecht ausnehmen, wenn er gerade zur Feierſtunde und zum Abendmahle einträfe. Bei'm Eintreten muß er die Worte ſprechen: „Gott grüß' Sie, Meiſter!" Der Meiſter antwortet dann mit den Worten: „Willkommen, Schulherr!" „Dei Gratias!" antwortet dann der Geſell. „Wegen Gruß werden Sie kein Bedenken haben (d. h. den Gruß, den ich Ihnen bringe, werden Sie gewiß achtbar finden). Ich grüße Sie vom Meiſter ſo und ſo." „Legt ab, Schulherr!" Dann legt der Geſell Mütze, Stock und Reiſeſack ab und wendet ſich mit einem ebenfalls eigenthümlichen Gruße an die Geſellen und dann an die Lehrburſchen, doch habe ich dieſen Gruß vergeſſen. Dann wird er zum Eſſen eingeladen und kann auch, wenn der folgende Tag ein

Sonntag iſt, ſelbſt wenn er keine Arbeit bekommt, dieſen ganzen Sonntag bei'm Meiſter bleiben. Die Sattler und Gerber ſtehen in Ungarn in intimer Freundſchaft und gewähren ſich gegenſeitig Gaſtfreiheit. Auch ſind ihre Handwerksgebräuche ſich ſo ziemlich gleich, doch ſind die Sattler in ganz Ungarn die einzigen Handwerker, welche das Recht haben, einen Degen zu tragen; jedoch wird dieſes Recht, obgleich es ihnen noch nicht geſetzmäßig genommen worden iſt, nur ſelten mehr exercirt. Ob ſie aber bei Aufzügen nicht bewaffnet erſcheinen? Ich habe nicht erfahren können, ob dieſe Gebräuche auch noch in Deutſchland für die Sattler im Schwange ſind. Aber ſelbſt wenn das der Fall wäre, ſo war es mir doch intereſſant, wenigſtens zu conſtatiren, daß mehre deutſche Handwerkerſitten durch ganz Ungarn gehen. Sie zweigen ſich auch tief in Polen hinein.

Das Geſagte gilt indeß natürlich nur von den deutſch-ungariſchen Handwerkern; denn was die eigentlichen magyariſchen Handwerker betrifft, ſo bilden dieſe überall ihre beſonderen Genoſſenſchaften.

Wir kamen zuletzt über einige Brücken, welche über große ausgetrocknete Flußthäler führten. Man ſagte uns, im Frühjahre bei hohem Waſſer verzweigten ſich Arme der Maros in dieſe Gräben, weßhalb die Brücken nöthig ſeien. Im Frühjahre wird aber auch gewöhnlich dieſe ganze Gegend überſchwemmt. Die Maros fließt auf eine ſehr ungünſtige Weiſe in die Theiß ein. Während ihr Lauf im Ganzen aus Oſten nach Weſten geht und mit der Theiß einen rechten Winkel bildet, krümmt

ſie ſich kurz vor der Mündung nach Norden und Nordoſten herum und fließt der aus Nordoſten herabkommenden Theiß geradezu entgegen. Wenn nun beide Flüſſe angeſchwollen ſind, ſo wird dann durch den Zuſammenſtoß der Gewäſſer ein Aufſtauen und eine Ueberſchwemmung der ganzen Umgegend veranlaßt. Freilich gehen ſowohl an der Maros als an der Theiß hin ſchützende Waſſerdämme und Deiche, aber ihr Syſtem iſt nicht vollſtändig, und ihre Unterhaltung mag ſchlecht ſein. Man hat ſchon lange den Plan gehabt, die Maros durch einen Canal in einer anderen günſtigeren Richtung in die Theiß zu leiten. Aber bisher iſt dieß noch nicht ausgeführt worden, obgleich, wie es nach jenen Flußarmen, die ſich im Frühlinge von der Maros abzweigen, ſcheint, die Sache nicht unmöglich wäre. Es gäbe, ſagte man mir, eine Magnatenfamilie ....y in Ungarn, die ſchon ſeit 50 bis 60 Jahren mit der Ausführung dieſes Projectes und bei den Waſſerbauten beſchäftigt ſei. Das heißt, Mitglieder dieſer Familie ſind immer an der Spitze der Commiſſionen für die Waſſerbauten geweſen (die aber NB. alle noch nicht zu Stande gekommen ſind). Man nennt daher dieſe Familie ....y, um ſie von anderen Familien gleichen Namens zu unterſcheiden, „die Waſſer ....ys.“ Sie reiſen ſeit langen Zeiten alle Jahre einmal an die Maros und Theiß, um die Waſſer-Projecte wieder aufzunehmen.

Szegedin, die Theiß und die Soda-Teiche.

Die Theiß iſt ein ſchöner, breiter, ſchiffbarer Strom, der in ſeiner unteren Hälfte in gerader Linie von Norden nach Süden geht. Er hat rund umher Ebene. Die letzten Ausläufer der ſiebenbürgiſchen Gebirge bleiben alle ungefähr in einer Entfernung von 15 Meilen von der Theiß ſtehen und verlieren ſich hier in einer Linie, welche ebenfalls in der Richtung von Norden nach Süden geht. Hauptſächlich öffnen ſich die Gebirge, welche Siebenbürgen von Ungarn ſcheiden, zu drei großen Thoren und laſſen aus dieſen Thoren drei Flüſſe heraus, nämlich die Körös, die Maros und die Temes mit der Bega, letztere beide dicht neben einander und durch gemeinſchaftlichen Parallellauf, wie auch durch mehre Arme, mit einander zu einem und demſelben Flußſyſteme verbunden.

Alle dieſe drei Flüſſe ſtrömen von Oſten nach Weſten, die Körös und Maros ganz direct, die Bega und Temes etwas ſüdlich gerichtet, der Theiß zu und

bilden mit ihr rechte Winkel. An dem Eingange zu den ſiebenbürgiſchen Thoren, da, wo die Berge aufhören und die Ebene und mit ihr die Schiffbarkeit der Flüſſe ſich völlig herſtellt, haben ſich die erſten bedeutenden Städte an den Ufern dieſer Flüſſe gebildet, und zwar an der Temes = Bega: Temeswar, an der Maros: Arad und an der Körös: Großwardein.

Dieſe Städte ſind weit und breit die wichtigſten Stapelplätze für die Waaren der umliegenden Provinzen, die ſie auf ihren Flüſſen weiter ſpediren, und zugleich ſind ſie auch alle drei große Feſtungen zwiſchen Ungarn und Siebenbürgen, zwiſchen dem Gebirgslande und dem Lande der Ebene.

An den Mündungen der Flüſſe in die Theiß, 15 Meilen abwärts, iſt dann ein zweites Trio von Städten abgeſetzt, die als Mündungs = Capitalen den Dienſt bei dem ferneren Verkehre auf der Theiß leiten, ſo bei der Körös: Tſchongrad, bei der Temes: Bega = Titel und Pantſchowa und bei der Maros, dem größten der genannten Flüſſe, Szegedin, die größte der genannten Städte.

So ungefähr iſt die Geſtaltung des Bodens und der Lauf der Flüſſe in dieſen Weltgegenden, und dieß ungefähr ſind die Verhältniſſe, welche der Stadt Szegedin ihre Wichtigkeit geben. Sie iſt das Product der rechtwinkeligen Vereinigung der Maros mit der Theiß. Die Waaren der Maros (es ſind dieß die Waaren der Hälfte Siebenbürgens) werden von Szegedin theils auf der Theiß, theils per Fracht zu Lande nach

den oberen Donauplätzen, für welche ſie vornehmlich beſtimmt ſind, weiter ſpedirt. Der Weg auf der Theiß nach Süden und dann wiederum auf der Donau nach Oſten und Norden iſt des Laufes der Flüſſe wegen mit großen Umwegen verknüpft und beträgt bis Peſth, die unzähligen Krümmungen der Flüſſe mit gerechnet, über 80 Meilen, während man zu Lande den vornehmſten Donauhafen, Peſth, auf einer kurzen Linie von 24 Meilen erreicht. Man hat daher den Plan längſt beſprochen, das Meſopotamien zwiſchen der Donau und Theiß von Peſth nach Szegedin mit einem Canale zu durchſtechen. Durch dieſen Canal würde man von Peſth, Wien und Regensburg aus eine beinahe ganz gerade Schifffahrtsſtraße in ſüdöſtlicher Richtung durch ganz Ungarn bis nach Siebenbürgen hinein herſtellen. Doch iſt man bisher noch immer nicht über das Project und den guten Willen hinausgekommen.

Auf der Maros ſollen in Szegedin allein jährlich 300 Schiffe mit Salz anlangen, ebenſo eine bedeutende Anzahl, mit Holz und Holzwaaren beladen. Die zweite für Szegedin wichtigſte Straße iſt der Landweg, auf dem wir heranreiſten und der der Stadt aus der Türkei alle die Baumwolle und das Hornvieh zuführt, dem wir unterweges begegneten. An Getreide aus den umliegenden fetten Aeckern der Maros-Provinzen ſollen hierher jetzt jährlich 60,000 Preßburger Metzen*)

*) Die Preßburger Metze iſt das in ganz Ungarn gewöhnliche Maß trockener Sachen = zwei Cubikfuß Wiener Maß.

Getreide, 60,000 Centner Taback, 40,000 Centner Baumwolle und 17,000 Centner Wolle verkauft werden, wahrlich keine unbedeutenden Quantitäten, beſonders wenn man bedenkt, wie nach unſerer Schilderung die Landwege, auf denen ein großer Theil dieſer Waaren zugeführt wird, beſchaffen ſind. Wenn jener Canal erſt fertig wäre und man jene unausweichlichen Moräſte in Chauſſeen verwandelt hätte, was könnte dann die Stadt Szegedin, die jetzt ſchon nahe an 40,000 Einwohner zählt, werden!

Die Stadt ſelbſt liegt auf dem rechten, höheren Ufer der Theiß, ebenſo wie Tſchongrad, Zenta, Kaniſa und alle bedeutenderen Städte der unteren Theiß, ebenſo wie auch die meiſten Niederlaſſungen an der mittleren Donau unterhalb Peſth bis Belgrad und Semendria auf der rechten Seite des Fluſſes liegen.

Auf der linken Seite liegt nur eine Vorſtadt, und dieſer näherten wir uns nun, wie geſagt, gegen Abend. Große Viehheerden hatten uns immer begleitet, auch da, wo ich ſie nicht beſonders erwähnte, und mit ihnen unzählige Schaaren von Staaren und anderen kleinen Vögeln, welche die gewöhnlichen Begleiter dieſer Viehheerden ſind. Aus den Vorſtädten von Szegedin kamen uns wieder ſerbiſche Viehhändler in kleinen Reitertrupps entgegen, alle mit Dolchen und Piſtolen zum Ueberfluß bewaffnet. „Sie reiten ihren Heerden, welche ſie erwarten, entgegen", ſagten uns die Leute. Alles bezieht ſich in dieſen Szegedin'ſchen Vorſtädten auf Vieh, Viehhandel und Viehfütterung. So ſahen wir hier große

freie Plätze, auf welchen viele Menſchen damit beſchäftigt waren, das Heu in kleinen Partieen zu häufeln. „Es geſchieht das für das Vieh, welches ſie erwarten.“

Auch viele ſolcher gegitterter, länglicher Kora's (Kukuruz-Scheunen), wie wir ſie oben beſchrieben, ſahen wir in dieſen Vorſtädten. Sie waren von oben bis unten mit Maiskolben, die aus den Zwiſchenräumen der Latten hervorblickten, gefüllt. „Sie ſind für das Vieh (für die Schweine), das hier in den Vorſtädten ſo lange gefüttert wird, bis es weiter verſandt werden kann.“

Die Vorſtädte von Szegedin ſind ebenſo wie auch die Stadt ſelbſt zum Erſtaunen weitläufig, und wenn es auch etwas übertrieben iſt, daß man ſagt, die Stadt ſei ſo groß wie London, ſo fehlt doch auch nicht gar viel daran. Dieſe weitläufige Bauart iſt allen ächt ungariſchen Städten eigen, und eine ſolche iſt Szegedin. Sie iſt in dieſer Beziehung die Schweſterſtadt von Debretzin zu nennen. Denn beide ſind von allen hauptſächlich von Magyaren gebauten und bewohnten Städten die volkreichſten. Debretzin hat indeß vor Szegedin in dieſer Beziehung noch den Vorrang; denn es finden ſich dort noch weniger Deutſche und Serbier als hier, wo ſchon die Nähe des Banats und der Donau und dann die Mitte zwiſchen Temeswar und Peſth mehr Deutſche und Serbier herführt als nach Debretzin, welches in der Nähe des Endes der ungariſchen Welt liegt. Bei der Parallele, die man zwiſchen beiden Städten ziehen kann, ſpricht ſich auch darin eine Verſchiedenheit aus, daß Szegedin die vornehmſte Stadt der katholiſchen,

ſowie Debreƶin der Hauptort der reformirten Magyaren iſt.

An erſtaunlich breiten, ungeplaſterten, in Schmuz verſunkenen oder in Staub gehüllten Straßen ziehen ſich die langen Reihen der kleinen Häuſer Szegedin's hin (in manchen Quartieren der Stadt ſind ſie ſämmtlich gleich groß und gleichen ſich alle wie 1000 Eier 1000 anderen Eiern). Man kann nicht ſagen, daß dieſe Häuſerchen häßlich ausſähen, im Gegentheil, ſie ſind faſt alle ganz nett angeſtrichen und auch meiſtens mit grüner Farbe zierlich eingefaßt. Aber keines von ihnen macht auf Solidität und architektoniſche Großartigkeit Anſpruch, und man ſieht, daß ſie alle ebenſo leicht hergeſtellt als weggeräumt werden können. Zuweilen ſtehen vor den Häuſern Bäume, in den Hauptſtraßen laufen hölzerne Trottoirs oder vielmehr Brücken hin, um die Fußgänger vor dem Verſinken zu retten. Auch auf den öffentlichen Plätzen ſind hier und da, wenn es gar zu arg wird, an einigen gefährlichen Stellen Breter zu demſelben Zwecke gelegt. Man läuft auf dieſen hölzernen Brücken und in dieſen endloſen Straßen ſtundenweit hinaus, bis ſich am Ende ohne Mauer, ohne Thor, ohne Prolog und Epilog die Stadt in die ſie umgebenden Wüſten und Viehtriften verliert.

Auf dieſelbe Weiſe ſind die meiſten ächt ungariſchen Städte gebaut. Sie gleichen nach unſeren Begriffen von Stadt weniger Städten als Marktflecken, und ſie ſind dieß nicht blos ihrer Bauart nach, ſondern auch zum Theil der Beſchäftigung der Leute nach in der

That. Die meiſten Bürger nämlich, die in dieſen Städten wohnen, — namentlich die magyariſchen Handwerker, die kleinen Edelleute ꝛc. — treiben in der Regel nicht blos ein ſtädtiſches Gewerbe, ſondern zugleich auch eine Beſchäftigung, die bei uns allein den Landbewohnern zufallen würde, Viehzucht, Acker- und Weinbau.

Jede dieſer Städte hat nämlich ihren ſogenannten „Határ“, d. h. ihre Gränze, ihr „Weichbild“ *). Innerhalb dieſes Stadtgebietes liegen nun nicht etwa ackerbauende Dörfer, wie in den Weichbilden unſerer Städte, ſondern das ganze Land innerhalb deſſelben gehört theils der Stadt als Commune, theils den einzelnen Bürgern derſelben. Dieſe Gebiete ſind oft ſehr groß, und Szegedin z. B. hat einen Határ von mehr als 12 Quadrat-Meilen Landes.

Dieſer ganze Határ iſt nun in viele kleine oder vielmehr große Güter abgetheilt, und jedes derſelben wird von einem Bürger bebaut, der in der Mitte ſich ein einſames Landhaus, einen ſogenannten „Szallasch“ (Sallaſche) gebaut hat. Die Ziſchmenmacher (Schuſter), die Schneider, die Schnürmacher und die Barbiere (dieß ſind die vier Künſte, denen die Ungarn vorzugs-

---

*) Das Wort Határ (ſprich Hottahr) iſt weit verbreitet in den öſtlichen Gegenden Europa's und wahrſcheinlich ſlaviſchen Urſprungs. Die Mähren und alle Illyrier nennen Hotar oder Chotar ebenfalls ein dem Landbau gewidmetes Gebiet. Ebenſo haben die Deutſchen jener Gegenden das Wort in ihre Sprache aufgenommen und ſprechen von „Hotter.“ Auch in Südrußland bei Odeſſa heißt „Chutor“ oder „Huter“ ein Landgut in den Steppen.

weiſe und oft ausſchließlich ſich widmen) der ungariſchen Städte wohnen im Sommer ganz einſam auf der Steppe in dieſen Sallaſchen, treiben Viehzucht, Weinbau, pflanzen Taback, etwas Mais u. ſ. w., verſorgen ſich auf dieſe Weiſe mit Wintervorräthen und gehen dann im Herbſte in ihr Häuschen in die Stadt zurück, wo ſie im Winter davon zehren und zugleich nebenher eines der genannten Handwerke betreiben. Die Städte ſind alſo gewiſſermaßen ein temporäres Rendez-vous für den Winter und die Sallaſchen ein einſamer Aufenthalt für den Sommer. Nebenher erklärt ſich auch aus dieſer Lebensweiſe jener Leute die ungeheuere Anzahl von Ziſchmenmachern, Schnürmachern und Schneidern, welche es in jeder ungariſchen Stadt giebt. Sie bilden in den meiſten ungariſchen Städten die größte Maſſe der Bevölkerung. Ziſchmenmacher oder Schuſter gab es in Debrezin im Jahre 1805 751 (in Paris zu derſelben Zeit dagegen 1309). Von ihrem Handwerk allein, ohne ihre Sallaſchen könnten ſie nicht beſtehen, ebenſo wenig, wie die unzähligen Töpfer, Topfſtricker, Mundſtückdrechsler, Kürſchner und Fleiſchhacker, die man ebenfalls in jenen Städten findet. Sie alle laſſen ihre Knöpfe, Töpfe, Mundſtücke und Pelze für den Sommer im Stiche und kehren im Winter zu ihnen zurück.

Die Lockerheit des ſtädtiſchen Häuſerbaues und überhaupt des ſtädtiſchen Verbandes, wie ſie ſich in Ungarn darſtellt, wird nach Oſten hin in Europa noch größer. Man findet daſſelbe bei den Walachen, den Ruſſen, den Ruthenen. Die meiſten Städte in den

Ländern dieſer Völker ſind auf einem ſo weitläufigen Gebiete ausgebreitet, daß ſolche Kernſtädte, wie unſer Leipzig oder Frankfurt es ſind, drei- bis zehnmal darauf Platz hätten. Es kommt dieß ganz natürlich daher, daß jene Völker mehr oder weniger keine Idee haben von der Innigkeit des ſtädtiſchen Verbandes, als eines einigen, kräftigen Ganzen, in dem alle Einwohner oder Bürger nur kleine Glieder ſind.

Bei Szegedin befindet ſich eine lange Schiffbrücke über die Theiß. Auf der ganzen Theiß, ſo weit ſie befahrbar iſt, d. h. etwa von Tokai an bis zur Mündung, giebt es nicht mehr als vier ſolcher Brücken, nämlich außer bei Szegedin noch eine bei Szibakhaza, bei Szolnok und bei Tisza Füred. Da dieſe Strecke, ſelbſt wenn man die kleinen Krümmungen des Fluſſes nicht mit rechnet, über 70 Meilen beträgt, ſo kommt alſo ungefähr auf je 20 Meilen Fluß eine Brücke. Eine ſtehende Jochbrücke giebt es an der ganzen Theiß nicht (ihr Quellengebiet vielleicht ausgenommen), und die Theiß kann ſich alſo rühmen, einer der freieſten Flüſſe von Europa zu ſein. Weder die Römer, noch die Deutſchen, noch die Ungarn legten ihr ein Joch auf.

Wir fuhren über jene lange Brücke, durch jene breiten Straßen, über jene weitläufigen Stadtplätze und gelangten gegen Abend in ein Wirthshaus, welches uns in jeder Hinſicht vollkommen befriedigte, denn es waren dort große Räume, gute Betten und keine ſchlechte Küche. Auch war die Geſellſchaft, die aus einigen deutſchen Offizieren, einigen recht gebildeten Ungarn und

einigen ſerbiſchen Kaufleuten beſtand, nichts weniger als klein und unintereſſant. Wenigſtens wurden in jeder Hinſicht, die langſame Bedienung ausgenommen, meine Erwartungen übertroffen.

Am anderen Morgen früh eilte ich zunächſt und vor allen Dingen auf den Fiſchmarkt hinaus, um die in ganz Ungarn ſo berühmten Theißfiſche näher zu betrachten. Das Waſſer der Theiß iſt bekanntlich eine Fiſchweide, wie Europa, vielleicht die Wolga ausgenommen, keine zweite hat. Nach Peſth, zu der von Fiſchen weit ärmeren Donau, werden von hier aus beſtändig viele dieſer Thiere gebracht. Allein in Peſth machen dieſelben gewöhnlich ein ſehr betrübtes Geſicht und haben ein ſehr lahmes und ſchmachtendes Ausſehen, während ſie hier auf dem Szegediner Fiſchmarkte äußerſt friſch und ausgelaſſen ſind und, ſo zu ſagen, mit der größten Fröhlichkeit in die Töpfe der Köchinnen ſpringen. Selten ſah ich einen durch Käufer und Verkäufer und durch unzählige durcheinander hüpfende Fiſchgattungen ſo belebten Fiſchmarkt. Es zog ſich eine lange Reihe von Fiſchbütten zur Rechten und zur Linken hin, in deren Mitte die Käufer ſich drängten. Von außen ſchleppten die Theißfiſcher beſtändig neue, zappelnde, eben gefangene Waare in Netzen herbei. Es waren Karpfen, Hechte, Störe, Hauſen, Stirle, Schills, Dicks und andere Sorten, unter ihnen auch viele Schleien, welche die Ungarn, weil ſie gern im Schlamme wohnen, „Zigeunerfiſche" nennen. Man ſoll hier noch oft 100 fette, große Karpfen für einen Ducaten kaufen (in Berlin koſtet

daſ Pfund 6 bis 8 Groſchen). Die Preiſe der übrigen Fiſche waren alle unglaublich niedrig. Doch habe ich mit Beſtimmtheit nur den der Krebſe behalten. Von ihnen koſteten 25 Stück einen Groſchen W. W. alſo etwa einen Kreuzer Münze. (In Berlin koſten die Krebſe das Schock 10 bis 20 Silbergroſchen). Die Leute ſagten mir, ſie zögen oft 8000 Krebſe auf einmal aus dem Waſſer. Das iſt ein embarras de richesse, und man geräth in die größte Noth, wo man für alle dieſe Delicateſſen Verzehrer genug finden ſoll. Zuweilen helfen die Schweine aus der Verlegenheit, die hier aus Krebſen und Fiſchen Speck zu machen gelernt haben ſollen. Die ganze Stadt riecht nach Fiſchen. Mitunter ſoll die Theiß ſo viele todte und faulende Fiſche herbeiführen, daß man es vor Geſtank in der Stadt nicht aushalten kann. Es iſt dieß um ſo unangenehmer, da die ganze Bürgerſchaft genöthigt iſt, in der Regel das Theißwaſſer zu trinken, weil die Brunnen im Orte faſt durchweg zu den ſchlechten gehören und das Waſſer derſelben ſehr ſalpetrig iſt. Die Fiſche werden hier zum Theil getrocknet und in die Türkei geſchickt, ſowie auch das ganze Banat damit verſehen wird. Die Walachen ſollen dieſe blos in der Luft getrockneten rohen Fiſche ohne Weiteres wie Brot eſſen. Einen ſolchen unglückſeligen embarras de richesse zeigt Ungarn in vielen Gegenden und in einer Menge von Producten. Ungarns Reichthum iſt eine Folge ſeiner Armuth an Menſchenkräften — und da Menſchenkräfte (Geiſt, Cultur, Künſte, Induſtrie) für den Staat ein viel koſtbarerer Reichthum ſind als rohe Na-

turproducte, ſo muß man das geprieſene Ungarn im Ganzen, im Vergleich mit uns, für ein armes Land halten, welches ſeine zahlreichen Naturproducte noch nicht zu edlen und unſchätzbaren Menſchenkräften hat umgeſtalten können, theils aus eigener, theils aus fremder Schuld, theils ſeiner ungünſtigen geographiſchen Situation wegen.

Seines bedeutenden Fiſchmarktes wegen hätte man Szegedin auch die „Fiſchſtadt" nennen können. Man hat es aber nach einem anderen Producte, welches ſich ebenſo zahlreich in ſeiner Umgegend befindet, die „Alaun- oder Sodaſtadt" genannt, wie ich wenigſtens vermuthe. Szegedin heißt nämlich auf Ungariſch: „Szeged" (die Silbe in haben entweder wir oder die Italiener der beliebten Verſchönerung wegen angehängt), und „Szeg" oder eigentlich „Szek" iſt die Alaunerde, welche in dem Szegedin'ſchen Határ ſo häufig gefunden wird, und aus der man in der Stadt in unzähligen Fabriken die Soda bereitet. Die Verwandlung des „k" in „g" macht ſich leicht, und „ed" iſt eine Endung, die auch ſonſt bei ungariſchen Städtenamen (z. B. Füred) vorkommt.

Ich beeilte mich, vom Fiſchmarkte aus zur Beſichtigung dieſes zweiten wichtigen Productes der Stadt zu gelangen, und beſuchte daher eine Sodafabrik. Ich fuhr mit einem kundigen Eingeborenen, der die Güte hatte, ſeine Zeit für mich aufzuopfern, in die Vorſtädte hinaus, wo dieſe Fabriken liegen.

Nicht blos die Umgegend von Szegedin, obgleich

vorzugsweiſe, ſondern das ganze große Steppengebiet zwiſchen der Theiß und Donau, zum Theil auch noch der Boden jenſeits der Donau (bei Stuhlweißenburg, bei'm Neuſiedler=See), alsdann 'alles flache Land die Theiß aufwärts bis über Debretzin hinaus, iſt mit Laugenſalzen mehr oder weniger bedeutend geſchwängert. Die Ungarn nennen die mit dieſen Laugenſalzen, insbeſondere aber mit dem reinen mineraliſchen Alkali (Soda, Natrum) geſchwängerte Erde „Szek." Dieſes Wort bedeutet eigentlich ſoviel als „der Keim" (auch „das Dotter, das Mark"), und die Benennung jener Erde mag daher mit der Art, wie das Salz aus dem Boden hervortritt (es ſcheint zu „keimen") zuſammenhängen. Es hat nämlich den Anſchein, als wenn die Erde auf jenen alkaliſchen Landſtrichen mit einer unerſchöpflichen Menge von Salztheilchen geſchwängert ſei. Dieſelben werden nun durch atmoſphäriſche Proceſſe in kleinen, unendlich feinen Kryſtallen an die Oberfläche der Erde geführt, und zwar beſonders mit Hülfe der atmoſphäriſchen Niederſchläge, des Regens und Thaus. Dieſe dringen nämlich in den Boden ein, lockern ihn und löſen zugleich die Salztheilchen in ſich auf. Wenn ſie nun bei nachfolgendem Sonnenſcheine wieder verdunſten, ſo kehren dieſe Waſſertheilchen wieder an die Oberfläche zurück, fliegen in die Luft, und laſſen auf dem Boden kleine Salzkryſtallchen zurück. Auf dieſe Weiſe werden dann ganze Landſtriche mit ſolchen weißen Kryſtallen oder mit einem ſolchen Salzpuder bedeckt und erſcheinen wie leicht beſchneit.

Es iſt daher aus dem Geſagten erklärlich, daß es bei anhaltendem Regenwetter keinen „Szek" giebt. Ebenſo wenig aber tritt er auch bei anhaltender Dürre aus dem Boden heraus. Wenigſtens muß es des Nachts thauen. Wie der Regen ihn ſchmilzt, ſo verzehrt ihn auch die Sonne, und an heißen Tagen kann man daher in der Regel keinen „Szek" ernten. Die Leute fegen jenen weißen Anflug auf der Oberfläche der Erde vorſichtig zuſammen, und zwar, wenn es den Tag vorher geregnet oder die Nacht vorher gethaut hat, des Morgens früh, ehe die Sonne heiß wird. Weil Sonne und Regen, obgleich ſeine Erzeuger, dem Szek gleich verderblich ſind, ſo läßt er ſich auch nicht gut lange aufbewahren, es ſei denn, daß es in großen Haufen geſchehe. Die Bauern führen ihn daher in der Regel gleich früh Morgens in die Stadt, um ihn an die Fabrikanten zu verkaufen, welche gut eingerichtete Magazine haben.

Dieſer „Szek," ſo wie er zur Stadt kommt, ſieht grau aus und iſt zu wenigſtens zwei Dritteln mit Erde gemiſcht. Es iſt nun die Sache der Sodaſieder, das reine Alkali, das die Ungarn „Szekso" (ſprich Seekſcho), d. h. „Szekſalz", nennen, das aus der gemiſchten Erde (Szek) gezogene reine Salz, zu ſondern.

Die Plätze, wo das Szek gefunden wird, ſind auch oft ſchon von Natur feuchte Stellen, Sümpfe, Seeufer, Moräſte, und bei ihnen tritt der Salzkeim auch ohne Regen und Thau bei der Verdunſtung des Sumpfwaſſers heraus. Nichtsdeſtoweniger iſt aber

auch bei ihnen eine lange Trockenheit ſchädlich, weil dann der Salzkeim nicht die vertrocknete Erdkruſte durchdringen kann. Ein kleiner Regen erweicht ſie und hilft nach. Die Ungarn nennen dieſe Tümpel oder Teiche „Szekso-Stawak“ (buchſtäblich eigentlich „Keim-ſalz-Waſſerſtände). Man kann dieß zu Deutſch durch „Natron-Seeen“ wiedergeben.

Es iſt ſehr viel Wunderbares und Unbegreifliches bei dieſen Natron-Seeen, ſo z. B. dieß, daß einige von ihnen zuweilen „blind“ werden, d. h. daß ſie ſich im Hervorbringen des Natrums erſchöpfen, ſehr oft aber ſpäter wieder anfangen, von Neuem auszukeimen. Ebenſo wunderbar iſt es, daß man zuweilen an einigen Stellen von Neuem das Salz hervorkeimen ſieht, wo man es bisher noch nicht fand, und am unerklärlichſten von Allem finde ich, daß die meiſten Stellen ganz unerſchöpflich ſcheinen. Nimmt man an, daß das Salz, welches hervorkommt, alles im Boden ſteckt, und denkt man dabei, wie unſäglich viel Salz nun ſchon ſeit Jahrhunderten auf dieſen Stellen theils von Menſchen geerntet, theils von der Luft aufgeſogen, theils von den Flüſſen und dem Regen weggeführt worden iſt, ſo muß man entweder zugeben, daß das Salz oft aus ſehr bedeutender Tiefe aufſteigen müſſe, oder man muß auf die Vermuthung gerathen, daß zugleich die Atmoſphäre und Sonne ſelbſt vielleicht nicht blos bei Hervorlockung, ſondern auch bei Erzeugung des Salzes thätig ſind. Hat die Atmoſphäre die Kraft, das Salz bei Mitwirkung der Sonne in ſich

aufzunehmen, ſo kann ſie es vielleicht unter manchen Umſtänden hier und da auch wieder fallen laſſen, und der Salzſtaub mag dann oft ebenſo gut ein Luft-Niederſchlag als ein Bodenkeim ſein.

Eine Fabrik, in welcher das Szekſo aus der auf dem Markte verkauften Erde in gereinigtem Zuſtande gewonnen wird, heißt im Ungariſchen „Szekso-Gyár“. Die Seifenſiedereien der Stadt, deren es nicht weniger als 100 geben ſoll (?), ziehen es indeß vor, den ſchmuzigen Szek, wie die Bauern ihn auf dem Markte verkaufen, in ihren Fabriken zu gebrauchen. Sie verlieren dabei natürlich erſtaunlich viel; denn ein Centner reinen Natrons würde ſo viel leiſten als zwei Centner von dem, welches noch in jenem Schmuze ſteckt. Ihre ganze Manipulation würde leichter werden, ihre Seife würde ſich verbeſſern, ſie würden das Szek reiner ausnutzen können und nicht mehr ſo viele Schweine brauchen (einer dieſer Seifenſieder ſchlachtet jährlich mehre tauſend Schweine). Aber ſie laſſen ſich die Sache nicht ausreden. Es iſt ein uralter Schlendrian, und das ſchöne, ſchneeweiße, in Formen gegoſſene, bequem zu benutzende, raffinirte Natron, welches die Szegediner Sodafabriken produciren, geht meiſtens nach Wien, oder an deutſche Seifenſieder in Peſth.

Uebrigens zeichnete ſich die Sodafabrik ſelbſt, die ich beſah, ſo viel ich weiß, durch nichts aus, was nicht auch alle anderen hätten. Das graue Szekſo wurde in einem großen und verdeckten Magazine aufbewahrt, in großen hölzernen Bottichen ausgelaugt, dieſe Lauge

abgeſchüttet und in großen Keſſeln gekocht, der ſchmuzige Niederſchlag alsdann in einer Pfanne geſchmolzen, wobei die noch zurückgebliebenen ſchmuzigen Theile verbrannten oder abſchäumten, und endlich die reine Soda in Form von Wachskuchen aus der Pfanne geſchafft.

Wir fuhren in die Stadt zurück, um die dritte Merkwürdigkeit Szegedin's zu beſehen, das Innere ſeiner Feſtung, in welcher ſich die ſogenannte „italieniſche Deportaten-Anſtalt" befindet. Dieſe Feſtung Szegedin's ſtammt noch aus der Türkenzeit und war wohl ehemals der Sitz des türkiſchen Paſcha's und ſeiner Janitſcharen. Es iſt ein hohes Mauerwerk mit mehren weitläufigen inneren Gehöften und mit 2 oder 3 Thoren. Es liegt dieſelbe gerade mitten in der Stadt an der Theiß, auf einem nicht erhöhten Boden, rund umher von den Hauptplätzen und dem größten Leben der Stadt umgeben. Der Fiſchmarkt geht bis an die Mauer der Feſtung, der Obſt- und Gemüſemarkt ebenfalls, und an der inneren Seite dieſer Mauer erſtreckt ſich die öffentliche Promenade Szegedin's hin. Ueber dieſe weitläufigen, großen Plätze ſuchten wir nun auf kleinen Bretern und ſchmalen Fußſteigen, die zwiſchen großen Waſſertümpeln hindurchführten, unſeren Weg zu dem einen Thore der Feſtung hin, um, wie geſagt, die ſogenannte italieniſche Deportaten-Anſtalt zu beſuchen.

Daß hier in Szegedin überhaupt noch politiſche Gefangene aus Italien (etwa 560 an der Zahl) ſitzen, hat man in Deutſchland wieder ſeit dem letzten ungariſchen Landtage mehrfach beſprochen, auf dem bekannt-

lich der berühmte ungariſche Redner Gabriel Klauzal, Deputirter für das Tſchongrader Comitat, zu dem Szegedin gehört, den Antrag machte, die Regierung zu bitten, daß ſie die italieniſchen Gefangenen in Szegedin auf freien Fuß ſetzen möchte, was auch von dem Repräſentantenhauſe einſtimmig angenommen wurde. Ebenſo iſt es bekannt, wie viele Dinge man ſich bei uns von der ſchrecklichen Lage und der ſchlechten Behandlungsweiſe, welche dieſe Gefangenen in Szegedin erfahren, erzählt hat. Auch ich hatte bereits auf meiner ungariſchen Reiſe Vieles von dieſer harten Behandlung gehört und war nun begierig darauf, wie ich die Sache ſelber finden würde. Ich will darüber der Wahrheit gemäß berichten, und ich glaube, dadurch einige Verläumdungen gegen die öſterreichiſche Regierung widerlegen zu können.

Wir traten durch das alte türkiſche Thor der Feſtung, wo man uns ohne Schwierigkeit einließ, in einen großen Hof, der mit öſterreichiſchen Soldaten gefüllt war. Dieſer äußere Hof war von einem inneren, noch größeren durch ein hölzernes Gitter abgeſchieden. Man durfte bis zu dieſem Gitter vorgehen, wo Weiber mit Früchten, Nähnadeln, Zwirn und anderen kleinen Handelsartikeln, die etwa ein Gefangener brauchen und kaufen kann, ſaßen und ſtanden. Jenſeits des hölzernen Gitters drängten ſich in dem weitläufigen Gehöfte die gefangenen Italiener. Sie waren reinlich in ſtarke graue Leinwand gekleidet und hatten aus eben dieſem Stoffe Mützen auf dem Kopfe. Ich hatte ge-

hört, ihr Anblick errege Mitleid und Erbarmen, ſo ſchlecht würden ſie gehalten. — Mitleid und Erbarmen erregte ihr Anblick gewiß, aber nur inſofern, als ſie als aus dem Vaterlande Verbannte und der Freiheit Beraubte tief zu beklagen waren, inſofern aber, als man ſie vielleicht für in böſer Kerkerluft, bei jämmerlicher Koſt Schmachtende ausgeben wollte, keinesweges. Vielmehr ſchien ihr Geſundheitszuſtand der beßte zu ſein. Sie tummelten ſich, ich will nicht ſagen fröhlich (o Gott! wie wäre dieß möglich?), aber rege und lebendig auf dem freien Platze herum. Sie haben gewiſſe, gar nicht kärglich zugemeſſene Stunden, wo ſie dieß dürfen, und wo ſie dann zu gleicher Zeit ſowohl die Producte ihrer Arbeit verkaufen, als auch ſich von den beſagten, an das Gitter kommenden Weibern wenige kleine Bedürfniſſe einkaufen.

Sie verfertigen viele kleine Sachen aus Horn, Holz und Papier und drechſeln auch Nadelbüchſen, Heiligenbilder, Falzbeine, kleine Tiſchlerarbeiten, Schmuckkäſtchen, feine Strohgeflechte, kleine zierliche Ringe aus Pferdehaaren und dergleichen. Sie ſtehen alle an dem hölzernen Gitter, und ſowie Jemand davor auf dem Markte erſcheint, ſtecken ſie mit ungeheuerer Lebhaftigkeit und Begierde ihre kleinen Waaren aus dem Gitter hervor, ſoweit die Arme und Finger nur reichen, und ſchreien aus vollem Halſe halb italieniſch, halb ungariſch, halb deutſch: „Nobile! kaufen, Nobile! Gigi! Gigi!“ (Gigi iſt ein aus dem Ungariſchen entlehntes, verdorbenes Wort, welches ſo viel bedeutet als: „Ringe“), oder: „Nobile! Napoleone! Napoleone!“ Das Bildniß ihres großen italieniſchen

Stammgenoſſen bringen ſie auf allen Nadelbüchſen, Falzbeinen und Meſſergriffen an, und die meiſten hatten eine ganze Handvoll Napoleons.

Sie befinden ſich ſeit dem Jahre 1830 in Ungarn. Anfangs waren ſie in Arad an der Maros, wurden aber ſpäter hierher verſetzt, wo ſie es beſſer haben. Früher hatten ſie einen Oberen, welcher nicht von ihrer Nation war, jetzt aber hat man einen italieniſchen General zum Commandanten der Feſtung und zum Oberaufſeher ihrer kleinen Gefangenen-Colonie gemacht; denn ſie bilden eine förmlich militäriſch organiſirte Gefangenen-Colonie mit eigenem Prieſter, mit beſonderem Proviantmeiſter, mit Unteraufſehern, mit Schreibern, Aerzten, Secretairen und verſchiedenen anderen Beamten. Wir meldeten uns bei einem der Oberen und erlangten unſchwer die Erlaubniß zur Beſichtigung des Inneren.

An den bezeichneten Gehöften und an mehren anderen inneren Höfen herum befinden ſich in den ehemaligen Kaſematten der Soldaten ihre Wohnungen und ihre Werkſtätten. Manche dieſer Wohnungen mögen auch neu hinzugebaut oder doch neu eingerichtet worden ſein. Alle ſind natürlich über der Erde und alle parterre. Die Bettgeſtelle ſtanden in dieſen Kaſematten, die ſehr geräumig und weitläufig waren, alle in gehöriger Entfernung auseinander. Die Betten ſelbſt waren reinlich und gut, und ich habe in unſeren beßten Staaten Caſernen geſehen, in welchen die Soldaten bei Weitem nicht ſo gut quartiert waren wie dieſe Gefangenen hier. An jedem Bette ſtand der Name und der Geburtsort des Gefange-

nen, z. B. „Giovanne N N. aus Rovigo,“ „Martino N. N. aus Verona,“ „Ludovico N. N. aus Venetia u. ſ. w.“ Aus Venetia, Milano, Parma, Rovigo und Verona ſah ich ſehr viele. „Den Haß, den dieſe Leute in ihrem Vaterlande gegen einander hegen, haben ſie auch hier im Gefängniſſe nicht abgelegt“, ſagte mir ein öſterreichiſcher Unteroffizier, „ſo haſſen ſich z. B. die Venetianer und Mailänder erſchrecklich.“

Die Kaſematten empfingen meiſtens vom Inneren des Gehöftes Licht, einige aber auch außerdem noch von außen durch ſtark vergitterte Fenſter. Manche Gefangene hatten ſich einen kleinen Vorrath von Trauben über ihrem Bette oder an den eiſernen Gittern der Fenſter aufgehängt. Andere hatten kleine Singvögel in Käfigen in ihre Kaſematten genommen, um ſich mit dem Geſange dieſer Gefangenen in ihrer eigenen Gefangenſchaft zu tröſten. Ihre Speiſe habe ich nicht ſelbſt geſehen, doch zeugte ihr gutes Ausſehen davon, daß ſie keinen Hunger litten, und ich glaubte dem ehrlichen Unteroffizier gern, der uns ſagte, daß ſie nicht nur täglich gutes Brot und Fleiſch hinreichend bekämen, ſondern auch täglich eine kleine Quantität Wein erhielten. Sie können ſich außerdem auch noch ſonſt manchen kleinen Lebens=Comfort verſchaffen, erſtlich durch das, was ſie verkaufen, und dann zweitens durch das, was ihre Verwandten aus Italien ihnen oder vielmehr zunächſt ihren Aufſehern zuſchicken, um es ihnen zukommen zu laſſen. Es ſollen auf dieſe Weiſe für die 560 Gefangenen jährlich 40,000 Gulden Münze aus Italien kommen. Wenn man die Geſchichte aller der Sparpfen=

nige, aus denen dieſe Summe beſteht, wüßte, wie viele Züge treuer Zuneigung, wie viele Liebesgedanken, aus dem ſchönen Italien in's ferne Ungarn geſandt, würde man damit kennen!

Die Werkſtätten der Leute waren natürlich von ihren Wohnungen geſondert. Sie arbeiten hier nicht freiwillig, ſondern gezwungen. Jeder muß entweder die Profeſſion üben, die er zu Hauſe lernte, oder, wenn er kein Profeſſioniſt war, ſich hier eine neue wählen. Dieſer Zwang iſt ohne Zweifel ein wohlthätiger zu nennen. Denn nichts iſt wohl geeigneter, die Gefangenſchaft erträglich zu machen, als handwerkernde Beſchäftigung, beſonders da noch der Umſtand hinzukommt, daß ſie durchaus nicht mit ſchweren Arbeiten, wie etwa Züchtlinge, geplagt werden, und daß man ſie nie zu viel und angeſtrengt arbeiten läßt. Der eine wählt Drechſeln, der andere Tiſchlerei, der dritte Papparbeit u. ſ. w. Die Arbeiter ſind alle nach der Art ihrer Kunſt abgeſondert, und die Ordnungsvorſchriften finden ſich in italieniſcher Sprache an den Thüren angeklebt. Da wir gerade zu einer Freiſtunde da waren, wo alle Gefangenen in den Gehöften herumſchlenderten, ſo fanden wir die Werkſtätten leer. In einer Drechslerwerkſtatt fand ich viele Tambour-Nadeln, welche ſämmtlich eine Napoleons-Phyſiognomie zum Griff hatten. In dem einen Knochen waren die Züge dieſes Mannes, die jedem Italiener ſo tief eingeprägt ſind, daß er ſie ſofort ſtets in jeglichem Stoffe reproduciren kann, nur erſt mit einigen Meſſerſchnitten ganz roh angelegt, in dem anderen traten ſie ſchon

vollkommen hervor, in der dritten Partie ſtellte ſie ſich vollendet ausgemeißelt und abpolirt dar. Aber es fiel mir auf, daß man ſelbſt ſchon in den roheſten Anlagen Napoleon's markirte Züge erkennen konnte. „Sie ſcherzen, ſchwatzen und ſingen immer bei der Arbeit," ſagte der Unteroffizier, „zuweilen tanzen ſie auch!" Gott ſei gedankt! dachte ich, daß ihr leichtes Gemüth ſie zu Zeiten ihre betrübte Lage und ihr unglückliches Schickſal vergeſſen läßt!

Schon im Banate hatte ich gefragt, was die Leute denn verbrochen hätten. „Ach, was weiß ich!" hatte mir Jemand geantwortet, „es ſind Spieler, Säufer, Nachtſchwärmer, die man aus Italien entfernt und uns hierher gebracht hat, um ihnen beſſere Sitten beizubringen. Es iſt der Auswurf ihrer Nation!" Was das Letztere betrifft, ſo glaube ich dieß nicht; denn das ordentliche, gebildete und feine Anſehen einiger zeugte mir dafür, daß mehre aus den gebildeten Ständen ſein mußten. Verbrechen haben ſie auch nicht begangen, wenigſtens nicht ſolche, die ihnen gerichtlich nachgewieſen, und derentwegen ſie verurtheilt worden wären. Vielmehr ſind alle nur als politiſche Aufrührer und Neuerer in jener Zeit von 1830 und 1831 arretirt und auf unbeſtimmte Zeit hierher geſchafft worden. Darin beſteht eben das Schreckliche ihrer Lage, daß ſie gar nicht verurtheilt worden ſind, und daß ſie nicht wiſſen, wie lange man ſie noch in dieſer Gefangenſchaft halten wird. Sie ſchweben in jedem Augenblicke auf der Folter der beſtändigen Furcht, daß man die Abſicht habe, ihnen nie wieder ihr ſchönes Italien

zu zeigen, und der ſpannenden Hoffnung, daß der Engel der Freiheit vielleicht ſchon vor ihren Pforten ſtehe. Ich finde dieſe Ungewißheit unglaublich viel ſchrecklicher, als wenn man ſie zu dreißig Jahren Gefängniß verurtheilt hätte. Aber ihre Vergehen mögen eben der Art ſein, daß gerade kein ordentlicher Anklageproceß möglich war, daß aber doch ihre Entfernung von dem vaterländiſchen Boden räthlich wurde. Man hält ſie hier mit keinem anderen Rechte als dem der ſtärkeren Gewalt zurück. Geſetzt aber auch, daß man die in eifrigem Patriotis- mus für Italien und im Haſſe der Fremdherrſchaft Er- glühenden als bedauernswerthe, aber unrettbare Opfer der mißlichen Lage ihres Vaterlandes betrachten wollte, in- dem man ſo raiſonnirte: „Oeſterreich herrſcht nun ein- mal in Italien, es muß dieſe Herrſchaft Frankreich ge- genüber ſeiner ſelbſt wegen behaupten, wenn es ſich nicht ſelber aufopfern will, — ja der einmal beſtehenden Ord- nung und der anderen Italiener ſelbſt wegen iſt es ſogar gut, daß Unruheſtifter entfernt werden, und dieſe Umſtände ſind daher zu bedauern, aber die Maß- regel iſt nicht zu verwerfen,“ — ich ſage, wenn man ſo raiſonniren wollte, ſo iſt es doch bei dem Mangel eines gehörig inſtruirten Proceſſes noch immer zweifelhaft, ob nicht auch mancher völlig Unſchuldige — ich meine Man- cher, der nicht im Geringſten an politiſche Umtriebe ge- dacht habe, — hier, ſeiner Freiheit beraubt, weile. Es wäre doch wichtig, daß die öſterreichiſche Regierung es einmal unterſuchen ließe, ob es denn wahr ſei, was man ſagt, daß hier einige ſich befinden, die ſelbſt ebenſo wenig

wie ihre Verwandten wiſſen, was ſie je gegen den Staat Arges gedacht oder unternommen haben.

Wenn ich mir lebhaft vorſtellte, wie viele ſehnſüchtige Gedanken, wie viele Seufzer ſich wohl auf dem Wege von Szegedin nach Italien begegnen möchten — wenn ich mir dachte, wie ſehr wohl mancher Italiener gewünſcht hätte, ſtatt meiner in dieſen Kaſematten und an jenem hölzernen Gitter herumzugehen, um ein theueres Angeſicht begrüßen zu dürfen, — wenn ich dann aus den Erzählungen, die von dieſem Gefängniſſe im Auslande herumgehen, entnahm, wie traurig die Vorſtellungen der italieniſchen Anverwandten von den Entbehrungen der Ihrigen in Ungarn ſein mochten, — ſo glaubte ich, wenigſtens etwas Gutes zu thun, wenn ich dieſen treuen Bericht von dem, was ich ſah, (es iſt freilich nur wenig und umfaßt nicht Alles) dem Druck übergab, indem ich glaubte, daß doch vielleicht Mancher, deſſen Auge zufällig auf dieſe Zeilen fallen möchte, einigen Troſt daraus ſchöpfen und daraus erſehen könnte, daß zu dem großen inneren Schmerze des Entbehrens der Freiheit ſich den Ihrigen doch nicht auch noch die Plage täglicher äußerer Noth und Leiden geſellte.

Ich ſchweige davon, welche trübe Betrachtungen der Anblick dieſer armen Gefangenen in mir aufregte; denn wozu wäre es gut, durch irgend eine heftige Rede entweder den Schmerz der Gefangenen ſelbſt, die ihre Feſſeln nicht ſprengen können, oder den der Ihrigen in Italien, die ihnen nicht zu helfen vermögen, aufzuregen, oder endlich das öſterreichiſche Gouvernement, das ſich hier

ſelber vielleicht bei gutem Willen nicht beſſer zu rathen weiß, vergebens zu verletzen. Auch von den merkwürdigen Ereigniſſen im Inneren dieſer Deportaten-Colonie will ich ſchweigen, obgleich ich weiß, daß wenn uns einmal ein Menſchenkenner und Beobachter die Geſchichte derſelben ſeit 1830 treu ſchildern wollte, der Pſychologie dadurch ein intereſſanter Dienſt geleiſtet werden würde.

Aber erwähnen will ich noch die freudige Botſchaft, die man mir mittheilte, daß es die Abſicht wäre, achtzig der Gefangenen, die als gebeſſert betrachtet werden könnten, nächſtens nach Italien zu entlaſſen. Möchte dieß doch kein leeres Gerücht ſein, und möchten doch auch allmählig die Uebrigen ihnen im Stillen nachfolgen. Den Ungarn iſt es durchaus nicht lieb, daß ihr Vaterland, das ſich der politiſchen Freiheit ſo gern und mit Recht rühmt, anderen Patrioten zum Gefängniß diene und daß es daher das öſterreichiſche Sibirien genannt werde. Sie haben deswegen auch jenen Vorſchlag auf dem vorigen Landtage gemacht, und gewiß werden ſie auch auf dem nächſten Landtage nicht unterlaſſen, ihren Einfluß zu Gunſten der Freiheit jener Unglücklichen zu verwenden. Die Ungarn ſelbſt ſcheuen nichts mehr als Verbannung in die Fremde, und Deportation wäre ſelbſt dem Geringſten unter ihnen die gräßlichſte Strafe; man hat daher auch ſchon längſt vorgeſchlagen, auf einer wüſten Inſel an den Küſten Dalmatiens einen Verbannungsort für ungariſche Verbrecher ausfindig zu machen. Eine Deportation dahin würden die ungariſchen Verbrecher,

die Ganaſſen aus dem Bakonyer Walde, die Viehdiebe in den Steppen und die Räuber in den Tſcharden weit höher anſchlagen als den Galgen; denn auf ungariſchem Boden gehängt zu werden, ſcheint ihnen leichter zu ertragen als das Exil.

Ich muß geſtehen, daß ich meine Augen nicht aufſchlagen mochte vor vielen der armen Italiener, die uns begegneten, als wir den Rückweg antraten; denn ich dachte, wie viele wohl darunter ſein möchten, die weit weniger ſündig wären als ich ſelbſt; und ſie mußten büßen, während Gott mich frank und frei hinaus wandeln ließ. Ich ſah zahlreiche öſterreichiſche Schildwachen auf den Mauern der Feſtung herumgehen, die ſowohl hinaus- als in das Innere der Gehöfte hineinblickten. „Zu Weihnachten iſt's hier recht luſtig," ſagte uns unſer Unteroffizier, „dann haben die Gefangenen ein großes Feſt. Die Thore des Kaſtells (ſo nennen ſie das hölzerne Gitter) werden geöffnet, und es kann Jedermann in das innere Gehöft hineinkommen. Da haben dann die Italiener einen großen Markt, wo ſie ihre Sachen verkaufen, und es kauft ſich Jeder etwas zu Weihnachten ein, und ſowohl die Stadtleute als die Gefangenen freuen ſich ſchon lange im Voraus auf dieſes Feſt." Zu erfahren, daß ein ſolches heiteres Weihnachtsfeſt exiſtirt, mag auch ein kleiner Troſt für ihre Angehörigen in Italien ſein.

Die Deportaten-Anſtalt und Feſtung liegt, wie geſagt, mitten in der Stadt. An ſie ſchließt ſich zunächſt der Theil von Szegedin, der „Palanka" heißt.

Dieſe Palanka umfaßt zunächſt den inneren Kern Szegedin's. Dann kommen weiterhin die Oberſtadt, die Unterſtadt, die Neuſtadt u. ſ. w. Das Wort Palanka kommt in mehren ungariſchen und auch in türkiſchen Städten ebenfalls für den inneren Stadttheil vor. Es giebt auch Städte, die das Wort als Eigennamen angenommen haben. Man leitet es her von dem deutſchen Ausdruck „Planke," woraus man auch ein (ich glaube blos ungariſch=)lateiniſches Wort, planca, gemacht hat. Man verſteht darunter zunächſt eine „Paliſade" und dann einen mit Paliſaden eingezäunten Raum, eine Paliſadenfeſtung, daſſelbe alſo, was die Ruſſen unter Sloboda verſtehen. Die ungariſchen Städte waren zur Türkenzeit meiſtens nur eine ſteinerne Feſtung der beſchriebenen Art, die von einem Häuſerhaufen innerhalb einer Paliſadenreihe (zu Deutſch: von einem „Hakelwerk") umgeben waren. Später fielen die Paliſaden weg, der Name „Palanka" aber blieb, und es ſetzten ſich neue Vorſtädte und Stadtquartiere an den alten Kern an.

In der Palanka liegen die Hauptgebäude, das nicht unſchöne Stadthaus, das Gymnaſium, die Hauptwache, einige nicht ſchlechte Wirthshäuſer und eine Menge zum Theil ganz gut gebauter Privathäuſer. Auch liegt hier das Gebäude einer öſterreichiſchen Militärſchule, der ich eine Viſite zugedacht hatte. Leider traf ich eben einen wichtigeren Beſucher gegenwärtig und konnte von der Schule ſelber wenig ſehen. Es war nämlich der „Commandirende" gerade da, in deſſen Gegenwart die jungen Zöglinge einige Fechtübungen ausführen mußten. Dem

Commandirenden zu Ehren, der, glaube ich, Szegedin nur ſelten beſucht, war auch alles Militär in der Stadt feſtlich gekleidet und hatte die Hüte mit einem Büſchelchen Eichenlaub geſchmückt. Auch die fechtenden Zöglinge der Militärſchule waren ebenſo mit Eichenlaub geziert, das überhaupt bei jeder feſtlichen Gelegenheit in der öſterreichiſchen Armee angewendet wird. So viel ich weiß, exiſtirt dieſe Sitte ſonſt in keiner anderen Armee, und doch iſt es eine ſo hübſche und dabei ſo wohlfeile Sitte. Das Eichenlaub iſt ein weit ſchönerer Schmuck als alle Federbüſche oder Schnüre. Es giebt der Armee einen Anſtrich von außerordentlicher Heiter- und Munterkeit, und es wäre in der That der Mühe werth, daß man es auch in anderen deutſchen Armeeen einführte. Das Eichenlaub iſt bei uns ganz das, was die Lorbeerblätter in Italien ſind. Wie dieſe ſind die Eichenblätter proportionirlich (die Lindenblätter ſind zu groß), wie dieſe ſtehen ſie ſteif und energiſch ab und behalten ziemlich lange ihre Form (die Birkenblätter wären zu ſchlaff, die Weidenblätter welken ſofort), kurz wie die Blätter des Lorbeers in Italien, ſo ſind die der Eiche in Deutſchland der von der Natur geſchaffene Schmuck der Sieger.

Ich traf überhaupt manches recht Hübſche in der öſterreichiſchen Armee (freilich die Herrſchaft des Stockes iſt unleidlich, und einen öſterreichiſchen Unteroffizier mit einem Stocke, als ſeinem beſtändigen Begleiter, geſchmückt zu ſehen, iſt eine kränkende Beleidigung für's Auge), ſo z. B. die ſo äußerſt einfachen Sitten der oberen Offiziere. Welcher ungeheuere Unterſchied zwiſchen ihrem Auf-

treten bei ſolchen Gelegenheiten, wie dieſe war, bei Revueen, Inſpectionen und dergleichen, und zwiſchen dem der Generale mancher anderer Armeeen, z. B. der ruſſiſchen. Mit einem kleinen zweiſpännigen Wagen war z. B. der General-Commandirende von Ungarn vor dieſer Schule angefahren, und ich fand ihn im Hofe derſelben in keiner anderen Begleitung als der eines Adjutanten und des die Schule dirigirenden Offiziers. Alles, was der General ſagte, war ruhig und ſogar, wenn man will, beſcheiden geſprochen. Wie ganz anders geht es bei einem ſolchen Examen in anderen Armeeen zu, wie viel Prätenſion wird da entwickelt, wie viel Prunk und Glanz zur Schau getragen.

Der liebenswürdige Offizier, welcher dieſer Schule vorſtand, ein Deutſcher, hatte noch die Güte, nach der Entfernung des hohen Beſuches mir die Anſtalt zu zeigen. Ich fand das Ganze und Einzelne, ſoviel ich davon ſah, vortrefflich, wie dieß unter der Leitung eines ſo humanen und gebildeten Mannes wohl nicht anders ſein konnte. Es iſt aber eine alte Erfahrung, die jeder Reiſende in Oeſterreich hundertmal macht, daß er dort die Schulanſtalten viel beſſer findet, als er es ſich gedacht hat. Etwas Neues aber war es mir, daß die Schüler hier ſowohl mit der linken als auch mit der rechten Hand auf gleiche Weiſe arbeiten, z. B. ſchreiben lernten; — in einer Militärſchule gewiß eine ſehr nützliche und nachahmungswerthe Einrichtung. Der Unteroffizier iſt bei'm Verluſte der rechten Hand ſofort im Stande, auch mit der Linken ſeinen Dienſt weiter zu verrichten.

Außer dieſer Schule beſah ich in Szegedin nur noch die der Prieſter, die hier ein großes Lyceum haben. Auch hier fand ich manches Intereſſante, z. B. in ihrer Bibliothek, die aus 6000 Bänden beſtand, eine Münze von Rakotzy, dem berühmten ungariſchen Patrioten, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts an der Spitze des rebelliſchen Ungarns ſtand. Dieſe Münze hatte das Motto: PRO LIBERTATE. Man erzählte mir hiervon folgende Anekdote: Der Kaiſer Leopold habe einmal, als der Aufſtand Rakotzy's noch nicht unterdrückt und beſeitigt war, eine dieſer Münzen in die Hand genommen und einen der Ungarn ſeiner Umgebung gefragt, wie man die Worte: pro libertate, deute; er habe gehört, daß man jedem dieſer Buchſtaben ein Wort untergeſchoben und dadurch eine, für Ungarn Günſtiges prophezeihende Redensart zu Stande gebracht habe. Der Ungar habe dem Kaiſer geantwortet, jene Redensart, die er zu wiſſen wünſche, laute ſo: „Princeps Rákotzy Ope Legionis Inclyti Bercsenii Et Reliquorum Totam Austriam Trucidabit Ense.“ („Der Fürſt Rakotzy wird mit Hülfe der Legion des erlauchten Bertſcheny“ — des berühmten Rakotzy'ſchen Anhängers — „und der übrigen Genoſſen ganz Oeſterreich mit dem Schwerte vernichten.“) Der Kaiſer Leopold habe darauf die Münze lächelnd angeſehen und geſagt, er habe ſich eine andere Deutung der Buchſtaben ausgedacht, und dieſe laute ſo: „Peribitis Rebellantes Omnes Laqueo, Igne, Bello Et Reliqui Toti Austriae Tributarii Eritis.“ („Ihr werdet umkommen, ihr Rebellen alle, durch

Strick, Feuer und Schwert, und die Uebrigbleibenden insgeſammt werden Oeſterreich tributpflichtig werden"). Obgleich Leopold, als zum geiſtlichen Stande erzogen, kein ſchlechter Lateiner war, ſo ſcheinen es doch die ſchwachen Geiſteskräfte, ſowie die Sanftmuth, die man ihm zuſchreibt, zweifelhaft zu machen, daß ihm auf der Stelle ein ſo ſchreckliches Impromptu ſollte eingefallen ſein. Doch iſt die Anekdote, wenn auch nicht für ihn, doch inſofern charakteriſtiſch, als die Ungarn ſie ſich häufig erzählen. Auch Attila-Münzen ſah ich wiederum in derſelben Sammlung, die übrigens wie alle ungariſchen Münzſammlungen aus den Münzen der drei Hauptvölker, die in dieſen Erdgegenden die vornehmſte Rolle ſpielten, der Römer, Magyaren und Deutſchen, beſtand.

Zu Mittag ſpeiſte ich in der Geſellſchaft der geiſtlichen Herren, die ſo viel Freundſchaft für mich hatten und deren gelehrtem Propſt ich empfohlen war. Es war eine ſehr große Geſellſchaft verſammelt, und da es gerade ein Faſttag war, ſo bekam ich nun der Reihe nach alle die delicaten Theißfiſche, die ich am Morgen geſehen hatte, zu genießen. An der Tafel präſidirte ein Greis, der Vater des Propſtes, ein Schweizer, der mit mir in dem Lobe der Schweiz, des Rheins und Heidelbergs unerſchöpflich war, obgleich ſeine Erinnerungen noch aus dem vorigen Jahrhunderte ſtammten (er war ſeit 60 Jahren in Ungarn), die meinen aber aus der Mitte dieſes Jahrhunderts. Unſere Geſpräche waren ſehr lebhaft und unterrichtend. Man ſagte, es ſei nichts

Ungewöhnliches, daß die Fremden in Ungarn alt würden. Die Ungarn ſelbſt aber würden noch viel älter. So ſei hier erſt vor 14 Tagen eine Frau in einem Alter von 114 Jahren geſtorben, die bis an's Ende ihres Lebens geſund und friſch geweſen ſei und immer noch gern gelebt habe. Auch wurde eine andere ungariſche Familie erwähnt, die bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts, ich glaube, bei Debreţin beſtanden habe. Die jüngſten Mitglieder dieſer Familie, ein Enkel und eine Enkelin, ſeien 90 und 80 Jahre alt geweſen, und die Aeltern ſowohl als die Großältern hätten beide ſich noch einer guten Geſundheit erfreut. Von dieſer Familie kamen wir auf die Ehen zu ſprechen und namentlich auf die gemiſchten Ehen. Meine Freunde verſicherten mir, dieſe Frage ſei erſt durch die Vorgänge in Deutſchland hier aufgeregt worden. Sonſt hätte Niemand an dieſen Gegenſtand gedacht. Auch jeţt noch würde in den Journalen mehr als in den häuslichen Kreiſen davon geredet. Uebrigens ſei die ganze Frage eigentlich eine nichtige, und es ſei nicht der Mühe werth, daß man ſo viel Geſchrei gegen das Verfahren der Geiſtlichkeit, den gemiſchten Ehen die Einſegnung zu verweigern, erhebe, weil dieſer Segen ſelbſt gar nicht zur Gültigkeit der Ehe weſentlich gehöre. Es hätten ſchon von jeher Ehen ohne Einſegnung in der katholiſchen Kirche beſtanden, die doch nicht im Geringſten minder gültig wären als die eingeſegneten, als z. B. die Ehe eines Witwers, oder die Ehe, die in den Adventstagen geſchloſſen worden wäre.

Nach Tiſche überſah ich nun die Stadt von dem Thurme der Pfarrkirche aus und war erſtaunt, auch hier die Atmoſphäre ſelbſt an einem ſonſt völlig wolkenloſen Tage ebenſo trübe wie in Peſth zu finden. Schon die äußerſten Häuſer der Stadt Szegedin verloren ſich in eine Schicht von dunklem Nebel, ganz ebenſo, wie ich dieß ſo oft in Peſth geſehen hatte. Ich weiß nicht, ob es der Staub der Steppen oder eine Art von Höhenrauch war, der dieſe Länder beſtändig oder häufig bedeckt, wie unſere norddeutſchen Haiden.

Von hier gingen wir in das Kloſter der Franziskaner, deſſen Kirche die älteſte in Szegedin iſt. Sie iſt groß und ſchön gebaut. Man zeigt daſelbſt den Mantel Hunyad's und mehre Schriften aus der türkiſchen Zeit. Die meiſten ſind türkiſch geſchrieben, eine ungariſch. Neben dem Altar der Kirche hing eine lateiniſche Schrift, die den türkiſchen Paſcha benannte, unter deſſen Gouvernement die Einweihung deſſelben geſchehen war und welche beſchrieb, wie es bei dieſer Einweihung zugegangen ſei. Dieſe Franziskaner ſprachen alle blos ungariſch und lateiniſch, keiner verſtand deutſch, und ſie ſtellten mich ihrem Prior vor, indem ſie ſagten, daß ich ein „clarissimus et doctissimus“ wäre, „qui peregrinationem eruditam per Hungariam facit.“ Ich fand auch wieder zwei Franziskaner aus Türkiſch-Kroatien unter ihnen, die in ihrem Kloſter ſtudirten; denn die Franziskaner beſitzen keine öffentlichen geiſtlichen Akademieen, ſondern haben ihre eigenen Schulen in ihren Klöſtern. Auch die Piariſten ſind ſehr verbreitet in Ungarn, doch

haben ſie nur eine Provinz, zu welcher Ungarn und Siebenbürgen vereinigt ſind. Die Franziskaner theilen ſich dagegen in vier Provinzen, in die der Salvatorianer, der Marianer, der Capriſtaner und der Bosniten. Jede Provinz hat ihren eigenen Provinzial, der von der ganzen Provinz alle drei Jahre neu gewählt wird. Dabei haben ſie das ungeſchickte Syſtem, daß ſie bei jeder Wahl eine andere Nationalität berückſichtigen. Das eine Mal wählen ſie einen Ungarn, das zweite Mal einen Deutſchen und das dritte Mal einen Slowaken. Dadurch wird es bewirkt, daß, ſowie eine andere Nation zur Herrſchaft kommt, in der Regel dieſe dann bevorzugt und jede andere unterdrückt wird. Da jede Nation nun weiß, daß ſie dem Geſetze zufolge nach einigen Jahren wieder zur Herrſchaft kommen muß, ſo giebt ſie ſich natürlich keine Mühe, die Liebe der anderen zu erwerben. Machte man dieſen Unterſchied zwiſchen den Nationen gar nicht und nähme man jedes Mal den Würdigſten, ſei er, wer er ſei, ſo würde natürlich gegenſeitige Schonung davon die Folge ſein, während man jetzt nur auf gegenſeitige Entſchädigung bedacht iſt.

Gegen Abend lockte uns Muſik auf die Szegediner Promenade. Dieſelbe zieren, wie geſagt, einige junge, kleine Linden- oder Akazienbäume (ich bin in der Gattung der Bäume nicht ganz ſicher), welche ſich in langen Reihen an der Mauer der türkiſchen Feſtung hinziehen, — in der That nichts weniger als eben eine ſehr reizende Promenade, aber ein neues und zu einem guten Zwecke veranſtaltetes Unternehmen und da-

her gewiß achtbar. Gott gebe der Promenade nur Gedeihen! Bisher hat man noch das Publicum dazu nicht recht finden können, denn die Damen der gebildeten Klaſſen von Szegedin haben ſich noch immer nicht entſchließen können, unter den Bäumen dieſer Promenade Schatten zu ſuchen. Die Muſiker, welche hier ſpielten, waren Zigeuner, denen man einen ordentlichen Rock angezogen hatte, die aber ihren braunen Teint dabei nicht hatten ablegen können. Die Ungarn haben eine große Vorliebe für die Zigeunermuſik. Aber ich muß ſagen, daß dieſe Zigeuner, welche, wie geſagt, gut gekleidet auf der übrigens ziemlich ſtillen Promenade ſaßen und Straußiſche Walzer oder Auber'ſche und Belliniſche Operncompoſitionen ſpielten, mir bei Weitem nicht ſo gut gefielen, als wenn ich die Leute wohl in ihrer Nationalkleidung unter dem Getümmel des Volks ihre eigenen Gedanken vortragen hörte. Wir entſchädigten uns indeſſen an dem herrlichen Obſte, das ringsumher auf dem Markte verkauft wurde, den ſchönſten Trauben, Zwetſchen und den herrlichſten Pfirſichen. Der letzteren wegen iſt Szegedin berühmt, ſie ſind nirgends ſaftiger, voller und ſüßer als hier. Trotz ihres vielen ſchmackhaften Saftes haben ſie doch dabei ein viel feſteres Fleiſch als unſere etwas weichlichen Pfirſichen. Die Muſik war ganz dicht bei den Mauern der italieniſchen Deportaten-Anſtalt; ich konnte aber nicht recht erfahren, ob zu den Ohren der armen Gefangenen auch wohl einige erfreuende Melodieen gelangen konnten. Ich glaube, die Mauer war zu dick und zu hoch.

Auf der anderen Seite der Feſtung an der Theiß liegen große Salzmagazine, in denen bedeutende Quantitäten des Salzes aus Siebenbürgen und der Marmaros aufgehäuft ſind. Ebenſo bedeutende Quantitäten von Taback liegen in den großen Tabacksniederlagen, welche Sina hier hat bauen laſſen. Dieſer Banquier hat nämlich den Aufkauf und die ganze Lieferung des Tabacks an die Regierung übernommen. Er übergiebt dieſer den Taback zu Preiſen, welche ſie ihm macht. Es iſt nun ſeine Sache, denſelben zu ſolchen Preiſen zu bekommen, daß ſie ihn einigen Gewinn hoffen laſſen. Er ſeinerſeits ſetzt alſo wieder den Bauern des Banats die Preiſe feſt, und da er oder die öſterreichiſche Regierung, in deren Namen er handelt, der Haupteinkäufer iſt, ſo hat er die Preiſe ziemlich in Händen. Der Baron Sina iſt für Ungarn die allerreichſte und einflußreichſte Geldmacht. Sonſt ließ die öſterreichiſche Regierung den Taback durch ihre Beamten aufkaufen. Da ſie dieſe aber nicht ſo gut beaufſichtigen konnte, wie ſie es wünſchte, ſo zog ſie das Syſtem der großen Lieferanten vor.

Es iſt merkwürdig, daß nicht Szegedin, entſchieden die größte und wichtigſte Stadt im ganzen Comitate, ſondern das kleinere Tſchongrad demſelben den Namen giebt, und wiederum, daß nicht in der Hauptſtadt Tſchongrad, ſondern in dem Dorfe Szegvar (d. h. wieder wohl Sodadorf) die Comitats-Verſammlungen gehalten werden. Dieſes Dorf gehört einem Magnaten, und auf ſeinem Grund und Boden iſt das prächtige Co-

mitatshaus gebaut. Man findet auch in anderen ungariſchen Comitaten ganz ähnliche Erſcheinungen, die ſich daher erklären, daß der ungariſche Adel, das einzige oder Haupt-Element der Comitats-Verſammlungen, die Städte nicht liebt, in denen er ſich wie andere Bürger der genirenden ſtädtiſchen Polizei unterwerfen muß. Die Magnaten kommen daher lieber auf einem Dorfe zuſammen, wo ſie vollkommen frei und unbeaufſichtigt ſind.

Szegedin gehört mit zu den patriotiſcheſten Städten Ungarns. Es rühmt ſich, viel patriotiſcher zu ſein als Peſth, wie es denn nicht ſelten iſt, daß die Provinzialſtädte, oft ſogar ganz kleine, die Hauptſtadt des Landes an Patriotismus übertreffen, und wie man ebenfalls die Bemerkung gemacht hat, daß einige zum Magyarenthum bekehrte Slowaken und Serbier in ihrer Magyaromanie noch viel weiter gehen als der Kern der Magyaren ſelbſt.

Den ſpäten Abend brachte ich auf dem Caſino in Szegedin zu, wo ſich eine ſehr bunte und intereſſante Geſellſchaft von Herren zuſammenfand, und wo die Unterhaltung ungemein lebhaft war. Ich muß ſagen, daß ich mich auf meiner ganzen Reiſe in Ungarn in dieſen Caſinos, die man jetzt in allen ungariſchen Städten findet, immer ganz vortrefflich unterhielt und ſchon im Voraus am Tage mich auf dieſe Abendverſammlungen freute, wo in der Regel die intereſſanteſten Gegenſtände beſprochen und die allerverſchiedenſten Meinungen geäußert wurden. Meiſtens waren es die Nach-

Nachrichten und Zeitungsartikel aus Deutſchland, über die man ſich unterhielt, und dann vor allen Dingen die eigenen Angelegenheiten.

Die deutſchen Nachrichten, beſonders die aus den deutſchen conſtitutionellen Staaten, ſind den Ungarn gerade das, was uns die franzöſiſchen ſind, und ſie beobachten alle unſere Bewegungen ebenſo, wie wir die der Franzoſen und Engländer verfolgen. Die betrübenden Nachrichten von den anti-conſtitutionellen Schritten einer deutſchen Regierung werden mit Eifer getadelt, und der Widerſtand freiſinniger Männer wird mit Wärme gelobt. Ich fand in Ungarn eben ſolche paſſionirte Bewunderer der Haltung der hannöver'ſchen Nation, wie in Deutſchland, und mehr als einer der für Freiheit erglühten und edelgeſinnten Magyaren trug mir auf, wenn ich nach Deutſchland zurückkäme, ſolchen Männern, wie Rumann in Hannover, deſſen Name den Leuten ganz geläufig war, zu ſagen, wie viel Sympathie und Hochachtung ſie für ihn empfänden. Wenn er einmal nach Ungarn käme, ſo würde man ihn hier aufnehmen, wie Lafayette in Amerika — aber gewiſſe andere Leute ſollten ſich nie in Ungarn blicken laſſen. Liberale Artikel aus deutſchen Blättern werden ſogleich in's Ungariſche überſetzt, um ſie zu loben, — antiliberale ebenfalls, um ſie herunterzumachen. So zeigte man mir in Szegedin einen Artikel aus einem preußiſchen Blatte, über den man ſeines Servilismus wegen empört war, und zwar mit Recht. Er ging aus einer Hand in die andere.

Die Discuſſion über die Angelegenheiten des Vaterlandes dauerte bis tief in die Nacht hinein, und zuweilen war ſie außerordentlich lebhaft. Es waren faſt alle ungariſchen Parteien in unſerer Geſellſchaft repräſentirt, erſtlich einige ungariſche Patrioten, dann ein paar ſinnige Deutſche, denen ich mich auch beigeſellte, ferner ein geborener Kroat in öſterreichiſchem Militärdienſt und endlich ein griechiſcher Prieſter. Ich fand, daß Jeder ſeine Meinung mit ſehr viel Umſicht, Kenntniß und Energie vertheidigte. Die nächſte Veranlaſſung zum Streite gab ein Artikel aus Siebenbürgen, worin die ſiebenbürger Sachſen ihre deutſche Mutterſprache energiſch gegen die Angriffe eines ungariſchen Journal-Artikels vertheidigten. Man zeigte mir beide Artikel. Der ungariſche hatte den Satz behauptet und ausgeführt, „daß Siebenbürgen nur dann ſtark und glücklich werden könne, wenn innerhalb ſeiner Gränzen Jedermann zum Magyaren würde und gleiche Freiheit genöſſe." Die ſiebenbürger Sachſen, welche in Bezug auf Deutſchthum die vornehmſte Oppoſition gegen den Magyarismus machen, ebenſo wie auf der anderen Seite die Kroaten die vornehmſten Opponenten für das Slaventhum ſind, hatten gegen dieſen Satz den anderen aufgeſtellt, „daß die magyariſche Nation aſiatiſchen Urſprungs ſei, und daß ihre Inſtitutionen und ihre Sprache nie dazu beitragen können, Siebenbürgen glücklich zu machen. „Ueberragen uns denn," fragten ſie in ihrem Artikel, „die Magyaren an moraliſcher und wiſſenſchaftlicher Cultur, an volksthümlichen Einrichtungen, an Kunſt-

fleiß und Gewerbsthätigkeit ſo ſehr, daß wir uns der höchſten und eigenthümlichſten Güter des geſitteten Menſchen, der Mutterſprache, der altererbten und heilig väterlichen Sitte, unſerer eigenthümlichen Rechte und Gewohnheiten entäußern, ganz im Magyarenthum untergehen ſollten, um unſer Vaterland glücklich zu machen? Ehre und Ruhm gebührt wohl allerdings den Edlen und Weiſen des magyariſchen Volks, welche mit ſo glücklichem Erfolge ſtreben, ihr Volk, ihre Sprache emporzuheben. Allein das, was ſie erſt zu erreichen ſtreben, beſitzen wir ſchon lange und den alten, befeſtigten Beſitz aufzuopfern, wäre Thorheit, beſonders, wenn dieſer Beſitz durch Geſetz und Recht, durch Brief und Siegel geſichert iſt, wenn derſelbe ſchon vor Jahrhunderten den Eigenthümern das allgemein anerkannte Lob zuzog, nur zu ihnen habe ſich die Induſtrie, der Gewerbs- und Kunſtfleiß des Landes geflüchtet. Richtiger dürfte daher wohl jener Ausſpruch eines Ungarn ſo gewendet werden: Siebenbürgen wird glücklich ſein und ſich zu einem größeren Wohlſtand erheben, wenn jede der den ſiebenbürgiſchen Staatskörper bildenden Nationen einmüthig dahin trachtet, ſich in ihrem Inneren und ihrem eigenthümlichen Charakter, ihrer eigenthümlichen Conſtitution und dem Zeitgeiſte gemäß fortzubilden, und jeden Verſuch unterläßt, ihren Mitnationen ihre Eigenthümlichkeiten aufzudringen, und wenn alle drei Nationen im aufrichtigen Vereine mit der Regierung, feſt verbunden durch das Band der Union, zweckgemäßen Fortſchritt in Bildung, Kunſt und Wiſſen-

ſchaft, Aufrechthaltung des Rechts und der Geſittung redlich erſtreben!"

„Die Siebenbürger haben Recht," ſagten die Deutſchen, „gerade ſo wird es für Ungarn am beßten ſein, wenn Jeder vor ſeiner eigenen Thüre fegt und ſich nicht in die Angelegenheiten Anderer miſcht. Denn aus dem entgegengeſetzten Verfahren wird die ſo ſehr gewünſchte ſtarke Einheit Ungarns nicht hervorgehen. Wir Deutſchen wollen gern, daß auf den Reichstagen, bei allen öffentlichen Angelegenheiten eine und zwar die Sprache der Ungarn, welche gewiß nun einmal die Hauptnation im Lande bilden, herrſche. Wir wollen auch gern die ungariſche Sprache in der Schule lernen, aber unter uns und zu Hauſe, in unſerem Familienkreiſe und in unſeren Kirchen wollen wir unſere Mutterſprache reden und die Dichter in unſerer Sprache leſen. Davon wird man uns auch nie abhalten können."

„Uns auch nicht," fiel der Kroat ein, „nie werden wir magyariſch reden, und wenn man dieſe Sprache uns gar aufdringen will, ſo wollen wir ſie nicht einmal in den Schulen lernen. Es wird auch nie gelingen, daß man ſie uns aufdringe. So wenig, wie Ihr Erbſen durch die Mauer werfen könnt, ſo wenig werdet Ihr in uns das Ungariſche hineinbringen."

„Ich glaube aber," hob darauf der Ungar an, „es wird doch gehen! ja es ſoll und es muß gehen! Ungarn kann nicht anders beſtehen. Es wohnen hier ſechserlei Nationen. Wie können ſie einig ſein, wenn

ſie nicht eine Sprache haben. Darin beſteht eben die Schwäche von Ungarn. Wenn wir alle erſt eine Sprache reden, wenn wir alle ächte, gute Magyaren geworden ſind, dann können wir Europa in die Schranken fordern, und die europäiſchen Nationen müſſen dann ebenſo gut ungariſch lernen, wie wir jetzt deutſch oder franzöſiſch lernen. Auch iſt die Verwandlung Euerer Landsleute zu Magyaren gar nicht ſo ſchwer, als Ihr denkt."

Es iſt wunderbar, daß die Magyaren nun in ihrem eigenen Vaterlande gegen ihre Mitbürger denſelben Fehler begehen, den Joſeph gegen ſie ſich zu Schulden kommen ließ. Ihre große Oppoſition und ihre eifrige Magyaromanie wurde eben dadurch hervorgebracht und erzeugt, daß man ihnen mit Gewalt die deutſche Sprache aufdringen wollte. Jetzt nun rufen ſie in ihrem Vaterlande viele widerſtrebende Kräfte hervor, dadurch, daß ſie den Kroaten, Deutſchen und Slavoniern ihre Sprache nehmen wollen. Sie würden weit beſſer zu ihrem Zwecke gelangen, wenn ſie blos für die Ausbildung der magyariſchen Sprache und Literatur, beſonders auch für beſſere Volksſchulen fleißig ſorgten. Kämen ſie dann damit weiter als die Deutſchen und Slaven, ſo würden dieſe ſich ganz von ſelbſt zu Magyaren heranbilden, während ſie nun noch weniger dazu geneigt ſind als zuvor. Die Sprache der Väter iſt für ein Volk ſein Leben und ſeine Seele, und ebenſowenig wie ein Menſch, ſelbſt wenn er von vielen angegriffen wird, ſich ohne Vertheidigung ſein Leben nehmen läßt, ebenſo wenig läßt ſich ein Volk, wenn es auch eine noch ſo kleine Commune bildet, ſeine Sprache nehmen, ohne ſie auf's

Eifrigſte zu vertheidigen. Und wenn die Ungarn ſagen, es ſei der Einheit ihres Vaterlandes wegen nöthig, daß alle eine Sprache reden, ſo mögen ſie bedenken, daß ſie doch kein anderes Recht als das der Stärkeren haben, zu verlangen, daß dieß nun gerade die magyariſche Sprache ſein müſſe. Wenn einmal in einem und demſelben Staate mehre Nationen wohnen und mehre Sprachen geſprochen werden, ſo iſt dieſer Staat dann freilich ohne Zweifel ſchwächer, als er es ſein würde, wenn alle ſeine Bürger nur von einer Nation und Sprache wären. Allein es iſt dieß nun einmal ein durch die Geſchichte hervorgerufener Uebelſtand, den man tragen muß und den man nicht durch eine Ungerechtigkeit gut zu machen ſuchen darf. Das einzige und beßte Mittel für einen ſo bunt bevölkerten Staat iſt ohne Zweifel das von den Siebenbürgern angedeutete, daß Keiner den Anderen befehde und Alle in Frieden neben einander leben und für das gemeinſame Vaterland ſtreben möchten. Auf dieſe Weiſe hilft man dem Mangel an Einheit am beßten ab, während man im umgekehrten Falle an ſeine Stelle die baare Zwietracht ſetzt.

Die Puſten und ihre Bewohner.

„Mektschemerek teck peck feck!“

„Ach lieber Freund! was willſt Du? vielleicht meine Kleider? Hier ſind ſie!“

„Nintsch! Hajuk muk puk fuk tellemtelletell!“

„Was ſagſt Du? willſt Du meine Stiefeln putzen? Da ſtehen ſie!“

„Nintsch! jönjörtörjöm függö mesch müggö!“

„Ja, mein Beßter, ich verſtehe kein Wort ungariſch.“

Es war des Morgens „zwei Wochen vor Sonnenaufgang,“ wie das ungariſche Sprüchwort ſich ausdrückt, d. h. ganz früh vor 4 Uhr, als ein kleiner Junge an mein Bett trat und mit mir jene ungariſche Converſation anfing, von der ich den Zweck nicht errathen konnte. Da der Kleine zuletzt ganz ungeduldig wurde und es mir ſchien, als wolle er zu weinen anfangen, ſo ſprang ich auf und ließ den ſchlaftrunkenen Kellner kommen, der mir dann ſagte, ich möchte mich ſofort in Bereitſchaft ſetzen, denn der Diligence-Wagen würde gleich vorfahren und mich mit meinen Sachen abholen.

Dieß ging denn auch bald in Erfüllung. Ich fand in dem Wagen eine ausgezeichnet angenehme Geſellſchaft, von der ich dem Leſer, wenn ich es vermöchte, und wenn ich es aus Urſachen nicht für beſſer hielte, es nicht zu thun, gern eine recht anmuthige Schilderung machen würde. Kurz, wir waren unſerer vier, eine Dame, ihre reizende kleine Tochter, ein Geiſtlicher und ich, — und es dauerte nicht lange, ſo hatten wir die Stadt Szegedin im Rücken und befanden uns mitten in den Puſten, welche zwiſchen der Theiß und der Donau liegen, und welche die Römer das Land der nomadiſchen Jazygen nannten.

„Puſten" iſt ein ſlaviſches Wort, welches ſich in allen ſlaviſchen Dialekten zur Bezeichnung eines wüſten, leern Gefildes findet. Die Ungarn haben dieſes Wort („puszta") in ihre Sprache aufgenommen und bezeichnen damit zunächſt allerdings jede Wüſte. Sie ſprechen daher auch von der Puſte Sahara, von den perſiſchen Puſten. Dann aber hat das Wort insbeſondere auch die Bedeutung von Landgut oder Vorwerk angenommen, indem man überhaupt alles nicht mit Dorf oder Stadtgebäuden beſtandene Ackerland „leer" (pusty) nannte. In dieſem Sinne iſt denn eine Puſte keineswegs ein überhaupt unbebauter und unbewohnter Landſtrich, ſondern ein Landſtrich ohne Dorf, Flecken oder Stadt, der von einem iſolirt wohnenden Beſitzer bearbeitet wird, weßhalb denn auch im Ungariſch-Lateiniſchen das Wort puszta in dieſem Sinne immer mit praedium überſetzt wird.

Indeß iſt doch zu bemerken, daß nur in den gro-

ßen Ebenen Ungarns, ſowohl in der weſtlichen bei Raab als in der mittleren Theiß=Donau=Ebene die großen, beſonders der Viehzucht beſtimmten Landgüter dieſen Namen haben. In der ganzen Militärgränze kennt man keine „Puſten". Ueberhaupt in allen gebirgigen Theilen Ungarns hört man nichts von Puſten, und man hat dort verſchiedene andere Namen für das, was wir ein Landgut nennen. Jede Puſte hat ihren Namen, ſo z. B. „die Puſte Tomka," „die Puſte Bolota," „die Puſte Balanka." Es ſollen nach Schwartner 1300 ſolcher Puſten in Ungarn ſein. Es wohnt auf ihnen unendlich viel Vieh, weniger Menſchen. Die Edelleute verhindern die Vermehrung der Bevölkerung, weil, wie Schwartner ſagt, das Schaf nur für ſeinen Herrn geſchoren wird, die 1000 Menſchen aber, die auf jeder Puſte wohnen könnten, auch noch dem König und den Comitaten zollen müſſen und außerdem auch mehr Nahrung von dem Felde verlangen als die Schafe.

Dem Geſagten zufolge gebraucht man das Wort Puſte in Ungarn ganz ähnlich wie das Wort „Steppe" in Rußland; denn auch dort verſteht man ſowohl die ganze Fläche des Landes darunter („die Steppen Südrußlands"), als auch einen Theil dieſes Landes, der einem gewiſſen Eigenthümer angehört (z. B. „die Steppe der deutſchen Bauern in Neudorf" — „die Kaiſerdörfer-Steppe" — oder in der Redensart: „mein Mann iſt auf der Steppe", ſtatt: „mein Mann iſt auf dem Felde"). Es ſcheint mir ſonderbar, daß, während wir den Na-

men „Steppen" längſt in der Geographie eingeführt haben, ebenſo wie wir die ſüdamerikaniſchen Namen „Llanos" und „Pampas" annahmen, nicht auch der Name „Puſten" für die eigenthümliche Gattung der ungariſchen Wüſte angenommen iſt.

Gleich jenſeits der Theiß bemerkt man, daß wiederum ein ganz anderes Land beginnt. Man ſieht bei Szegedin die erſte Sandebene, dieß iſt bei Tſchongrad und anderen Orten an der Theiß der Fall. Der Boden iſt nicht mehr ſo ganz flach, wie wir ihn im Banate beſchrieben. Der Ackerbau hört auf, wie er es im Banate und in den nördlichen Gegenden an der Maros iſt, die Hauptſache zu ſein, die Viehzucht läuft ihm den Rang ab. Die bunt zuſammengeſetzten Colonieen jener Provinzen hören ebenfalls auf, und Alles iſt reine magyariſche oder doch völlig magyariſirte Bevölkerung bis nach Peſth hin, wo wieder einige deutſche Coloniſten erſcheinen. Die Ebene wird hier und da von Sandhügeln unterbrochen, und wenn der Reiſende im Banate bei Regenwetter im Schmuze verſinkt, ſo kommt er hier bei Trockniß im Sande und Staube um.

Der Sand in dieſen Gegenden, es gilt im Durchſchnitt Alles, was wir ſagen, von dem ganzen Striche zwiſchen der Theiß und der Donau — iſt äußerſt feinkörnig, hier und da mit Muſchel-Bruchſtücken vermiſcht. Er liegt ſtellenweiſe ſo tief, daß man mit Brunnengrabungen noch nicht bis zu ſeiner thonigen Unterlage hat gelangen können. Große Strecken liegen ganz vollkommen nackt und öde da, ohne daß irgend eine Vegetation auf

der Oberfläche hat feſten Fuß faſſen können. An ſolchen Stellen iſt der feine Sand ein beſtändiges Spiel der Winde, und er wird wie der Wüſtenſand der Sahara als Flugſand durch die Lüfte geführt. Die Ungarn nennen ihn dann „futo homok“, d. h. „laufenden Sand.“ Dieſer „futo homok“ iſt die ſchlimmſte Plage dieſer Gegend, denn er verdirbt oft die fruchtbarſten Aecker.

Das merkwürdigſte Verhältniß dieſer eigenthümlichen Wüſte iſt ihre große Waſſerloſigkeit. Es befindet ſich auf ihr kein fließendes Gewäſſer irgend einer Art. Dieß gilt im buchſtäblichen Sinne von der etwa 200 Quadrat-Meilen großen Strecke, die man zwiſchen den folgenden Linien annehmen kann, zwiſchen der Donau und Theiß und von Peſth bis Thereſiopol und Tzombor hinab. Auf der ganzen Reiſe von Szegedin bis zum Rakoſch bei Peſth (23 Meilen weit) haben wir kein einziges fließendes Gewäſſer geſehen, d. h. keinen Fluß, keinen Bach, ja nicht das geringſte Quellchen mit einziger Ausnahme eines zuweilen in der Regenzeit in Fluß gerathenden Flüßchens Namens „Gat-Er“, das ſich aus einem Sumpfe bei Ketskemet entwickelt und auch wieder in einen Sumpf verliert. In anderen Theilen der Ebene giebt es noch mehr ſolche kleine intermittirend fließende und ſich im Sumpfe verlierende Fluß- und Bach-Monſtra.

Ebenſo bemerkenswerth iſt die völlige Baumloſigkeit dieſer ungariſchen Puſten. Alles iſt kahl und öde, nirgends bietet ſich der kühlende Schatten eines lieblich belaubten Haines. Die Leute brennen im Ofen den Miſt und bauen ihre Häuſer aus Lehm oder Schilf.

Von großen Strichen iſt dieß buchſtäblich zu nehmen, nur bei Peſth erfuhren wir, ich weiß nicht, wie es kam, hier und da durch einige Gebüſche und etwas Wald.

Sandfläche mit Staubwolken, — Haideſtrecken mit Trappvögeln, — Moraſt, hier und da mit ſchwimmendem Raſen, von Kranichen und Störchen ſpärlich belebt, — die weißen ausgetrockneten Seeen mit dem Sodakryſtall überzogen, — im günſtigſten Falle Wieſen, mit unzähligem ſchönen Vieh bedeckt, — das ſind die Abwechſelungen, welche dieſe Puſten darbieten.

Hier in dieſen Puſten waren ſonſt die Campi und Castra der Jazygi Metanastae. Hier ſtehen jetzt die Sallaſchen und Tſcharden der Ungarn. Außer dieſen hier und da zerſtreuten und gewöhnlich nur in der Ferne erblickten einſamen Hirtenwohnungen erſcheinen als Gebilde von Menſchenhand in dieſen Wüſten nur hier und da ein paar hoch aus der Ferne wie Kirchthürme winkende Brunnen, wie die im Banate beſchriebenen, und endlich, was wir nicht vergeſſen dürfen, die weißen, gewöhnlich ſehr gut unterhaltenen, ſchon aus weiter Ferne als ein Anzeichen, daß ein Hauptort ſich nahe, begrüßten — Galgen.

In dieſes Land alſo fuhren wir am frühen Morgen hinaus, und jene Bilder gingen vor unſeren Augen auf, als der Sonnengott immer höher und höher den Schleier der Nacht am Himmel hinaufzog. Die Straße zwiſchen Szegedin und Peſth iſt eine der eigenthümlichſten, welche in der Welt exiſtirt. Man kann ſagen, ſie ſei zwei bis drei Meilen breit, wenn man

nämlich alle die einzelnen Straßenfäden, aus denen ſie beſteht, zu einem und demſelben Tracte rechnen will. Wie wir es im Banate machten, ſo macht es hier jeder Fuhrmann, d. h. je nach Zeit und Umſtänden ſchlägt auf dieſer Rieſen-Rennbahn (Corso monstre) jeder ſeine eigene Richtung ein. Für den Reiter iſt dieſe Richtung beſſer, für den Wagen jene, für einen Perſonenwagen dieſe, für einen ſchweren Frachtwagen jene. Eine leichte Kaleſche kommt dort beſſer fort, ein Vierſpänner hier. Bei Sonnenſchein hat man hier und dort einige tiefe Sandſtrecken zu vermeiden, bei Regen einige Sümpfe. Dabei hat auch jeder Fuhrmann ſeine eigene Gewohnheit, ſeinen eigenen Willen. Er hält ſeinem Sinne nach dieſen Strich für beſſer, hundert andere Fuhrleute aber halten hundert andere Tracte für beſſer. Zuweilen probiren ſie auch neue Wege.

Wirthshäuſer giebt es allerdings hier und da an der Straße, doch kümmern ſich die Fuhrleute, wenn ſie eben keine verzärtelten Reiſenden führen, wenig darum. Sie fahren ſo lange im Sande darauf los, als es gehen will. Ueberfällt ſie die Nacht, ſo ſpannen ſie aus, laſſen die Pferde ein wenig graſen und campiren im Freien. Einige von ihnen haben auch ihre Löcher, oder ſogar kleine Zweighütten im Sande, die außer ihnen Niemand kennt, und wo ſie für die Nacht unterkriechen. Ein Geiſtlicher — ich glaube, in Szegedin — erzählte mir einmal folgenden, in dieſer Hinſicht charakteriſtiſchen Vorfall. Als er noch in Peſth ſtudirte, wollte er einmal in das Banat, ſein Va-

terland, reiſen und übergab ſich um ein ſehr Billiges einem von Peſth zurückkehenden Szegediner Fuhrmanne. Der Fuhrmann ſah ſehr wild, braun und bösartig aus (obgleich es ein ganz guter Kerl war), und als der junge Geiſtliche, der aber, wie er mir ſagte, damals Civilkleidung trug, mit ihm auf die Puſte hinaus kam, — als es nun Abend wurde — und ſie ganz einſame Wege fuhren, — auch rund umher keines Menſchen Stimme vernehmbar war, gedachte er des böſen Rufes, in dem die Szegediner Fuhrleute ſtehen, und es wurde ihm ſehr ängſtlich zu Muthe. Er fragte den Kutſcher mehre Male nach einem Wirthshauſe, wo ſie einkehren könnten, und dieſer erklärte endlich, ein Wirthshaus ſei noch ſehr weit, und da es ſchon Nacht würde, ſo wäre es wohl am beßten, daß ſie hier jetzt gleich in der Puſte ihr Nachtlager aufſchlügen. Er wiſſe dort abſeits einen Ort, wo ſich dieß ganz vortrefflich bewerkſtelligen laſſe, und wo er auch einige Vorkehrungen dazu habe.

Damit fuhr denn auch der Kutſcher ohne Weiteres in den Sand hinein und hielt endlich ſtill. „Hier wäre eine Hütte“, ſagte er, „die er ſich zugerichtet hätte, und hier könnten ſie bleiben“. Dem jungen Prieſter wurde nun noch bänger, beſonders da er keine Hütte bemerkte. Erſt als er abſtieg, gewahrte er ein niedriges Strauchdach über einem Loche im Sande. Er hatte dem Kutſcher ſchon unterweges mehre Male zu verſtehen gegeben, daß er weder ein Beamter, noch ein Edelmann, noch ein Kaufmann ſei, ſondern nur ein armer junger Geiſtlicher oder ein Student, und dieß wiederholte er hier, als er

zu der Hütte hintrat, noch einmal. Der Szegediner antwortete, indem er ſein Meſſer wetzte und ſein Beil hervorholte, das ſchade gar nichts, wenn er auch nur wenig Geld bei ſich habe, er wolle ihn hier doch — köſtlich tractiren und ihm und ſich ein ganz angenehmes Nachtmahl und Lager bereiten. Dann ſcharrte er neben der Hütte im Sande und holte daraus bei einem Hinterbein die Hälfte eines geſchlachteten Kalbes hervor, hieb davon ein gutes Stück herunter und verbarg das Uebrige wieder im Sande. Alsdann machte er ein Feuer an, reinigte das Fleiſch, ſteckte es an kleine Stöcke und briet es. Es war ganz friſch und ſchmeckte vortrefflich, denn der Puſtenſand iſt im Sommer ſo trocken, daß er alles in ihm Verborgene vor Fäulniß ſchützt. Sie holten dazu ihre Tſchuttora, die mit Ungarwein gefüllt war, aus dem Wagen. Der Prieſter gewann volles Vertrauen und ſagte mir, er erinnere ſich nicht, daß ihm je Etwas ſo köſtlich geſchmeckt habe wie dieſer Kalbsbraten und Wein auf der einſamen Puſte. Sie ſchlieſen alsdann zuſammen ein wenig auf dem trockenen Sande und brachen am Morgen ganz früh wieder auf nach Szegedin.

Das Kalb, welches jener Szegediner auftiſchte, war ohne Zweifel kein gekauftes. Es war ganz gewiß ein vom Schickſal ihm gegebenes. Vielleicht war er zufällig auf die Weide hinausgeritten, zum Spazieren, um ſich zu erholen, oder um ſich das ſchöne Vieh zu beſehen. Hier kam es wieder zufällig, daß ein kleines dummes Kalb vor ſeinem Pferde erſchrak und

auf die Seite ſprang. Er ritt neugierig hinter das kleine ſchüchterne Thier her, und es lief ihm in die Arme. Um es näher zu beſehen, nahm er es in ſeine Hütte, und um es von aller Angſt und Sorge zu befreien, ſchlachtete er es ab und tractirte ſich und auch ſeine Gäſte damit auf die gaſtfreundlichſte Weiſe von der Welt.

So gaſtfrei wie die Szegediner Fuhrleute, ſind auch die Hirten auf den Puſten ſelbſt; wer zu ihnen kommt, wird auf das Freundlichſte aufgenommen und — nach ihrer Art — prächtig bewirthet Hat der Wirth gerade nichts Geſchlachtetes im Hauſe, ſo iſt er nichtsdeſtoweniger gar nicht verlegen und ſagt: „ich werde ſchon ſchaffen, Herr!" — Er weiß dann eben ſolche Zufälle herbeizuführen, wie jener Szegediner Fuhrmann ſie erlebte, oder vielmehr, um es lieber geradezu zu ſagen, er ſtiehlt und raubt für ſeinen Gaſt; dieß kommt ihm kühn und edel vor. „Ich werde ſchon ſchaffen, Herr! ſagte uns ein ganz kleiner junger Burſche," — ſo erzählte mir ein anderer Ungar, der ebenfalls auf ſeiner Reiſe durch die Puſten in einer einſamen Sallaſche zu übernachten gezwungen war, — „und es dauerte nicht lange, ſo hörten wir ein Schaf blöken, ein Feuer kniſtern und einen Braten brutzeln. Dieſer kaum zwölfjährige Knabe hatte das Schaf indeß geſtohlen, geſchlachtet und briet es nun für uns aus. Es iſt in dieſen Gegenden, als wenn das Rindvieh eine Art von Wild wäre."

Dieſe Hirten in den Puſten haben übrigens manche höchſt intereſſante Kenntniß, die bei ihnen zu finden uns Wunder nimmt. So z. B. kennen ſie nicht nur

den Gang der Sonne und beobachten ihn beſtändig, ſondern ſie haben auch in dem Gewirre der unzähligen Sterne ſich viele gemerkt, mit beſonderen Namen bezeichnet und in ihrem Gange verfolgt. Sie wiſſen daher oft ſehr genau bei Nacht die Stunde anzugeben. Ein Ungar erzählte mir, er habe einmal um 11½ Uhr Nachts einen dieſer Hirten auf die Probe geſtellt und ihn, indem er die Uhr in die Hand genommen, nach der Zeit gefragt. Dieſer habe dieſelbe ganz richtig angegeben und, befragt, woher er dieß wiſſe, mehre Sterne bezeichnet, die im Untergehen begriffen geweſen wären.

Auch manche phyſikaliſche Kenntniß machen ſich dieſe Leute in ihrem alltäglichen Leben zu Nutze, die Viele von uns, wenn ſie nicht in die Geheimniſſe der Wiſſenſchaft eingeweiht ſind, gar nicht anzuwenden verſtehen, wie z. B. Folgendes. Wenn die Hirten der Puſten irgend eine Sache kühl zu halten wünſchen, ſo bedienen ſie ſich dazu des Feuers, und zwar auf dieſe Weiſe. Sie graben ein Loch in die Erde und ſetzen die Milch oder die Sulze (ſauere Milch), oder was es ſonſt iſt, hinein. Sie geben dem Loche oben einen engen, flaſchenartigen Ausgang und machen über demſelben ein Feuer an. Dieſes Feuer nun zieht alle Wärme aus dem Loche heraus, und es wird unter ihm kalt. Sie werfen das Loch dann ſchnell zu und erhalten ihre Lebensmittel ſo ganz friſch und kühl.

Uebrigens aber ſind ſie doch bei aller ihrer gerühmten Kenntniß auch dem Aberglauben ſehr ergeben. So haben auch ſie, wie wohl alle Völker der Welt, den

Glauben an das böſe Auge. Sie meinen, daß man mit böſem Blick und Willen es Jemandem anthun könne. Sie nennen dieß „Szemely meg verni“, mit dem Auge „Jemanden treffen“ oder „ſchlagen.“ Es giebt aber noch viele andere Zaubermittel, einen Anderen in's Verderben zu bringen, die ſie „Rontasch“ (d. h. buchſtäblich: das „Verderben“) nennen. So z. B. kann man gewiſſe böſe Worte in einen Zwirnsfaden, aus dem man einen Knäul macht, einwickeln und ſie in den Weg werfen, den Jemand paſſiren muß. Tritt er darüber hin, ſo geht der böſe Wunſch in Erfüllung. Auch kann man einen blanken Knopf an einen Zwirnsfaden binden, denſelben hin- und herſchaukeln, dabei gewiſſe Worte ſprechen und dadurch einem Feinde Böſes zufügen. Daher hütet ſich jeder Ungar auch wohl, wenn er etwas Abſonderliches am Wege liegen ſieht, darüber hinzutreten. Ebenſo glauben ſie auch, man könne ſich Jemanden durch übernatürliche und unwiderſtehliche Kräfte geneigt machen. Man muß zu einer gewiſſen Nachtſtunde bei Mondenſchein gewiſſe Kräuter kochen und den Abſud davon, heiß, wie er iſt, in den Heerd des Hauſes vermauern. Es wird dabei in der anzulockenden Perſon eine unwiderſtehliche Neigung entſtehen, den Heerd mit ſeinem Beſitzer in Liebe und ehelicher Gemeinſchaft zu theilen.

Es iſt wirklich wunderbar, wie einige abergläubige Meinungen, — ebenſo wie manche Sagen, Legenden, Sitten und Gewohnheiten, — die Runde durch die ganze Welt zu machen ſcheinen. Es giebt dergleichen, die bis in's geringſte Detail, bis auf die Zauberformeln

herab, welche man ſprechen muß, bei den verſchiedenartigſten Nationen ganz auf gleiche Weiſe vorkommen. Es wird einem oft ſchwer, an eine gleichförmige Entſtehung aus gleichen pſychologiſchen Gründen zu glauben, und eine hiſtoriſche Uebertragung nur möglich zu denken, iſt beinahe ebenſo ſchwer.

Der Glaube an Hexen iſt auch ſelbſt aus anderen Claſſen des ungariſchen Volkes noch nicht gar lange verſchwunden. So giebt es bei Szegedin eine Inſel in der Theiß, die Hexeninſel („Boszorkany sziget") genannt. Auf dieſer Inſel wurde noch im Jahre 1746 eine Frau und zwar von vornehmen Stande, nachdem ihr ein förmlicher Proceß gemacht worden war, als Hexe verbrannt. Die Urenkel dieſer Frau leben noch heute. (In einer Gegend von Holland ſoll, wie mir ein glaubwürdiger Mann verſichert hat, noch im Anfange dieſes Jahrhunderts eine Frau der Hexerei beſchuldigt und von den Bauern, die mit ihr im Waſſer experimentirten, erſäuft worden ſein. Sonderbar iſt es, daß der allgemeine Verſammlungsplatz der ungariſchen Hexen ebenſo wie der in Deutſchland heißt. Es iſt der „Blocksberg" bei Ofen. Er hat dieſen Namen wenigſtens bei allen ungariſchen Deutſchen. Vielleicht haben ſie ihn, aus dem ungariſchen Aberglauben den Anlaß nehmend, ſo genannt. Oder iſt vielleicht erſt der Aberglaube aus der Namens-Aehnlichkeit mit unſerem Blocksberg entſtanden? Die Ungarn nennen dieſen Berg „Szent Gellert hegye", d. h. „St.-Gerhards-Berg", weil ſie meinen, der heilige Gerhard habe ſich von dieſem Berge in die Donau ge-

ſtürzt, obgleich dieſer Mann, ebenſo wenig wie eine Hexe, je auf jenem Berge war; denn der heilige Gerhard, einer der erſten chriſtlichen Biſchöfe Ungarns, wurde von den aufrühreriſchen Heiden an einem ganz anderen Platze geſteinigt und ſtürzte ſich nicht, wie die Sage — freilich poetiſcher — meint, von jenem Berge in die Donau freiwillig hinab, um den Ungarn das Verbrechen ſeiner Ermordung zu erſparen.

Vom „blühenden Fett der behaglichen Grunzer", ich meine, vom Schweineſpeck, ſind die Ungarn ganz beſondere Freunde, und ſowie der Schweinehandel in ihrem Lande auf eine ſo großartige Weiſe betrieben wird, wie nirgends mehr, ſo iſt auch das „Schweineſchlachten" oder der „Sautanz", wie das Wort „diszno tor" in dem ungariſchen Lexikon überſetzt wird, eines ihrer Hauptfeſte, wie in Deutſchland die Wurſtfeſte. Sie laden dazu weit und breit ihre Freunde ein, und jeder Gaſt iſt dabei willkommen. Es fällt dieſes Feſt in den Herbſt, wo es auch ſchon jungen Wein giebt, und ſo wenig daher Moſt und Zigeunermuſik dabei fehlen, ſo wenig fehlen auch Tanz und ausgelaſſene Luſtigkeit. Wir Deutſche haben auch viele Worte, die mit „Schwein" oder „Sau" zuſammengeſetzt ſind, die Ungarn aber noch mehr. In einem kleinen ungariſchen Lexikon finde ich allein 33 ſolcher Worte, was $\frac{1}{850}$ aller in dieſem Lexikon verzeichneten Worte iſt. Ich finde darunter allein neun Pflanzen, die nach dem Schweine benannt ſind, nämlich folgende:

Diszno-bab, auch deutſch: Saubohnen.

Diszno-hunyor (buchſtäblich: das Saukraut) = das Mückenkraut.

Diszno-kaposta (buchſtäblich: der Saukohl) = auch deutſch: die Saudiſtel.

Dizsno-kenger (buchſtäblich: das Saubrot)=Kartoffel.

Diszno-komeny, auch deutſch: Saufenchel.

Diszno-mogyoro (buchſtäblich: die Saunuß)=Spitz-klette.

Diszno-parej (buchſtäblich: der Sauſpinat) = Bing-elkraut.

Diszno-repa (buchſtäblich: die Saurübe) = Erd-apfel.

Diszno-tovis (buchſtäblich: der Saudorn) = Eber-wurz.

Man ſieht daraus, wie ſehr die häufige Beſchäftigung der Nation mit Viehzucht auf die Wortbildung und Sprache eingewirkt habe.

Bei denjenigen Feſten der Ungarn, mit welchen ſie die Hauptereigniſſe des menſchlichen Lebens feierlich begehen, z. B. bei den Todtenmahlzeiten, bei den Hochzeiten u. ſ. w., ſoll es, wie mir ein Ungar verſicherte, ſo ſteif und förmlich hergehen, wie am ſpaniſchen Hofe. Ich will dieß nach dem Ernſte, welcher mir dem ungariſchen Naturell einzuwohnen ſcheint, gern glauben, obgleich es hier ſehr ſchwer iſt, die Grade und Abſtufungen der Feierlichkeit zu beſtimmen. Denn mehr oder weniger zeigen ſich die ungebildeten Claſſen aller Nationen bei Begehung feierlicher Handlungen ſteifer und förmlicher als die höheren. Die Sitten und Gebräuche

bei den ungariſchen Hochzeiten ſchilderte einer meiner kundigen Reiſegefährten, jener geiſtliche Herr, der mit uns durch die Puſten fuhr, folgendermaßen.

Wenn ein junger Ungar eine junge Ungarin, entweder weil ſie ihn bei'm Tanze bezauberte, oder weil ihre Augen es ihm anthaten, oder weil ihr Fleiß und ihre Sittſamkeit ihm wohlgefielen, oder endlich weil er ſonſt ſeine Berechnung dabei hatte, — zu ſeinem Ehegemahl zu wünſchen beginnt, und ſie auf alle Weiſe für ſich zu gewinnen beſchloſſen hat, ſo eröffnet er ſein Herz erſt einigen Freunden, und dieſe gehen ihrerſeits zu der Erſehnten und thun ihr zu wiſſen, in welcher Richtung die Wünſche ihres Freundes Andreſch, Janoſch oder Petruſchka ſegeln. Es iſt dabei Sitte, daß dieſe werbenden Freunde immer des Abends in der Dämmerung zu der Jungfrau kommen. Dieſe will natürlich anfangs nichts davon hören, ſie ſagt, ſie würde nie heirathen und vor Allen auch den Janoſch, Andreſch und Petruſchka nicht. Nichtsdeſtoweniger unterhält ſie ſich, wenn ihr der Bräutigam im Stillen zuſagt, mit den Freunden lange von dieſer Abneigung gegen das Heirathen.

Die Werber müſſen ihre abendlichen Beſuche wiederholen. Ihre Beredſamkeit wird dringender, das junge Mädchen wird nachgiebiger und erklärt endlich, wenn ſie ſie denn durchaus wider ihren Willen zwingen wollten, ſo möchte Janoſch einmal kommen und ſie beſuchen.

Dieſer erſte Beſuch des Geliebten, der ſeine Abſicht kund gegeben, heißt die „Beſichtigung der Braut", und dieſer erſte bedeutende Schritt zur Ehe iſt die ver-

legenſte von allen Scenen. Die Verwandten, die auch indeß befragt und zu Rathe gezogen wurden, ſind dabei zugegen und präſentiren das Mädchen dem jungen Manne, der dann von dieſem Abende an der „Vólageny“ (Bräutigam) heißt. Die Braut iſt dabei ſo ſchüchtern, ängſtlich und ſo äußerſt verſchämt, daß es zum Sprüchwort in ganz Ungarn geworden iſt: „ſo verſchämt wie eine ungariſche Braut“ (szégyelös mint a'Magyar meny aszony). Sie hat indeß ein ſchönes Taſchentuch geſtickt, welches ſie ſo lange in der Hand hält, bis ſie endlich den Muth faßt, es ihm zu überreichen. Dieſes Taſchentuch iſt nun das Zeichen der völligen Einwilligung und Abmachung der Sache. Er ſteckt es mit dem einen Zipfel in die Buſentaſche, läßt es lang heraushängen und von nun an auf dem Tanzboden als Siegeszeichen weit hinflattern.

Es folgen nun noch mehre Beſuche, die ebenfalls ſehr ſteif und ceremoniös ſein ſollen, und bei denen wieder andere Geſchenke überreicht werden, bis endlich der Tag der Trauung beſtimmt iſt. Nach der Trauung verfügt ſich jede Partie nach Hauſe, und es beginnt nun ſowohl in dem Hauſe der Braut, als in dem des Bräutigams ein Feſt. Nachdem dieß eine Zeit lang gedauert hat, ſchickt der Bräutigam zu der Braut und ihren Gäſten und läßt ſie alle zu ſich einladen. Allein ſie, ihre verſchämte Rolle weiter ſpielend, weigert ſich anfangs, zu kommen. Endlich ſagt ſie zu, aber kommt doch nicht. So muß ſie dreimal beſchickt werden, bis ſie ſich endlich entſchließt, ihr väterliches Haus

zu verlaſſen und in das des Bräutigams hinüberzugehen. Hier wird dann viel Wein, gutes Weißbrot, worauf der Ungar viel hält, und Paprika-Speck, Paprika-Fleiſch und Paprika-Fiſch, Grütze, Beleſch (ungariſch-deutſch: die „Peltſche“, ein Kuchen aus 20 feinen Teigfladen, die ſo dünn wie Papier ſind und zwiſchen welche Äpfelſchnittchen gelegt werden) und andere ungariſche Nationalgerichte, deren wir ſchon oben einige nannten, aufgetiſcht.

Von allen dieſen Gerichten ißt aber die Braut, die immer in Trauer und Schamhaftigkeit verſunken iſt, gar nichts, und wenn ſie es thäte, wenn ſie ſich ſo weit vergäße, etwas Paprikafleiſch oder Beleſch zu eſſen, ſo würden alle Gäſte, die es ſich indeß ſehr wohl ſchmecken laſſen, darüber ſcandaliſiren. Noch lange würde man davon auf der ganzen Puſte ſprechen, daß die und die junge Frau auf ihrer Hochzeit Fleiſch gegeſſen habe. Deſto mehr müſſen die Gäſte eſſen, und die Braut und der Bräutigam würden ihrerſeits es ſehr übel aufnehmen, wenn man ihren Speiſen nicht alle mögliche Ehre anthäte.

Gegen das Ende des Feſtes erfolgt das „Einbinden des Kopfes,“ eine der wichtigſten Ceremonieen der Hochzeit. Das Mädchen trug bisher die Haare auf die Schultern herabhängend, zuweilen mit Bändern zierlich geſchmückt. Sie werden ihr nun in einem künſtlichen Haarknoten auf dem Kopfe zurecht gelegt, der „Konty“ genannt wird (es heißt ſo überhaupt der „Schopf“, dann insbeſondere die Flechte, die nicht herabhängt, ſon-

dern auf dem Haupte zuſammengelegt wird), und dazu wird ihr das Kopftuch umgewickelt, welches die Frauen tragen. Hierbei muß jede Falte des Tuches, wie es ſich gehört, zurecht gelegt werden. Iſt dieß geſchehen und iſt die Mahlzeit zu Ende, ſo gehen die Freundinnen der Braut herum und fordern den „Kaschapeny“ (den Grützpfennig) ein. Sie nehmen ein Waſchbecken, in welchem jeder ſich die Hände wäſcht, oder doch fingirt, dieß zu thun, indem er dabei ein Geſchenk an Geld in's Waſſer fallen läßt. Darnach geht man zu Bette.

Am anderen Morgen wird dann die Hochzeit mit dem ſogenannten „Káláto“, dem Hochzeitsfrühſtück, beſchloſſen. Ich habe die Bedeutung dieſes Wortes in einem ungariſchen Lexikon nicht finden können, doch ſagte mir ein Ungar, es heiße ſoviel als im Lateiniſchen etwa „visio damni.“ Eine ebenſolche Visio damni nach der Hochzeit unter höchſt ſonderbaren Ceremonieen iſt bei anderen Völkern Sitte, z. B. bei den Kleinruſſen. Ja es giebt auch Gegenden in Europa, wo in den höchſten Ständen jenes Frühſtück, als eigentlicher Schluß der Hochzeit, durchaus unumgänglich iſt.

Bei den ungariſchen Todtenfeſten, die ſie „Hallotitör“ nennen, iſt noch das etwas Eigenthümliches, daß hier gewöhnlich der Küſter im Namen des Verſtorbenen von den Umſtehenden und Zurückbleibenden Abſchied nimmt. Er redet in der erſten Perſon, und ſagt ungefähr das, was etwa der Todte, wenn er noch reden könnte, zum Abſchiede von den Seinigen geſagt haben würde. Bei den Slaven und anderen Nationen iſt das Umge-

kehrte der Fall. Der Todte bleibt ſtumm, und die Zurückbleibenden reden ihn an. Die Ungarn nennen jene Rede: „Butsusztato“ (ſprich: „Butſchuſtato“), d. h. der „Abſchied.“ Es wird viel darauf gehalten, daß der Küſter dieſe Rede hübſch und ordentlich ſpreche. Hat er geendigt, ſo löſen ihn die Klageweiber ab, deren es bei den Ungarn wie bei vielen anderen Nationen giebt.

Alſo, wie geſagt, wir fuhren jetzt ſo recht mitten durch das Innerſte des Landes dieſer intereſſanten und noch ſo wenig gekannten ungariſchen Nation, und ich will es nun verſuchen, durch eine treue Schilderung der Dinge, die wir ſahen, und der kleinen Ereigniſſe, die uns begegneten, das allgemeine Bild dieſes mittleren Ungarns, das ich ſoeben entwarf, noch in einigen kleinen ſpeciellen Zügen deutlicher hervortreten zu laſſen.

Zuerſt ging unſer Weg etwa fünf bis ſechs Meilen weit durch den Határ von Szegedin. Hier gehörte alles Land den Bürgern dieſer Stadt, und wir ſahen ihre „Sallaſchen“ rund umher zerſtreut liegen. Viele kleine Bauerwagen, mit der grauen in der Nacht zuſammengefegten, Soda-Erde (Szekso) beladen, begegneten uns. Als wir von Szegedin ausfuhren, fanden wir auch ſchon den ganzen Markt mit ſolchen Wagen beſetzt. Die Szek-Ernte dieſer Nacht mußte ſehr reich geweſen ſein.

Viele jener Sallaſchen haben nichts als einen Heerd, einen Raum zum Wohnen und einen zum Einſpeichern der Vorräthe, einen Brunnen und dann rund umher Viehweide und etwas Acker. Zuweilen aber ſind

ſie auch ganz wohnliche und ſtattliche Gebäude, mit einigen daneben gepflanzten Bäumen und etwas Gartenland. Das Wort „Szallasch“ kommt her von „Szállani“, welches ſoviel heißt als „einkehren.“ Es bedeutet alſo ſo viel als „Wohnung“; dann aber überſetzen es die Ungarn auch mit „Meierei“ oder „Meierhof.“ Sonderbar iſt es, daß dieſes Wort ſo weit verbreitet iſt. In den Karpathen ſpricht man ebenfalls von Sallaſchen, und wenn ich nicht ſehr irre, ſo heißen auch im Rieſengebirge die einſamen Wohnungen der Hirten „Sallaſchen.“

Wir fanden ihrer anfangs ſo viele, daß es uns ſchien, als ſei das Bild der Stadt Szegedin in ſeinem Határ nur noch weiter auseinandergezogen, ſowie es uns umgekehrt geſchienen hatte, als ſei für die Stadt Szegedin, wie überhaupt für jede ungariſche Stadt, die beßte und kürzeſte Definition die, „es ſeien näher zuſammengerückte Sallaſchen.“

Am Ende des Határ's war als Gränze ein Hügel aufgeworfen, ein „Halom“ *), wie die Ungarn ſagen. Dieſer Halom hieß „Sekete halom“, der „ſchwarze Hügel.“ Ein anderer Gränzhügel, den wir in der Ferne ſahen, hieß „Halom hottar“ (der Hügel der drei Gränzen). Wahrſcheinlich ſind dieſe großen Gränzhügel ſchon ſehr alt und bezeichnen die Gränzen uralter Länder-Abtheilungen. Je weniger die Natur hier durch

*) Das Wort iſt ſlaviſch-illyriſch Halm, ruſſiſch Cholm, böhmiſch Chlum. Sollte das germaniſche „Holm“ nicht auch damit zuſammenhängen?

Bäche, Flüſſe und andere Dinge Gränzen machte, deſto größer und unverwüſtlicher mußte die künſtliche Gränze gemacht werden. Bei uns werden die Königreiche nicht durch ſo große Gränzmonumente geſchieden, wie hier in den Steppen die Határs und Puſten. Ich gab oben nach einer ungariſchen Statiſtik den Határ der Szegediner zu 13 Quadratmeilen an, die Szegediner ſelbſt aber behaupteten ihr Határ ſei 23 Quadratmeilen groß. Thereſiopol ſoll den größten Határ von ganz Ungarn haben, nämlich einen von 34 Quadratmeilen.

Nach dieſem Határ folgen nun die eigentlichen Puſten, die großen Beſitzungen der ungariſchen Edelleute, Hirten und Bauern. Hier ſieht man dann mehr „Tanya's“ als Sallaſchen. Die Tanya's ſind kleiner als die Sallaſchen, und wenn man dieſe die „Meierhöfe“ der Steppen nennen will, ſo kann man jene die „Weiler“ derſelben heißen. Es iſt dieſes Wort „Tanya“ in ganz Ungarn und auch bei den meiſten Slaven für einen kleinen Aufenthaltsort oder für ein Standquartier der Hirten und Fiſcher gebräuchlich. In der Regel ſind dieſe Tanya's nichts als kleine „Putri“, d. h. Erdhütten, oder „Gunyho“, d. h. Schilfhütten.

Je weiter wir von Szegedin wegkamen, deſto trauriger wurde die Landſchaft. Kahle Sandſtellen (auf Ungariſch „Sivan homok“ genannt) und unfruchtbare Sandhügel zeigten ſich in großer Fülle. Hier und da waren die Sandhügel ganz vom Winde zerriſſen, und wir ſahen, wie er in einigen ſchroffen Wänden der Hügel wirbelte. Die Ungarn nennen ſolche ſchroffe Wände oder Sand-

hügel=Ecken, aus denen der Wind den „Futo homok“ (den laufenden Sand) herausholt, „Buczkak.“ Nur hier und da kam ein kleines, freundliches, mit grünem Graſe friſch bewachſenes Wieſenſtück. Die Ungarn nennen eine ſolche Grasſtelle: „Semlyek.“ Gewöhnlich ſind es Vertiefungen, auf der ſich die Feuchtigkeit beſſer hält. Nimmt man zu dieſen Semlyeks nun noch die kleinen, winzig kleinen Tümpel und Teiche hinzu, ſo hat man in dem Obigen ſo ziemlich alle die verſchiedenen Oberflächen=Phaſen, in welche dieſer Boden der Puſten dem Auge erſcheint, genannt.

Auf der academiſchen Ausſtellung dieſes Sommers (1842) in Dresden befand ſich ein treffliches Bild aus den ungariſchen Puſten von Kummer, der den Charakter dieſer Gegenden außerordentlich ſchön und poetiſch auffaßte. Ueber der wilden Ebene, in welcher man nichts entdeckt als einige Sanddünen und einen öden See voll ſchmuzigen Waſſers, brauſt ein ſchweres Gewitter heran. Zwei berittene Tſchikoſen, gleich ſeinen Trabanten, galoppiren vor dem Sturme her. Der letzte erbleichende Sonnenſtrahl fällt auf ſie und das Waſſerbaſſin herab.

Es wurde gegen Mittag außerordentlich warm, und „Pferde unſere“ (ſo ſprach einer unſerer Conducteure, und ſo ſprechen alle Ungebildeten unter den Ungarn, weil ſie gewohnt ſind, das Pronomen nachzuſetzen, und ſie nicht ſagen: „unk haz“ [unſer Haus], ſondern hazunk [Haus unſer]) — „Pferde unſere“, ſage ich, hatten in dem Sande und in der Hitze viel zu thun, unſeren Wagen im gehörigen Rollen zu erhalten. Doch thaten

ſie das Ihrige mit Laufen, ſowie auch unſer munterer Kutſcher Andreſch das Seinige that mit Ermahnen und Antreiben. Ganz wie die ruſſiſchen Kutſcher, haben auch die ungariſchen immer viele Schmeichelnamen für ihre Pferde und ſind ſtets darauf bedacht, ſie damit zu ermuntern. Die Pferde kennen zuweilen ihre Namen, an die ſie gewöhnt ſind, und ſind wirklich thätiger bei dieſen Liebkoſungen. Ich will die Namen, welche unſere Pferde hatten, hierher ſetzen, weil ſie zum Theil die Phantaſie, welche der Ungar bei Aufſuchung der Pferdenamen walten läßt, bezeichnen.

Das eine hieß blos einfach: „Burkusch“, d. h. der Preuße; es mochte vielleicht aus Preußen ſtammen. Das zweite hieß „Keschey“, ebenfalls nichts Beſonderes; es war nach ſeiner Farbe ſo genannt; denn Keschey heißt der „Schecke.“ Das dritte, nach den Eigenſchaften ſeiner Seele benannt, hieß „Vidám“, d. h. der „Muntere“, „Heitere.“ Das vierte hieß „Gyilkos“ (ſprich Jilkoſch), d. h. der „Mörder“, wegen ſeines Uebermuthes, und das fünfte hatte den poetiſcheſten Namen von allen, denn es hieß „Szikra“, d. h. der „Funke“, wegen ſeines unermüdlichen Eifers. Dieß Letzte war entſchieden die ſchönſte Benennung für ein Pferd. Auffallend war es mir, daß unſer Kutſcher immer die Interjection der Aufforderung ebenfalls hinten anſetzte; ſo ſagte er z. B. nicht, wie unſere deutſchen Kutſcher es thun würden: „nun!“ oder „no!“ oder „nä! Preuße!“ ſondern „Burkuschnä!“ „Szikranä!“ „Vidamnä!“ Die Ungarn haben einen wahren Poſtpoſitions-Eifer. Freilich iſt es ſonſt, glaube ich, auch

bei ihnen gewöhnlich, die Interjectionen voranzuſetzen. Aber die Kutſcher thun ſo, wie ich ſagte.

Wir hatten ziemlich viel von der Hitze zu leiden, aber am 18. Juli, jenem in der Wetterkunde berühmten Tage, ſagte unſer Conducteur, habe hier in den Puſten ein wahrer Scirocco geherrſcht. Die Hitze war ſo arg, daß man alle Augenblicke anhalten mußte, weil die Pferde nicht mehr weiter konnten.

Einige hundert Mal noch rief unſer Kutſcher „Burkuschnä! Szikranä!“ bis endlich die Vorderſten in unſerem Wagen ſagten: „Gott ſei Dank, ich ſehe den Galgen von Felegyhaz.“ Wir wußten, daß wir in Felegyhaz Mittag machen wollten, guckten alle zum Wagen hinaus und erblickten richtig auf einem Sandhügel den großen, weiß angeſtrichenen Galgen von jener Hauptſtadt der Kumanen. Ich beobachtete ihn mit dem Perſpective und ſah, daß es ein ſolides Gebäude war. Unten zeigte ſich ein viereckiges Gemäuer, durch welches eine kleine Thüre führte. Aus allen vier Ecken kam eine Säule hervor, und über dem Ende dieſer Säulen waren kreuzweiſe die Balken gelegt, an denen die Verbrecher aufgehängt werden. Es iſt wirklich merkwürdig, daß dieſe Galgen in Ungarn immer ſo außerordentlich gut unterhalten ſind. „Gott ſei Dank! da iſt ja der ſchöne weiße Galgen von Felegyhaz,“ wiederholten wir alle, und es zeigte ſich dann auch die in der Sandebene aus nahe zuſammengerückten Sallaſchen beſtehende Stadt dieſes Namens. Wir fuhren hinein und fanden ein ganz vortreffliches und comfortables Wirthshaus nach öſterreichiſchem Schnitt.

Die Kumanen, Jazygen und Haiducken.

Deutſche aus allen Kreiſen des deutſchen Reichs mit ſehr verſchiedenen Berechtigungen und Privilegien (die Zipſer 16 Städte — das Volk der Sachſen in Siebenbürgen — die deutſchen ackerbauenden Colonieen — die deutſchen Bürger in den Städten ꝛc.), Deutſche von den verſchiedenſten Graden des Deutſchthums, der Magyariſirung, der Slovaciſirung, der Daciſirung ꝛc., Magyaren von verſchiedenen Stämmen (ſiebenbürgiſche Magyaren, ungariſche Szekler), Ruſſen (mit dem Zweige der Schotaken), Slowaken (eigentlich Böhmen), Serbier und Servianer, Walachen und Walachaner, Kroaten, Slavonier und Dalmatiner, Italiener, Griechen, Armenier, Juden (deutſche, böhmiſche und türkiſche Juden), Clementiner, Zinzaren, Zigeuner, Bulgaren, Bosnier — dieß ſind ungefähr die Völker Ungarns, die wir bisher zum Theil kennen lernten, und nun kommen noch dazu die Kumanen (die Groß- und Klein-Kumanen), die Haiducken oder Labantzen und die Jazygen, in deren Lande wir uns jetzt befinden.

Die Gebiete dieſer drei letztgenannten Nationen befinden ſich ſämmtlich in der Ebene an der Donau und Theiß, wo ihnen die Könige von Ungarn zu verſchiedenen Zeiten große Landſtriche angewieſen haben. Alle die verſchiedenen Striche, die ſie bewohnen, betragen zuſammen etwa 100 Quadrat-Meilen, ſowie ihre Seelenzahl ungefähr 160,000 Menſchen.

Die Jazygen wollen die Slaven gern für Reſte jener alten ſlaviſchen Nation der Jazygen halten, welche die Römer hier als Aborigines aufführen, und ſie leiten dieſen Namen von dem ſlaviſchen Worte: „Jasyk," die Zunge, ab. Die Ungarn aber halten dieſe Jazygen für Kumanen, welche im Jahre 1125 unter einem Anführer Namens Tatar in Ungarn einfielen, und ſagen, daß ſie von einem ungariſchen Worte, welches ſoviel als Bogen bedeutet, „Jaszen oder Jazygen", d. h. „Bogenſchützen," genannt ſeien.

Die Kumanen, wahrſcheinlich eine Nation tatariſchen Urſprungs, ſaßen ebenfalls wie die Magyaren jenſeits der Karpathen in den ſüdlichen Steppen Rußlands. Viele von ihnen, unter ſieben, noch jetzt bekannten Anführern, zogen ſchon gleich mit den Magyaren um das Jahr 900 mit in Pannonien und Dacien ein und verloren ſich wie viele andere Völkerreſte unter ihnen. Der größte Theil der Kumanen blieb jenſeits der Theiß zurück. Einzelne Trupps aber machten von hier aus häufige Einfälle nach Ungarn, ſo ein Trupp unter dem Chan Oscu im Jahre 1074, ein anderer unter dem Chan Tatar im Jahre 1125. Sie wurden beſiegt

und niedergemacht, oder als Gefangene und Kriegsgenoſſen hier und da angeſiedelt. Als die Mongolen über dieſe öſtlichen Völker hereinbrachen, kamen andere Kumanen als Flüchtlinge und Schutzſuchende, z. B. 1227 eine große Horde, ferner im Jahre 1239 eine Horde von 40,000 Mann. Die ungariſchen Könige nahmen ſie gern auf, weil ſie in ihnen eine Stütze gegen ihre eigenen Mißvergnügten ſahen und auch, weil ſie mit ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume ſich am päpſtlichen Hofe ein Verdienſt zu erwerben ſuchten. Ja ein König von Ungarn, Ladislaus, lebte ſogar (am Ende des 13ten Jahrhunderts) ganz unter den Kumanen, ließ ſich, wie ſie es thaten, den ganzen Bart wachſen, vertauſchte die engen ungariſchen Kleider mit der weiten orientaliſchen Tracht der Kumanen, trug einen ſpitzigen Filzhut und wohnte mit ihnen unter ihren Zelten von Filz.

Sie leiſteten den ungariſchen Königen als Leibgardiſten zu Zeiten viele gute Dienſte, allein ſie nöthigten ſie auch mehre Male durch Empörungen zu harten Maßregeln und zu Bürgerkrieg. Die großen Gebiete und die außerordentlichen Privilegien, welche ihnen ſonſt eingeräumt waren, beſitzen ſie jetzt nicht mehr in der alten Ausdehnung; ſo müſſen ſie z. B. jetzt auch einen Königszins bezahlen, von dem ſie anfangs frei waren.

Ihre eigenthümlichen, von Maria Thereſia noch beſtätigten Privilegien und Rechtsverhältniſſe beſtehen jetzt hauptſächlich nur noch darin:

1) daß ſie alle freie Leute und keinem Grund-

herrn unterworfen ſind, daß ſie ihre eigene Gerichtsbarkeit haben und ſogar auch das Jus gladii üben, daß ſie unter einem Ober-Kapitäne ſtehen, den der Palatin ernennt, und daß ſie ihre Unterkapitäne ſelbſt ernennen,

2) daß ihre Landſchaften, Groß-Kumanien, Klein-Kumanien und Jazygien, durch zwei von ihnen gewählte Deputirte auf dem ungariſchen Reichstage repräſentirt werden, und

3) daß ſie, wie ungariſche Edelleute im ganzen Königreiche von allen Land- und Waſſermauthen und von biſchöflichen Zehnten frei ſind und in ihrem eigenen Lande verſchiedene Regalien üben können.

Die Haiducken haben einen anderen Urſprung als die Kumanen und Jazygen. Sie werden im Ungariſchen „hajdu“ und im Ungariſch-Lateiniſchen „haidonici“ genannt. Dieſer Name kommt ſehr wahrſcheinlich von dem ungariſchen Worte: „hajadon,“ d. h. ein „Unverheiratheter,“ her, und die „haidonici“ waren junge, unverheirathete Leute, die ſich bald von dieſem, bald von jenem Condottiere in Ungarn anwerben ließen und verſchiedenen Fahnen folgten. Sie waren alſo eine Art von „Landsknechten,“ daſſelbe, was die Koſaken in Südrußland*) ſind, (kosak heißt ebenſo wie „hajadon“ ein freier,

*) Es haben ſich immer viele Gattungen von Truppen in Ungarn gebildet, von denen mehre in ganz Europa berühmt geworden ſind, ſo die Haiducken, die Huſaren, die Rothmäntel, die Braunmäntel, die Serreſchaner ꝛc. — Die Haiducken Botſchkai's waren gute Infanteriſten, und daher mögen vielleicht anfangs viele Haiducken auch als Gerichtsboten in Ungarn gebraucht worden ſein, weßhalb auch noch jetzt ein Gerichtsbote auf

unverheirattheter Mann). Wenn ſie im Kriege gedient hatten, ſo ſchenkten ihnen die Könige, wie dieß auch in anderen Staaten geſchah, Ländereien. Es mögen daher viele ungariſche Bauerſchaften von ſolchen Haiducken ihren Urſprung genommen haben. Die aber, welche noch jetzt einen großen ſumpfigen Landſtrich im Norden von Debretzin inne haben, die ſogenannten ſechs Haiducken-Städte (oppida haidonicalia), ſtammen von einem Freicorps zu Fuß her, welches der ſiebenbürgiſche Fürſt Stephan Botſchkai im Anfange des 17ten Jahrhunderts aus Serbiern, Walachen und Ungarn formirte und nach beendigtem Kriege mit Ländereien, Privilegien, einem eigenen Ober-Kapitän ꝛc. beſchenkte. Dieſe Privilegien wurden ſpäter von dem Könige von Ungarn beſtätigt, und auch dieſe Haiducken ſchicken zwei Deputirte auf den ungariſchen Landtag.

Uebrigens ſind jetzt ſowohl dieſe Haiducken, die, wie geſagt, großentheils von Anfang her ſchon Magyaren waren, als auch jene Kumanen, die den Magyaren höchſt wahrſcheinlich ſtammverwandt waren, in Be-

---

Ungariſch ein Haiduck heißt. (Freilich ſind jetzt dieſe Haiducken meiſtens beritten. Vielleicht ſtammen daher auch die Haiducken (Läufer) unſerer Vornehmen. Merkwürdig iſt es, daß faſt alle europäiſchen Truppengattungen fremde, nichtdeutſche, meiſtens romaniſche Namen haben, wie Soldat, Militär, Artilleriſt, Infanteriſt, Cavaleriſt, Küraſſiere, Dragoner, Lanciers, Garden, Marinetruppen (romaniſch), Ulanen (polniſch), Huſaren (ungariſch), Janitſcharen (türkiſch), und daß die Deutſchen, die doch ſo viele Kriege in Europa geführt, den Namen für keine einzige dieſer Truppengattungen hergaben. Hat bei uns Deutſchen ſelbſt noch eine andere Truppengattung, außer der der „Jäger“ oder „Schützen“, einen deutſchen Namen?

zug auf Sprache, Sitten und Kleidung völlig magyariſirt. Auch in Beziehung auf ihre Religion iſt dieß der Fall; denn obwohl ſich unter ihnen das Heidenthum länger erhielt als unter irgend einem anderen Theile der Bevölkerung des Landes, ſo ſind ſie doch längſt zum Chriſtenthume bekehrt und haben dann auch wie die Ungarn eifrigen Antheil an der Reformation genommen. Die Haiducken und Groß-Kumanen ſind faſt alle reformirt, die Jazygen faſt alle katholiſch, die kleinen Kumanen zur Hälfte katholiſch und zur Hälfte reformirt.

Nichtsdeſtoweniger aber, obgleich man ſie jetzt alle für reine Magyaren nimmt, haben ſie, wie ich glaube, noch ſehr viel Beſonderes. Kein Menſch giebt ſich aber die Mühe, das Beſondere und Unterſcheidende aufzufaſſen. Daß ihre eigenthümlich freie Verfaſſung und der kriegeriſche Sinn, der noch immer in ihnen rege iſt, ſchon viel dergleichen hervorrufen müſſen, läßt ſich a priori begreifen. Auch ſah man es noch bei der letzten Rekrutirung (im Jahre 1840). Die Rekruten in anderen Theilen Ungarns, wenn gleich ſie dießmal durch's Loos beſtimmt wurden, mußten dennoch hier und da durch Zwang zur Fahne geführt werden. Die Kumanen (wenigſtens die Klein-Kumanen) beſchloſſen, die Sache auf eine für kriegeriſche Männer würdigere Weiſe in's Werk zu richten. Sie riefen alle ihre waffenfähige Mannſchaft zuſammen und zogen mit Trommeln und Muſik auf den Markt von Felegyhaz. Hier war ein Tiſch errichtet, an dem ihre Kapitäne und deren Schreiber präſidirten. Daneben wurde eine Uniform mit Tzſchako und Be-

waffnung aufgerichtet, und wer Luſt zum Dienſte hatte, der trat freiwillig vor, ſich zu dieſer Uniform zu melden und als Soldat einſchreiben zu laſſen. Dann wurde eine neue Uniform aufgerichtet, und ein neuer Freiwilliger trat auf. Und auf dieſe Weiſe ſtellten ſie ihr ganzes Contingent.

Bei Tiſch in Felegyhaz (ſprich: Feletjhas) wurde wieder von einem ſiebenbürgiſchen Journal-Artikel geſprochen, einem ähnlichen, wie der bei Szegedin erwähnte. „Na! die Siebenbürger", ſagte einer der Gäſte, „haben unſeren Ungarn einmal wieder recht kräftig von ihren Bergen heruntergepfiffen." Ich bemerkte mir dieſe charakteriſtiſche Redewendung, bekam den Artikel aber nicht zu leſen, da man das Blatt nicht gleich finden konnte.

Herrlich iſt es, daß es ſelbſt in dieſen Wüſten Ungarns, ſelbſt ſogar in der Ketskemeter Haide überall ſo ſchöne Trauben und Pfirſichen giebt, und dieſen Vorzug haben ſie jedenfalls vor der lüneburger Haide und der brandenburger Sandebene voraus. In allen Orten fanden wir die ſchönſten, friſcheſten Trauben zum Verkaufe feilgeboten. Und ebenſo gut und ſchmackhaft ſind hier die Pujka's (Truthühner), obgleich nicht mehr ſo zahlreich wie im Banate und überhaupt in allen von Walachen bewohnten Gegenden, welche dieſen aus Indien zu uns gekommenen Vogel, ebenſo wie den Mais in beſonderen Schutz genommen haben; denn man findet immer ganze Heerden von Truthühnern in ihren Dör-

fern. Jene Pujka's heißen bei den Ungariſch-Deutſchen „Pockerl." Dieſe Benennung war mir gewiß der ſiebente oder achte deutſche Name für einen und denſelben Hausvogel, der ſich doch ziemlich raſch über Europa verbreitet zu haben ſcheint. Was man in Ungarn „Pockerl" nennt, heißt in Berlin „Puter," in Kur- und Livland „Kalkuhn" (Plur.: „die Kalkuhnen), in Oeſterreich „Indian," in einem anderen Theile von Deutſchland wieder „Truthahn," auch „Welſchhahn," auch „Kalekuter," endlich auch „Conſiſtorial-Vogel," während doch die Gans, die Ente, der Storch, die Schwalbe und andere Hausvögel in Deutſchland einen und denſelben Namen haben. Woher mag dieſe außerordentlich bunte Benennung bei jenem Vogel kommen? Bei einem zahmen Thiere begreift ſie ſich weit weniger leicht als bei einem wilden. Dieſes kommt natürlich zu allen den verſchiedenen Ländern und Provinzen, ohne ſeinen Namen zu nennen, aber jenes, das durch den menſchlichen Verkehr von Hand zu Hand verbreitet wird, bringt ſchon einen Namen mit, nach welchem natürlich die Empfänger ſich bei'm Geber erkundigen. Man ſollte daher vorzugsweiſe bei dem „Puter" einen einzigen, zugleich mit ihm verbreiteten Namen erwarten.

Noch vor nicht langer Zeit hatte Felegyhaz, wie Szegedin und die meiſten anderen ächt ungariſchen Städte, keine anderen Schornſteine als hölzerne. Jetzt ſind aber die meiſten von Stein hergeſtellt. Doch bringt dieſer wohlthätige Verſteinerungsproceß, der in den ruſſiſchen Städten ſo ſchnelle Fortſchritte macht, in Ungarn, wo

die Befehle nicht ſo einfach gegeben und ausgeführt werden, nur langſam durch. So haben auch noch die meiſten Häuſer in dieſen Puſten-Städten Schindeln zur Bedachung, und nur wenige ſind zu einem Ziegeldache gelangt.

Die Ketskemeter Haide.

Nach Tiſche ging es mit unſeren munteren „Funken,“ „Mördern“ und „Preußen“ in der Wüſte weiter. Eins der merkwürdigſten Verhältniſſe dieſer Wüſte iſt auch das Nichtvorkommen von zerſtreuten Felsblöcken in ihrer Ebene. Das, was in einer Gegend nicht vorkommt, zu wiſſen, iſt für die Wiſſenſchaft oft ebenſo intereſſant, als genau zu kennen, was ſich darin findet. Die Nichtvorkommniſſe werden von den Reiſenden mehr vernachläſſigt als die Vorkommniſſe. Die ungariſche Donau-Theiß-Ebene iſt nach der norddeutſchen oder Oſtſee-Ebene und nach der Ebene im Norden des ſchwarzen Meeres die größte in Europa. Sie hat eine Ausdehnung von mehr als 1000 Quadrat-Meilen. In England, Spanien, Frankreich, Skandinavien, Italien, der Türkei und Süddeutſchland giebt es nichts Aehnliches. Dabei iſt ſie von Hochgebirgen, den Alpen, den Karpathen und den Ausläufern derſelben umgeben. Aber keines dieſer Gebirge hat Felsblöcke und Trümmer ihrer Maſſe weithin über dieſe Ebene zerſtreut, und wenn die Erſcheinung dieſer Maſſen in Norddeutſchland, der Schweiz

und anderen Ländern ſchon Vielen ſehr räthſelhaft vorgekommen iſt, und man viele Theorieen zu ihrer Erklärung aufgeſtellt hat, ſo kann man neugierig ſein, zu erfahren, ob die neueſte dieſer Theorieen, die Eistheorie, im Stande ſein wird, auch dieß Nichterſcheinen zu erklären, oder ob ſich in ihm neue Räthſel und Steine des Anſtoßes offenbaren werden. Daß die Karpathen nirgends einzelne Blöcke ihrer Geſteine umher geſtreut haben, wage ich freilich nicht zu behaupten, und in ihren Thälern finden ſich natürlich überall vom Waſſer fortgeriſſene Felstrümmer. Aber ſoviel iſt gewiß, daß mir auf meiner Reiſe durch Beſſarabien und weiter durch Galizien um die Karpathen herum nirgends ſolche Steintrümmer auf dem Felde erſchienen ſind, und daß ich ebenſo im Banat und in der großen, ſowie auch in der kleinen ungariſchen Ebene nirgends einen Menſchen gefunden habe, der mir ſo viel ich auch darnach fragte, zerſtreute Feldſteine anzeigen konnte. Die banatiſche Ebene, obgleich ſie nahe an's Hochgebirge ſich anſchließt, hat, glaube ich, nicht einen Kubikzoll Feldſtein und Bergtrümmer. Daſſelbe glaube ich von der ganzen weiten ſüdruſſiſchen Ebene verſichern zu können. Vielleicht liegen die Felstrümmer der Karpathen in kürzeren Strahlen und in minder weit hinausgeſchobenen Ringen näher bei dem Hauptrücken des Gebirges.

Unſere nächſte Station war der berühmteſte und größte Marktflecken Ungarns, Ketskemet, ſprich: Ketſchkemet. (Ketske heißt im Ungariſchen die Ziege. Ob der Name damit zuſammenhängt?) Dieſer Marktflecken

hat jetzt über 32,000 Einwohner, die ſich meiſtens von Viehzucht nähren. Zahlloſe Heerden ſchöner Rinder, muthiger ungariſcher Pferde und langhörniger Schafe durchirren die Ketskemeter Gefilde. Man nennt die ganze Umgegend „die Ketskemeter Haide" und umfaßt unter dieſem Namen auch noch ein größeres Stück der Donau = Theiß = Ebene. Man begreift gar nicht, aus welcher Urſache hier in dieſer Gegend, wo weder ein Fluß Gelegenheit zum Handel giebt, noch ein Berg oder Fels Anlaß zu einer Befeſtigung bot, noch ſonſt irgend ein Verhältniß, das einer Gemeinſchaft vieler Bürger irgend bedeutenden Vorſchub leiſten könnte, entdeckt werden mag, ſo viele Menſchen ſich auf einem Flecke verſammelten. Die Exiſtenz von 32,000 zu einer Commune vereinigten Bürgern an dieſem Orte iſt ein Räthſel, das von einem Geographen ſchwer zu löſen iſt.

Die Einwohner ſind faſt lauter ächte Ungarn, Edelleute, Handwerker und Bauern. Die Edelleute haben auch hier ein Caſino errichtet. An den Bauern — es ſind dieſelben braunen, dunkelhaarigen Geſtalten, die man ſchon in Peſth geſehen hat, die aber hier in der Ebene eigentlich zu Hauſe ſind, — fällt nichts mehr auf als ihr kurzes Hemd. Es reicht daſſelbe nämlich nicht einmal bis auf die Mitte des Rückens. Ja, zuweilen iſt das ganze Hemd geradezu nichts weiter als zwei durch ein ſchmales Mittelſtück verbundene Aermel. Da auf dieſe Weiſe nun zwiſchen Hemd und Gatjen ein breiter Strich der Körperoberfläche unbedeckt bleibt, ſo brennt die Sonne immer einen dunkelbraunen,

unverwüſtlichen Leibgürtel in dieſen Strich der Haut hinein. Man könnte in den eliſäiſchen Gefilden, wo alle Nationaltrachten aufhören, jeden ungariſchen Bauer ſofort an dieſem natürlichen Gürtel erkennen. Da das ungariſche Hemd einzig in ſeiner Art in Europa iſt, ſo lohnte es ſich wohl einer Erwähnung. Merkwürdig iſt es auch noch bei dieſen Bauern, daß ſie ihre kleine, kurze Pfeife nicht, wie andere Leute wohl thun, vorn, ſondern hinten in den Gürtel ihrer Hoſen ſtecken. Hinten, mitten auf dem Rücken, da iſt der Platz der Pfeife. Manche werfen ſie indeß auch wohl in die Krämpe ihres Hutes hinein.

In Ketskemet wohnten wir der Revue eines Trupps italieniſcher Reiter bei, die hier im Quartiere liegen. Dieſe Leute, die bekanntlich ſchlechte Reiter ſind, mögen den Ungarn, den beßten Reitern der Welt, wohl Manches zu lachen geben, und ſie ihrerſeits mögen ſich, ihres ſchönen Vaterlandes eingedenk, wohl manche Verwünſchung der Ketskemeter Haide erlauben. Für uns iſt Ketskemet ein ungenießbarer Ort, und wo bei uns 32,000 Menſchen zuſammenwohnen, da giebt es mehr Genuß und Freude. Indeß darf man ihn doch auch nicht ganz verwerfen. Mißt man ihn nicht mit fremdem, ſondern mit ungariſchem Maßſtabe, ſo findet ſich, daß er ein ganz hübſches Stadthaus, ein reformirtes und ein katholiſches Gymnaſium und nebenbei noch viele mit heller Farbe angeſtrichene Häuſer beſitzt, ſowie er ſich Mühe gegeben hat, vor ſeinem Thore mehre an Bäumen reiche Gärten zu ſchaffen. Das

Obſt, welches uns geboten wurde, war auch hier vortreff= lich, und das Weizenbrot, das der Ort bäckt, iſt in Ungarn berühmt. Die Ungarn ſind eine Weißbrot eſſende Nation, wie die Franzoſen. Selbſt der gemeinſte Un= gar ißt täglich ſein Weißbrot in großer Quantität. Da= her mag es auch kommen, daß er unſere Kartoffeln nicht liebgewonnen hat. Man ſagt, daß in allen Wei= zenländern die Kartoffeln ſich ſchwer Eingang verſchaffen.

Von Ketskemet bis Peſth (auf einem Raume von 11 Mei= len) giebt es nur drei Dörfer (Orkeny, Ocſa und Sorok= ſar). Wir übernachteten in einem einſam liegenden Wirths= hauſe, „Fülděak“ (d. h. „Studenten=Ohr“). Es war eine weitläufige, wie eine Feſtung in Mauern eingeſchloſſene Anlage. Deutſche waren die Wirthe und Kellner. Die ganze Einrichtung war recht leidlich und Alles voll Gäſte. Bei der Abendmahlzeit, die ſehr gut zu nennen war, hatten wir ſehr angenehme Unterhaltung. Es wurden viele für das Land charakteriſtiſche Dinge auf's Tapet gebracht. Aber ein Reiſender iſt weniger in Verle= genheit, etwas Charakteriſtiſches zu finden, als Alles, was ſich ihm bietet, — denn es giebt eigentlich gar nichts Uncharakteriſtiſches — aufzufaſſen und zu be= halten. Nur eine Anekdote iſt mir von jenem Abende noch im Sinne geblieben von einem ungariſchen Gelehr= ten, der einem ungariſchen Edelmanne eine Lehre gab. Dieſer hatte ſich ein prächtiges Haus gebaut und dabei ſeine armen Bauern auf die härteſte Weiſe zur Arbeit angetrieben. Da das Haus fertig war, wünſchte er eine lateiniſche Inſchrift auf daſſelbe zu

haben, und er ließ daher einen Gelehrten kommen, von deſſen glücklichen lateiniſchen Diſtichen er gehört hatte. Er bat ihn um ein paſſendes Sprüchelchen für ſein Haus. Der Gelehrte verſprach, es am anderen Tage zu liefern. Allein am folgenden Morgen war er verſchwunden. Mit ſchwarzer Kohle aber fand man über der Thür des Hauſes folgenden gut geſetzten lateiniſchen Vers angeſchrieben:

„Congeries lapidûm, multis congesta rapinis,
Corruet et raptas alter habebit opes.“

Der Spruch, ſagte man mir, ſei in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht worden, und ſchon jetzt ſei er in Erfüllung gegangen. Denn der Edelmann ſei todt, ſeine Familie ausgeſtorben und ſein Beſitzthum an den König zurückgefallen.

Die reitenden Wächter, welche auf der Ketskemeter Haide von Sallaſche zu Sallaſche herumſtreifen, hatten ihre Pflicht gethan, und wir fanden uns am Morgen wieder Alle vollzählig, lebendig, unberaubt und ungefeſſelt zuſammen. Ein dicker Nebel bedeckte die Gefilde, doch ein ſchöner Tag brach durch. Unſer Kutſcher verſicherte uns, es würde auch noch länger ſo ſchön bleiben, und wir würden einen herrlichen Herbſt bekommen, weil der „Pipatsch“ (der rothe Feldmohn, Papaver Rhoeas) noch ſo ſpät blühe; dieß ſei ein untrügliches Zeichen in Ungarn.

Wir ſahen unterweges mehre von einer hier ſehr häufigen Kreide-Erde ganz milchweiß gefärbte Waſſertümpel. Dieſe Erde graben die Leute auf den Puſten, und mit

ihr ſtreichen ſie ihre Häuſer an, die daher hier auch überall ſo friſch weiß ausſehen, wie ich ſchon öfter bemerkte, und wie dieß in Südrußland ebenfalls der Fall iſt. Es gehen überhaupt viele ähnliche Naturverhältniſſe und Volksſitten durch die ruſſiſchen Steppen ſowohl als durch die ungariſchen, die beiden gemein ſind.

Auch die mit Salzen geſchwängerten Gewäſſer der Steppen — manche enthalten mehr Kochſalz als Natron — benutzen die Leute in ihrem Haushalte zuweilen. Weil nämlich des königlichen Monopols wegen das Salz im Lande theuer iſt, ſo graben die Steppenbewohner nach ſolchen Salzbrunnen und kochen in dem Waſſer derſelben ihr Fleiſch. Es ſoll dieß aber ſehr ungeſund ſein, und es iſt daher verboten, dergleichen Brunnen anzulegen.

Auch hier in Ketskemet und in anderen Ortſchaften dieſer Gegend beſtehen zahlreiche Seifenſiedereien, die ihr Fabrikat ebenfalls meiſtens aus Schweinefett bereiten. Die Lichter dagegen haben ſie hier aus Ziegentalg, entweder von ihren eigenen Ziegen, oder, was gewöhnlicher iſt, von jenen Ziegen, die wir bei Orſowa kennen lernten und die von den ſerbiſchen und ſiebenbürgiſchen Gebirgszügen kommen. Die Pommade für ihr Haar iſt aber wiederum Schweinefett. Sie glauben, daß dieſes Fett für die Haare und den Kopf ſehr geſund ſei, und ſchmieren zuweilen ſo viel davon ein, daß, wenn es recht heiß iſt, es ihnen aus den Locken träufelt. Bei uns brauchen die Weiber mehr Pommade als die Männer, hier die Männer mehr als die Weiber, weil die „Ingrinnen“

(ſo heißen ſonderbarer Weiſe in ganz Ungarn die Frauen der Magyaren, und man ſpricht: „der Ungar“ und „die Ingrin“) mehr Tücher um den Kopf tragen.

Auf einer Station, wo wir frühſtückten, ſahen wir ein Paar ungariſche Schäferhunde. Dieſe Thiere, die, wenn man ſie ſich ſelbſt überläßt, weder mit dem Wolfe, noch mit einem fremden Menſchen Erbarmen haben, heißen auf Ungariſch: „Szelindek.“ Sie haben langes Haar, von verſchiedener Farbe, Weiß, Grau und Braun, und ſehen dem Wolfe oft ebenſo ähnlich, wie die großen Schäferhunde, welche die ſüdruſſiſchen Tſchabans an der Kette mit ſich herumführen, wenn ſie einen von Menſchen bewohnten Ort paſſiren. Mir erzählte Jemand, daß ein Ungar einmal mit vier ſolchen Hunden nach Italien gereiſ't ſei und ſie dort als Wölfe gezeigt habe. Die Hirten gebrauchen die Szelindeks blos zur Vertheidigung ihrer Heerden gegen den Wolf. Um die Schafe zuſammenzuhalten und zu dirigiren, haben ſie meiſtens noch einen gewöhnlichen kleinen Hund („kuty“).

Auch hier in den Steppen, wo ich ſo viele ächt magyariſche Phyſiognomieen zu ſehen bekam, fand ich wieder beſtätigt, was ich ſchon früher bemerkt hatte, daß die ungariſche Phyſiognomie in ihren Grundzügen eine ſehr ſchöne iſt und daß ſie gewiß nicht im Geringſten das Mongoliſche hat, was Manche darin haben finden wollen.

Wie bei allen ungariſchen Städten der Galgen, ſo präſentirt ſich in allen ungariſchen Dörfern der „Straf-

block" oder „Schandklotz." Die Ungarn nennen dieſes Inſtrument „Kaloda," ein ſlaviſches Wort, welches man auch bei den Ruſſen, Mähren, Illyriern und Kroaten kennt. Es iſt dieſer Kaloda anders eingerichtet als der bei uns übliche Schandpfahl. Es beſteht derſelbe nämlich aus zwei dicken, wie die Arme einer Scheere zuſammengefügten und auf einander klappenden Bretern. In dem unteren Brete ſind halbzirkelförmige Löcher ausgeſchnitten, in welche die Füße und Beine des Delinquenten gelegt werden; in dem oberen Brete ſind eben ſolche halbzirkelförmige Löcher ausgeſchnitten, die auf die unteren paſſen; auf den Enden werden die Breter verſchloſſen, und der arme Gefangene liegt mit dieſem Klotze an den Beinen 12 oder 24 Stunden am Boden, der Unbill des Wetters und dem Blicke der Vorübergehenden preisgegeben. Ein ſolcher Klotz zeigt ſich vor dem Gerichtshauſe jedes Dorfs. Uebrigens habe ich ſelbſt nie einen Menſchen in einem ſolchen Klotze eingeſperrt geſehen.

Viehdiebſtahl iſt in dieſen Steppen ein ebenſo gewöhnliches Verbrechen, wie in manchen Gegenden Deutſchlands Holzdiebſtahl. Menſchenberaubung iſt weit ſeltener als im Banat bei den Walachen; daher ſtanden auch die Comitate, welche wir hier durchfuhren, nicht unter dem Standrechte, während das Torontaler Comitat im Banate ſchon ſeit langen Jahren nicht vom Standrechte frei gekommen ſein ſoll. Wenn in einem Comitate nämlich häufige Räubereien geſchehen und die Gegend umher ſehr unſicher wird, ſo kann ein ſolches Comitat

bei dem Könige um Ertheilung des Standrechtes einkommen. Alsdann tritt ein ſummariſches Verfahren bei allen Criminalproceſſen in dieſem Comitate ein, und die Capitalverbrecher, die in flagranti delicto ergriffen werden, kommen gar nicht mehr unter Dach, die Gerichtsperſonen verfügen ſich an Ort und Stelle, und nach gefälltem Richterſpruche hat der Verbrecher nicht mehr als drei Stunden zu leben, während ihm ſonſt drei Tage gegönnt ſind. Die Geiſtlichkeit (ob auch der Adel?) iſt aber vom Standrechte ausgenommen. Auf länger als höchſtens drei Jahre wird einem Comitate nie das Standrecht ertheilt; dann muß von Neuem darum eingekommen werden. Als ich in Ungarn war, hörte ich von drei Comitaten, in welchen das Standrecht publicirt ſei. Es wird in allen Wirthshäuſern bekannt gemacht.

Wir beſahen unterwegs die Niederlaſſung einer Zigeuner-Colonie. Es waren viele „Putri“ (Erdhütten) und „Gunyho“ (Rohrhütten), die hinter einem ſchützenden Sandhügel aufgeſtellt waren. Zu meiner Verwunderung fand ich auch eine deutſche Frau unter ihnen, die mir verſicherte, daß ſie das Leben der Zigeuner lieb gewonnen habe und nicht davon laſſen würde. Dieſe Deutſche hätte ich gern länger geſprochen; denn ſie hatte durch das beſtändige Herumſchweifen mit den Zigeunern eine große Kenntniß von Ungarn erlangt. Sie ſagte mir, die ſchlimmſte und rachſüchtigſte Nation in Ungarn wären die Zinzaren. Ihr erſtes Wort, wenn Jemand ſie beleidigt habe, wäre immer: „otjes-

pantiti! otjespantiti!“*) und das hieße: „daran ſollſt Du Dich erinnern!“ Dann ſteckten ſie einem das Haus über dem Kopfe in Brand oder thäten ſonſt ſo etwas. Auch wußte ſie mir Vieles von den Serbiern, unter denen ſie lange gelebt hatte, zu erzählen, was mir ſpäter Andere beſtätigten. Die Serbier bejammerten, ſagte ſie, die Todten und äßen bei'm Begräbniß eine Speiſe aus Weizen, mit Roſinen vermiſcht (ebenſo wie die Ruſſen). Alsdann feierten ſie den ſiebenten, den vierzigſten und den Jahrestag nach dem Begräbniſſe; natürlich jedoch nur, wenn Jemand reich und angeſehen war. Dann haben ſie unter vielen anderen kirchlichen Feſten auch das der „Einweihung der Felder.“ Hierbei ſtellen ſie ſich auf die Ecken der Kirchhofsmauern und ſtreuen Weizen auf die innerhalb derſelben um die Kirche herumgehende Proceſſion.

Man kann ſich kaum denken, wie freudig der Deutſche, wenn er ein paar Tage lang nichts als ſolche Zigeunerbehauſungen, Sallaſchen und Puſten geſehen hat, wieder den erſten deutſchen Ort begrüßt. Den Ort Ocſa, muß ich dabei bemerken, der durch verſchiedene Dinge ſehr intereſſant ſein ſoll, ſahen wir nur in der Ferne; denn, wie geſagt, wir fuhren nach der Weiſe der Szegediner Kutſcher auf allerlei Nebenwegen. Für uns war jener erſte deutſche Ort der große, von Deutſchen bewohnte Marktflecken Sorokſar an der Donau. Es war gerade Sonntag, und die deutſchen Mädchen kamen aus der Kirche; ſie waren alle deutſch in ſehr

*) Ich weiß dieß barbariſche Wort nicht zu deuten.

ſaubere und nette Tracht gekleidet, nur die Männer hatten den ungariſchen „Bunda" (Pelz) angenommen. Es iſt wunderbar, daß hier in Ungarn ebenſo wenig wie in Südrußland, ſelbſt im Sommer nicht, das Schaffell abgelegt wird.

„Gott ſegne die deutſche Nation und Alle, die ihr angehören!" dachte ich im Stillen und ſagte dann laut: „Vivat Soroksar!" „Nicht zu laut! nicht zu laut rufen Sie das!" bemerkte dabei einer meiner Reiſegefährten, „es könnte dieß einer von jenen ehrlichen Leuten ſehr übel nehmen; denn man pflegt die Soroksarer in Peſth damit zu necken, daß man ihnen zuruft: Vivat Soroksar! Vollſtändig heißt dieſe ſpottende Redensart eigentlich ſo: „Vivat Soroksar! Maria Thereſia iſt ein Marktflecken!" und es bezieht ſich dieß auf die Regierungszeit jener Kaiſerin, welche den Ort von einem Dorfe zu einem Marktflecken erhob. Als ihnen dieß auf ihrem Gerichtshauſe bekannt gemacht wurde, wollten ſie rufen: Vivat Maria Thereſia! Soroksar iſt ein Marktflecken! aber ſie verſahen ſich alle mit einander und riefen einmüthig das Umgekehrte. Jetzt hat man ſie nun ſo damit eingeneckt, daß man nur „Vivat Soroksar!" zu ſagen braucht, um ſich ihren größten Zorn zuzuziehen.

Auf dieſe Weiſe kamen wir nun „droben" in der Gegend bei Peſth an, alle Straßen von „drunten" (aus dem Banat, den ſüdlichen Puſten und den unteren Donaugegenden) vereinigen ſich hier bei Soroksar. Man hat daher auch den Weg von hier aus bis Peſth chauſſirt, und auf dieſer Chauſſee, die an der Donau hingeht, trifft man ein beſtändiges reges Treiben.

Wir fuhren hier in Geſellſchaft vieler großer fünf- und ſechsſpänniger Fracht- und Perſonenwagen, und je näher wir der Hauptſtadt kamen, deſto ſchneller ging es mit unſerem Weiterkommen. Zuletzt wurde, wie das bei den ungariſchen lebhaften Kutſchern und feurigen Pferden gewöhnlich iſt, ein förmliches Wettrennen daraus. Die ungariſchen Fuhrleute haben äußerſt lange Peitſchen, weil ſie nicht ſelten mit 6 oder noch mehr Pferden vom Bocke fahren. Die Peitſchen ſchwenken ſie beſtändig über ihren Thieren, indem ſie die unendlich lange Schnur, die daran ſitzt, ſehr geſchickt ſchnell fahren zu laſſen und ebenſo raſch wieder auf den Peitſchenſtiel aufzuwickeln wiſſen. Wir ſtellten am Ende ganz das Bild dar, welches wir, in Oel gemalt, im Banat geſehen hatten. Unſer Kutſcher, da er einmal (freilich nur ganz ſtillſchweigend) mit einem anderen Sechsſpänner die Wette eingegangen, war nicht mehr zu halten, ebenſo wenig wie unſere Pferde, obgleich wir ſie nach der mühſeligen Arbeit im Sande für völlig entkräftet hielten, und in eine Wolke von Staub gehüllt, ventre à terre fuhren wir mit unſerer großen, unbeholfenen Caroſſe in Peſth ein, wo wir ſchmachtend und mit zerſtoßenen Gliedern ankamen.

Stuhlweißenburg — Veſprim.

Der Bakonyer Wald ſtreicht in ſeiner Hauptrichtung von Südweſten nach Nordoſten und ſetzt ſich durch die Ofener Gebirge bis nach Peſth und Ofen fort. Im Norden von ihm geht die Donauſtraße hin mit den Städten Raab, Gran und Waizen, im Süden aber liegt der lange Plattenſee mit ihm parallel, und in ſeiner Verlängerung ſtreicht am Fuße jenes Gebirges die ſüdliche Ebene ebenfalls bis Ofen. In dieſer Richtung geht eine andere der vornehmſten ungariſchen Straßen hin, welche über die großen Städte Stuhlweißenburg, Veſprim, Schümegh und Körmönd zu den ſteiriſchen Alpen führt, und dieſes ihres ſchönen Zieles wegen wählte ich ſie zur Rückkehr in's theuere deutſche Vaterland.

Regelmäßige Verbindungen der in dieſer Richtung liegenden Gegenden mit der Hauptſtadt giebt es außer den Perſonenwagen, die nach Stuhlweißenburg führen, noch keine; doch iſt es leicht, zu ziemlich billigen Preiſen

in jedem Orte kleine Fuhrwerke zu bekommen, wenn man bei ihrer Wahl nur nicht ſchwierig iſt. Ich trat daher am frühen Morgen des 26. Septembers meine Reiſe an.

Die Donau hatte einen äußerſt dichten Nebel entwickelt, der beide Städte Ofen und Peſth dermaßen verhüllte, daß, als wir nur einige Schritte zu ihren Thoren hinaus gemacht hatten, auch gar nichts mehr davon zu ſehen war. Die Pein des Abſchieds wurde uns daher ſehr verkürzt, und wir befanden uns ſofort in neuen, fremden Landen. Wie auf der Peſther Seite der Donau Soroksar und andere deutſche Orte liegen, ſo liegen auch hier viele deutſche Dörfer. Wir paſſirten deren drei, unter ihnen „Hanſelbeck,“ ein deutſches Dorf mit türkiſchem Namen. Wie Petersburg, und Odeſſa, wie ſogar Tiflis im Kaukaſus und viele andere Städte des Oſtens, ſo haben auch die magyariſchen Hauptſtädte deutſche Coloniſten in ihrer Nähe angepflanzt, um von ihnen mit reinlicher Milch und Butter und mancherlei Producten deutſcher Gartencultur verſehen zu werden. Von Petersburg aus macht man Landpartieen zu den deutſchen Coloniſten bei Pawlowsk. Die Odeſſaer fahren, wenn ſie etwas Landluft genießen wollen, zu dem Orte Luſtdorf. Hier bei Peſth und Ofen geſchieht daſſelbe mit den hieſigen Colonieen.

Unſere Pferde ſcheuten ſich unterwegs vor verſchiedenen Dingen, einmal z. B. vor einem Comitatshaiducken, der in vollem Galopp bei uns vorüberſprengte. Dieſe Leute müſſen hier Tag und Nacht herumpatrouilliren

und ihr Leben oft genug wagen; „denn mancher wird von den Räubern weggeblaſen,“ ſagten die Leute. Ein ander Mal vor einem betrunkenen Poſtillon, der das Leitſeil ſeines Einſpänners verloren hatte und quer vor unſeren Wagen fuhr. Bei den Bemühungen, den Zügel wiederzubekommen, fiel er zum Wagen hinaus, und er wäre wahrſcheinlich liegen geblieben, wenn unſere Leute nicht freundlich genug geweſen wären, ihn wieder hineinzuſetzen und ihm die Zügel in die Hand zu geben. Ich begriff nun vollkommen, daß es mit der Correſpondenz in Ungarn zuweilen recht langſam gehen müſſe.

Ich ſelber aber ſcheute in unſerem Wagen vor den entſetzlichen Mord- und Räubergeſchichten zurück, die von den Paſſagieren vorgetragen wurden. Dieſe waren folgende: ein mit Ungarn höchſt unzufriedener Oeſterreicher, der alte Kammerdiener eines „Excellenz-Grafen“ (ſo wird in Ungarn und Oeſterreich ein Graf immer genannt, wenn er durch irgend ein Amt auch Excellenz iſt) und ein ungariſcher Fiscal. Es wurde von einer Tſcharde erzählt, welche die Räuber ausgeplündert hätten, obgleich 14 Perſonen im Hauſe geweſen, — von einem 18jährigen Burſchen, der die ganze Familie ſeiner Herrſchaft umgebracht, — von einem Manne, der ſeinen Bruder deßwegen tödtete, weil dieſer zuvor einen Mord begangen, der jenen wurmte und zur Rache aufforderte, — von einer Familie, in welcher der Mord erblich ſei, — kurz lauter grauenhafte Geſchichten, deren Details ich weglaſſe, weil ſie, obgleich zum Theil höchſt intereſſant und eigenthümlich, wirklich — milde geſprochen — zu

wenig erbaulich waren. Mir that nur der arme ungariſche Fiscal leid, der unter uns Deutſchen ſo viel Unvortheilhaftes von ſeinem Vaterlande mit anhören mußte, und namentlich auch von ſeinen Standesgenoſſen. Ich ſuchte mehre Male das Geſpräch davon abzulenken, aber man ſchien in dieſer Hinſicht unerſchöpflich zu ſein und kam immer wieder auf Räubergeſchichten zurück. Auch mußte ich durchaus noch die verſchiedenen ungariſchen Benennungen für Räuber anhören und mir bemerken, was ich auch gern that, weil ich ſo doch allmählig die Converſation auf das Gebiet der Sprache hinüberführen konnte. Hier iſt jene Terminologie: „Tolvai“ heißt ein „Dieb,“ „Rablo“ ein Räuber überhaupt, „Haramia“ ein Straßen- und Waldräuber, „Gyilkos“ (ſprich: Jilkoſch) ein Raubmörder von Handwerk.

Gegen Abend offenbarte ſich uns die Stadt Stuhlweißenburg, die auf Ungariſch „Fejervar“ *), auf Slaviſch „Belgrad“ und auf Lateiniſch „Alba regia,“ was Alles ungefähr daſſelbe bedeutet, genannt wird. Die Lage dieſer Stadt bietet einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Sie liegt mitten in einer ſumpfigen Ebene, hat aber ihre Weinberge oder vielmehr ihre Weinhügel in einiger Entfernung von ihren Thoren. In dieſem Weingehügel hat jeder Bürger ſeine kleine Beſitzung und in jeder Beſitzung ſeine Hauseinrichtung.

---

*) Eigentlich Sekes-Fejervar, aber im gemeinen Leben wird ſie immer blos Fejervar genannt.

Dieſe Weinberghäuſer ſind ſo zahlreich und dabei zum Theil ſo groß, daß ſie eine eigene Stadt für ſich zu bilden ſcheinen, ſo daß man die Weinbergsſtadt und die eigentliche Stadt Stuhlweißenburg unterſcheiden kann, welche beide durch einen Theil jener ſumpfigen Ebenen, der ganz unbebaut iſt, völlig von einander getrennt werden.

Wir fuhren zuerſt durch die Weinbergsſtadt. Rechts und links lagen viele Weinberghäuſerchen, „Preßhäuſer“ nennen ſie die Ungarn. Mit ſolchen Preßhäuſern iſt jede ungariſche Weinbergsſtadt in der Regel ebenſo umgeben, wie die viehzuchttreibenden Hirtenſtädte der Puſten mit Sallaſchen. Es ſind dieſe Häuſer auch ähnlich eingerichtet wie jene Sallaſchen, inſofern nämlich, als man in ihnen auch einen Heerd und eine Wohnung findet, und als die ganze weinbauende Bevölkerung während der Weinleſe zu ihnen mit Sack und Pack hinauszieht und eine Zeit lang in ihnen wohnt, wie die viehzuchttreibende in den Sallaſchen. Meiſtens haben dieſe Häuschen nur ein oder zwei Fenſter, einen Raum mit einer Preſſe und eine große Thür, die in einen Keller führt. Die meiſten ſind auch nur ein Stock hoch. Je nach dem Reichthum des Eigenthümers und der Größe der Beſitzung aber ſieht man auch ſehr weitläufige und elegante, z. B. das palaſtartige „Preßhaus“ des Biſchofs und das elegante des Grundherrn ſo und ſo. Um das des Biſchofs lagen die Preßhäuſer mehrer Edelleute herum; dann kamen die der Profeſſioniſten. Links von der Straße hatten die Raizen von Stuhlweißenburg die ihrigen. Wie

geſagt, dieſe Weinbergsſtadt war ein treues Spiegelbild der jenſeits der Ebenen liegenden Stadt Stuhlweißenburg ſelbſt.

Während der 14 Tage oder 3 Wochen, daß in dieſer Weingartenſtadt die Bevölkerung von Fejervár wohnt und Trauben erntet, iſt hier ein gar luſtiges Leben. Die Erntearbeit, die Bacchus herbeiführt, iſt ſelbſt ſchon mehr ein Feſt als eine Arbeit. Es wird auch jede müſſige Stunde benutzt, um der Freude zu huldigen, beſonders wenn die Ernte ſo gut war wie dieſes Jahr. Zigeuner-Muſiker ziehen im Weingebirge von Weinhäuschen zu Weinhäuschen herum. Auf freien Plätzen wird getanzt; auch iſt ſogar mitten zwiſchen den Rebengeländern ein eigener Tanzſaal für die vornehme Welt der Weinſtadt errichtet. Der Biſchof hat hier zwiſchen den Reben eine Capelle erbaut, in welcher Sonntags Gottesdienſt gehalten wird. Zu ihr findet bei'm Anfange der Weinleſe, wo das „Gebirge eröffnet" wird, eine große Wallfahrt ſtatt, worauf in ihr ein feierlicher Gottesdienſt gehalten wird.

Wir kamen leider ſchon etwas zu ſpät, um dieß fröhliche Treiben noch mit anzuſehen; denn die Weinleſe war bereits beendigt, da ſie in dieſem heißen Jahre in Ungarn überall 2 bis 3 Wochen früher ſtattgefunden hatte als in anderen Jahren. Alle Preßhäuſer waren ſchon verriegelt und verſchloſſen und ſtanden wie eine todte Stadt zwiſchen den abgeleſenen Rebenſtöcken. Nur hier und da war noch die Thür eines Nachzüglers geöffnet, und hier und da erblickten wir arme Mädchen, welche

noch die letzten Reſte der Trauben aus den Blättern ſorgſam hervorſuchten. Man ſagte mir, viele Reiche pflegten dieſe Nachleſe armen Leuten zu erlauben.

Eine der berühmteſten und feſtlichſten ungariſchen Weinleſen war ſonſt auch die Ofener. Kein Winzer unterließ hier ſonſt, ſeinen Winzerkranz aus mächtigen Trauben zuſammenzuſetzen und ihn unter heiteren Feierlichkeiten mit Tanz und Geſang heimzuführen. Jetzt hat das mehr oder weniger aufgehört, die Weingärten Ofen's haben ſich ungeheuer ausgedehnt, die Weine ſind billiger, die Zeiten ſchlechter und die Winzer ernſter geworden.

Die Ungarn laſſen den Weinſtock in der Regel nicht zu einem hohen, langen Stamme aufwachſen, ſondern ſie ſchneiden die Schößlinge des Jahres immer dicht am Boden weg, ebenſo wie man dieß in der Provence thut. Dadurch ſchwillt nun der Stock zu einem dicken, knorrigen Gewächsknoten an, aus welchem im Frühlinge wieder die neueren Triebe hervorſchießen. Dieſe Knollen nehmen nun natürlich allerlei verſchiedene, oft recht wunderliche Formen an. Auch ſie gehören zuweilen mit zu den Emblemen der ungariſchen Winzerfeſte. Mit dem Traubenkranze werden oft ſolche wunderliche alte knorrige Stämme nach Hauſe getragen und zum Andenken zuweilen an den Mauern der Privathäuſer aufgehängt, wie die Hirſchgeweihe in unſeren Jagdſchlöſſern. Man verfertigt zuweilen auch wohl Pokale von ihnen, indem man den Stamm aushöhlt.

Der Stuhlweißenburger Wein iſt nicht eben einer

der berühmteſten in Ungarn. Man ſagt, die dortigen Keller ſeien nicht zweckmäßig eingerichtet. Dagegen iſt die Quantität deſſelben ſehr groß, und die Stuhlweißenburger ſelbſt vertrinken einen guten Theil davon mit „Johannisſegen" und „Stehwein." „Stehwein" nennen ſie das Schlückchen Wein, das Jemand bei einem Freunde nimmt, ohne ſich zu ſetzen. Es giebt Leute, ſagt man, die ſo viel „Schlückchen Stehwein" an einem Morgen nehmen, daß ſie das Stehen darüber völlig verlernen. Der „Johannisſegen" iſt ein anderes Schlückchen Wein, das man Jemandem noch zum Abſchied einſchenkt. „Nun, Sie müſſen doch noch den Johannisſegen nehmen," ſpricht man, wenn ein Freund ſich zum Aufbruch rüſtet. „Der Ausdruck," ſagte mir ein Stuhlweißenburger, „kommt daher, weil ſie mit einigen Flaſchen (vielleicht an einem dem Johannes heiligen Tage?) zum Prieſter gehen, dieſelben einweihen laſſen, davon den verſchiedenen Fäſſern etwas zuſchütten und aus dieſen nun den Gäſten mittheilen."

Nach dem Weingehügel folgte, wie geſagt, eine wüſte, unbebaute Ebene, und dann kam die Stadt. Einige hundert Schritte vor ihren Thoren kamen wir zu den unbedeutenden Trümmern einer Kirche. Man ſagte mir, die Stadt habe ſich ſonſt bis hierher ausgedehnt. Der große Sumpf bei Stuhlweißenburg heißt der Sarret-Moraſt. Das Hauptſtück deſſelben (3 Quadratmeilen groß) befindet ſich im Weſten der Stadt, ein anderes großes Stück im Oſten. Die Stadt erhebt ſich mitten inne, auf völlig trockenem Lande; ſonſt lag ſie nur auf Inſeln im Sumpfe, weßhalb auch in alten Urkunden ihre

verſchiedenen Theile „Szigeth,“ d. h. „Inſeln,“ genannt werden. Eine große Vorſtadt (die ſogenannte Ofener) war noch vor Kurzem Sumpf. Jetzt hat man durch einen großen Canal, den Sarvitz-Canal, welcher den Sumpf in mehren Armen durchzieht und, 13 Meilen weit im Sarvitz-Thale hinabgehend, das Waſſer in die Donau abführt, eine große Strecke trocken gelegt und dadurch vieles ſchöne Acker- und Gartenland gewonnen. Man könnte dieſe Entſumpfung noch viel eifriger betreiben. „Aber,“ ſagte mir ein Stuhlweißenburger, „wir haben ſo viele Liebhaber der Jagd, und die Jagd in jenem Sumpfe iſt ſo außerordentlich reich und ergiebig, daß man ſich zum Theil vor der Entſumpfung fürchtet. Es giebt dort unzählige Schaaren von ſchwarzen und weiß-geſchnäbelten Rohrhühnern, Gänſen, Schwänen und Enten aller Art, beſonders die Duker in großer Menge; auch Hirſche und wilde Schweine ſind daſelbſt ſehr häufig. Ein Theil des ſumpfigen Jagdreviers gehört der Stadt, ein anderer Theil dem Adel. Und wir haben unter unſeren Bürgern viele, die für die Jagd beinahe ebenſo paſſionirt ſind, wie die Edelleute. Unſere ſtädtiſchen Jagdfeſte in den Sarreter Sümpfen ſind oft ebenſo lebhaft, wie die Weinleſefeſte in dem Weingebirge; auch haben wir mitten im Sumpfe ein Tanzhaus errichtet, wohin wir bei großen Jagden unſere Damen und die Zigeunermuſik mit hinausnehmen. Außerdem ſind auch noch ſonſt mehre kleine Häuschen darin gebaut zum Anſtande, zu Vogelfängen, zum gelegentlichen Uebernachten und dergleichen. Die Leute, welche das Geld zu dieſen Dingen

hergeben und ihr Vergnügen daran haben, wollen nun natürlich nicht gleich in die Entſumpfung willigen; auch haben wir ja ohnedieß ſchon Acker= und Weinland genug."

Es ſind hier im Weſten der Donau und namentlich im Süden und Norden des Plattenſees die ergiebigſten Jagdquartiere Ungarns, und es werden hier auf den Eſterhazy'ſchen Gütern, namentlich im ſogenannten Oſeral=Diſtricte, jene großartigen Hirſchjagden gehalten, von denen man ſich ſo viel Unglaubliches erzählt.

Stuhlweißenburg war ſonſt die Krönungs= und Begräbnißſtadt der ungariſchen Könige (eine kurze Zeit lang auch ihre Reſidenz). Sie ſtellte 500 Jahre lang, vom Jahre 1000 bis 1527, für Ungarn daſſelbe vor, was Krakau für Polen und Upſala für Schweden, was Rheims und St. Denys zuſammen für Frankreich und Perſe=polis zum Theil für Perſien war. Sonderbar iſt es, wie ſo gewöhnlich der Begräbnißort, die Krönungsſtadt und die Reſidenz der Könige von einander getrennt zu ſein pflegen. Der erſte hier begrabene König war Stephan der Heilige und der letzte der bei Mohacs gebliebene Ludwig und Johann von Zopolya. Der letzte hier gekrönte König war Ferdinand, der Bruder des Kaiſers Carl V. Die Krönungsceremonieen waren hier in der Alba regia ganz und gar dieſelben, wie ſie es noch in dieſem Augenblicke in Preßburg ſind. Wie dort exiſtirte daher auch in Stuhlweißenburg ein Krönungshügel, auf welchem der neue König das Schwert nach allen vier Himmelsgegenden zückte, ebenſo ein eigenes hohes Ge=rüſte, auf dem er vor allem Volke ſeinen Eid ablegte.

Gerade ſo, wie dieß noch jetzt geſchieht, wurde das roth-ſammetne Tuch, auf dem der König zur Kirche ſchritt, dem Volke preisgegeben, kurz bis in die kleinſten Details war hier Alles daſſelbe.

Doch iſt jetzt von allen dieſen Details kaum eine Spur mehr übrig geblieben; nach jenem Königshügel fragte ich vergeblich, der herrliche alte Dom, in welchem die Könige gekrönt wurden, und der die Mauſoleen derſelben barg, iſt von Grund aus zerſtört. Man ſtreitet ſich ſogar darüber, wo er geſtanden habe. Ein Prieſter erzählte mir, die Türken wären nicht zufrieden geweſen, hier an der Oberfläche Alles verſchwinden zu machen; ſie hätten ſogar die Gewölbe mit Pulver gefüllt und in die Luft geſprengt.

Da 500 Jahre hindurch eine lange Reihe von Königen nicht nur bei ihrer Krönung jedes Mal ſo und ſo viel Stück blanker Ducaten niederlegte, ſondern ihn auch ſonſt mit königlichen Geſchenken ſchmückte, ſo war dieſer Dom endlich einer der reichſten in Europa geworden. Auf einem Pallium Stephan's, welches ſich in Wien befindet, ſoll das Gebäude, wie es zu Stephan's Zeiten ſich darſtellte, von der königlichen Hand der Giſela geſtickt ſein. (Bekanntlich ſtickte die erſte Königin Ungarns, Giſela, die Gemahlin Stephan's, den Mantel, mit welchem noch jetzt die Könige von Ungarn bei der Krönung bekleidet werden; ſollte vielleicht dieſer Mantel gemeint ſein?)

Bei dem Bohren eines arteſiſchen Brunnens kam man kürzlich auf das Gerippe eines kopfloſen Leichnams,

in deſſen Nähe man noch mehre goldene Knöpfe und Franſen fand und an deſſen einem Finger ein goldener Ring ſteckte. Dieſer goldene Ring hatte einen rothen Stein mit einem Tröpfchen Flüſſigkeit in einer kleinen Höhlung. Aus dieſem Ringe hat man ſchließen wollen, daß der gefundene Leichnam der des ungariſchen Königs Carl Robert (aus dem neapolitaniſchen Hauſe Anjou) ſei, welcher auf dem Schloſſe Viſſegrad durch Gift und Hunger getödtet wurde, dort, weil er im Banne des Papſtes ſtarb, unbegraben verweſte, ſpäter aber doch hier in Stuhlweißenburg in dem alten Königs-Mauſoleum beigeſetzt werden durfte.

Dieſes Gerippe und ein Stück vom Hirnſchädel des Königs Stephan, das mit der Hand dieſes Herrn aus Raguſa nach Ungarn zurückkam, ſind die einzigen noch ſichtbaren Ueberreſte der königlichen Geſchlechter, die hier während eines halben Jahrtauſends ein- und ausgingen. Die Brüder der Ungarn, die Polen, haben die ihnen theueren hiſtoriſchen Denkmäler beſſer conſervirt; die Mauern und Statuen ihrer Königs-Mauſoleen ſtehen noch aufrecht. Dagegen haben die Ungarn auf eine höchſt merkwürdige und bewundernswerthe Weiſe das Gebäude ihrer alten Verfaſſung beſſer conſervirt als die Polen das der ihrigen. Während dieſes in Polen ganz darnieder liegt, ſteht in Ungarn beinahe noch Alles aufrecht.

Die jetzige Stadt Stuhlweißenburg iſt ein völlig neues Etabliſſement. Man entdeckt in ihrer Bauart gar nichts Alterthümliches; ſie iſt ganz nach der Weiſe der neuen ungariſchen Städte gebaut, doch hat ſie ein weit ſtattlicheres Anſehen als Szegedin oder andere

ſolcher ungariſchen Puſtenſtädte. Sie iſt zur Hälfte von Ungarn, zur Hälfte von Deutſchen bewohnt und hat eine raiziſche Vorſtadt; auch findet man in einem Thore noch einige römiſche Steine mit Inſchriften eingemauert, vielleicht noch Spuren des alten Floriana, das einſt hier ſtand. Die Erfindung oder vielmehr die neuere allgemeine Verbreitung der arteſiſchen Brunnen iſt hier ſehr wohlthätig geweſen; denn ſonſt hatte die Stadt nur einen einzigen brauchbaren Brunnen, der vollkommen gutes und trinkbares Waſſer gab. Jetzt aber hat man nicht weniger als 10 arteſiſche Brunnen gebohrt. Bei einem derſelben kam man durch einen Bauſchutt von 1½ Klafter Tiefe.

In Stuhlweißenburg lernte ich eine ungariſche Redensart auswendig, die mir außerordentlich zuwider wurde. Sie hieß: „Nintsch haz“ („nicht zu Hauſe“). Dieſe fatale Redensart hörte ich zuerſt von dem Kammerdiener der Frau von N...., an die ich empfohlen und die mit ihrer ganzen liebenswürdigen Familie zum Beſuch in die Nachbarſchaft gefahren war, — dann von der Stubenmagd des Herrn B., eines Franzoſen, deſſen große Blutegelteiche ich gern ſehen wollte, der aber in Geſchäften abweſend war, — ferner von dem Haiducken des Herrn von C., dem ich von dem Herrn von D. in Peſth einen Gruß und eine Viſitenkarte bringen ſollte, und der ſich in ſeinem Weinberge befand. Kurz ich fühlte mich plötzlich einſam und verlaſſen, ſo ſehr ich mich auf einen geſelligen und lehrreichen Abend bei irgend einem dieſer Menſchen gefreut hatte.

Die Stadt Stuhlweiſſenburg zählt 23,000 Seelen, und nicht eine einzige wollte ſich mir erſchließen. Ich gerieth in Verzweiflung, wie ein Durſtender mitten in einem Meere von Waſſer, zu dem er nicht gelangen kann, und flehte zu dem Himmel inſtändigſt, irgend ein Herz für mich zu erwärmen. Da fiel mir ein, daß für einen Durſtenden und Hungernden ja andere Geſetze gelten als für einen Satten, und da ich hörte, daß ein Ciſterzienſerkloſter im Orte ſei, ſo pochte ich ohne Weiteres an deſſen Thüre an, bettelte bei ſeinem Vorſteher um etwas Converſation und Geſellſchaft und wurde willkommen geheißen.

Die ungariſchen Geiſtlichen ſind ſehr gaſtfreundlich, und dabei haben ſie etwas außerordentlich Gerades und Biederes, wie alle Ungarn. Die Schattenſeite ihres Lebens iſt oft genug dargeſtellt und hervorgehoben worden. Ich muß geſtehen, daß bei allem dieſen Schatten, der damit gar nicht weggeläugnet werden ſoll, ich meiner Seits doch immer ſo viel Licht fand, daß ich recht zufrieden war. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen der katholiſchen und der reformirten ungariſchen Geiſtlichkeit. Jene iſt im Ganzen weit gelehrter und weit mehr weſteuropäiſch gebildet als dieſe, was beſonders daher kommt, daß dieſe faſt nur mit der Nationalſprache und Nationalliteratur zu thun hat, während jene durch das Lateiniſche ſchon für die Gelehrſamkeit empfänglicher wird; auch findet man viel mehr Kenntniß des Deutſchen und deutſche Gelehrſamkeit bei den katholiſchen Geiſt-

lichen, die mehr mit der öſterreichiſchen deutſchen Geiſtlichkeit zuſammenhängt, als bei den reformirten Geiſtlichen, die dem Deutſchen weit weniger hold ſind, und die ihre reformirte Glaubenslehre eben im Gegenſatze zu der deutſchen den „Magyar hit“ (den magyariſchen Glauben) genannt haben.

Die vornehme, gebildete ungariſche Geiſtlichkeit ſieht daher auf die Simplicität der reformirten Prediger, im Ganzen genommen, etwas ſtolz herab. Etwas Anderes iſt es mit den Lutheranern im Slowakenlande. Dieſe leben wiederum in einem ganz anderen geiſtigen Elemente. Merkwürdig war es mir auch in Ungarn, daß mir alle aufgeklärten Katholiken verſicherten, daß die Reformirten bei ihnen im Ganzen viel unduldſamer ſeien als die Katholiken. „Einem Katholiken,“ ſagten ſie, „fiele es bei ihnen nie ein, Jemanden nach ſeiner Religion zu fragen, was ein Reformirter gleich thäte; auch hielten die Reformirten in Geſellſchaften ſehr zuſammen und wären viel ausſchließlicher als die Katholiken.“ Eine Dame verſicherte mir, obgleich ſie in einem Kloſter erzogen worden und aufgewachſen ſei, ſo habe ſie doch bis in ihr 18tes Jahr noch nicht den Unterſchied zwiſchen Katholiken und Reformirten gekannt; dieſe verketzerten ſich ſelbſt weit mehr, als die Katholiken es thäten. Ich laſſe dieß dahin geſtellt ſein, weil ich ſelbſt keine Erfahrungen darüber gemacht habe; doch ſo viel iſt wahr, daß ich nie, wo ich auch einkehrte, nach meiner Religion gefragt wurde.

Als ich ſagte, daß ich aus Bremen ſei, erkundigten ſich meine Ciſterzienſer nach dem dortigen Prediger-zwieſpalte, und zu meiner Verwunderung fand ich ſie faſt beſſer darüber unterrichtet, als ich es ſelber war. Auch nach dem berühmten Blei- und Weinkeller meiner Vaterſtadt erkundigten ſie ſich. Sie kannten Hauf's Phantaſieen im Bremer Weinkeller. Ich ſagte ihnen, wie ich erſtaunt ſei, daß ſolche, im Ganzen ſo wenig bedeutende Curioſitäten ſo weit berühmt geworden ſeien, und erzählte ihnen von manchen Eigenthümlichkeiten in den Verhältniſſen meiner Vaterſtadt und in dem Charakter ihrer Einwohner, die mir viel mehr einer allgemeinen Aufmerkſamkeit würdig zu ſein ſchienen.

Hier bei dieſen Ciſterzienſern bekam ich auch zum erſten Male den berühmten neunten Artikel des erſten Theiles des ungariſchen Geſetzbuches zu leſen, der die außerordentlichen 4 Privilegien („libertates fundamentales") des ungariſchen Adels enthält. Dieſe 4 Privilegien ſind in Kürze folgende:

1) daß der Edelmann eine Virilſtimme bei der Abfaſſung der Statuten ſeines Comitats hat,

2) daß er vor geſchehener Ueberweiſung eines Verbrechens und einem richterlichen Urtheile nicht arretirt werden darf,

3) daß er allein Landgüter beſitzen kann, und

4) daß nur der König über ihm ſteht.

„Die Quinteſſenz von dem Allen," ſagte mein geiſtlicher Herr, „iſt, daß ein Edelmann bei uns dem Geſetze nach etwa Alles thun und laſſen darf, was ihm

gefällt.“ Man nennt in ganz Ungarn jene famoſen Geſetzartikel in der Regel im Geſpräche nur ganz kurz den „Primae Nonus“ (den neunten des erſten), und Jeder weiß, daß damit „Primae Partis Codicis Articulus Nonus“ gemeint ſei.

Sonſt war auch noch eine Clauſel bei dem vierten Privilegium, daß der Edelmann ſich dem ungeweihten, gebietenden Könige geſetzmäßig widerſetzen dürfe. Dieſe Clauſel iſt unter Kaiſer Leopold aus dem Geſetzbuche geſtrichen worden; denn ſie machte den Edelmann zum Beurtheiler der Handlungen des Königs und löſ'te eigentlich den Staat geſetzmäßig völlig auf. Da ſie aber noch immer in dem ſogenannten „Tripartitum des Werböczy“ (einem von dem berühmten Protonotar und Palatin Werböczy entworfenen Rechtsbuche), welches in Ungarn ſo angeſehen iſt, daß es faſt Geſetzes Kraft hat, nicht vertilgt iſt, ſo haben viele ungariſche Edelleute die Sache noch nicht vergeſſen und wollen ſich jetzt noch immer darauf berufen.

Auch die Augsburger allgemeine Zeitung fand ich in dem Kloſter von Fejervar. Meine geiſtlichen Freunde meinten, es kämen etwa 12 Exemplare derſelben regelmäßig in ihre Stadt. Es fragt ſich, ob man in Norddeutſchland nicht mehre Städte von 20,000 Einwohnern finden könnte, in welchen eine geringere Anzahl von Exemplaren dieſes deutſchen Blattes gehalten würde.

Am anderen Morgen fuhr ich mit ein Paar raſchen Pferden, wie man ſie in Ungarn überall bekommt, nach Vesprim.

Zur Rechten hatte ich das Verteſcher Gebirge, das hier einen ganz merkwürdigen Durchbruch hat. Es iſt der Gebirgsrücken von einem breiten Thale der Art durchſchnitten, daß alles Gebirge aufhört, und daß man in der Ferne die Berge zur Rechten und zur Linken wie Thorpfoſten ſchroff ſtehen ſieht. Durch dieſes Thor kommt die große Straße von Raab. Sehr viele Waaren machen von Peſth aus den Umweg über Stuhlweißenburg nach Raab und Wien, weil hier die Straßen beſſer ſind als auf den Wegen, welche directer durch das Ofener Gebirge die Donau aufwärts führen.

Als wir das genannte Bergthor und die Stadt Stuhlweißenburg hinter uns hatten, ging der Weg immer an dem Fuße eines Zweiges des Bakonyer Waldes hin. Die Berge waren meiſtens mit Weinreben beſetzt. Unſere Pferde ſcheuten wieder, erſtlich vor einem todten Hunde, darauf vor einem todten Pferde, die beide am Wege lagen, dann vor einem mit einem Eſel beſpannten Zigeunerkarren. Dieſer Karren war zweiräderig und etwa für zwei Mehlſäcke groß genug; es ſaßen aber 3 Zigeunerweiber mit ihren Kindern darauf. Ein junger Burſche ſaß dem Eſel auf dem Rücken, und ein alter Zigeuner hockte dicht hinter dem Eſel auf der Deichſel. Der Burſche zügelte das Thier, und der Alte trieb es mit einem dicken Stocke an. Alle waren ſo ſchwarz, als wären ſie eben friſch aus dem Negerlande angekommen.

In Polota, einer Stadt, die den Zichys unterthan iſt, ſah ich eine Synagoge mit einer neuen Inſchrift in magyariſcher Sprache, ein Zeichen des großen Patrio-

tismus der dortigen Juden, — (haben bei uns die Synagogen irgendwo deutſche Inſchriften wie in Ungarn ungariſche?) — und außerdem noch die Kirchen von 4 anderen hier, wie man ſieht, in Frieden neben einander wohnenden Religionsparteien. Die Situation des Ortes am Fuße der Berge war nicht übel, und mitten hinein ragt auf hohem Felſen ein altes und ein neues Caſtell der Grafen Zichy. Von hier an giebt es nun überall Caſtelle und Schloßruinen am Fuße des Bakonyer Waldes hin.

Eine der größten Merkwürdigkeiten, die in dieſer Gegend exiſtirt, iſt ein gewiſſer Proceß, der im Jahre 1727 eingeleitet wurde. Die Beſeitigung und Erörterung verſchiedener Vor- und Competenzfragen dauerte 111 Jahre, bis zum Jahre 1838. Jetzt ſollte es nun bald zum Proceſſe ſelbſt kommen; doch haben die Parteien, durch hundertjährige Erfahrung klug geworden, ſich entſchloſſen, dieß Unglück durch einen Vergleich zu verhüten. Es iſt dieſes nicht das einzige Proceßmonſtrum, welches in Ungarn exiſtirt.

Roſa di Tivolis ſieht man in Ungarn faſt noch mehr als in den deutſchen Gemäldegalerieen, wo doch die Schafe, Ochſen und Hirten dieſes fleißigen Malers ſchon äußerſt zahlreich ſind. Ueberall ſahen wir die ſchönſten Vieh- und Hirtengruppen auch hier. In Schaffelle gehüllte Gulyaſſen kochten ſich bei einem Feuer ihr Mittagsmahl oder erlabten ſich unter einem ſchattigen Baume mit Nichtsthun, das Vieh, um ſie herum gruppirt, mit Freſſen beſchäftigt. Die Rinder waren faſt durchweg ſchön. Schön zu ſein iſt bei den Thieren

etwas ganz Gewöhnliches; denn nur der Menſch iſt auch häßlich. Bei einer jener Gruppen entdeckte ich aber wirklich als eine wahre Seltenheit auch einen grundhäßlichen Ochſen. Sein Maul wich von den gewöhnlich ſo regelmäßigen Linien der Phyſiognomie ſeiner Race außerordentlich ab, das Gebiß war ſchief und verkrüppelt, die Hörner, mit denen ſonſt jeder ungariſche Ochſe Staat macht, auf eine widerliche Weiſe verwachſen und die Augen von einem abſcheulichen Ausdruck. Die Zeichnung des Fells war durchaus unſchön, und über den ganzen Kopf, der ſonſt bei anderen Ochſen ſo weiß zu ſein pflegt, lief auf höchſt unnatürliche und entſtellende Weiſe ein dunkles, kaffeebraunes Muttermal hin. Die Häßlichkeit des Thiers war ſo auffallend, daß ſie ſelbſt uns Menſchen einleuchtete. Es mögen aber noch manche feine Nuancen der Schönheit und Grade der Häßlichkeit unter den Ochſen exiſtiren, die nur den Kühen nicht entgehen.

Hinter Palota fuhren wir bei einem höchſt merkwürdigen Mauerwerke vorüber. Es war eine mehre hundert Schritt lange, aus lauter ſchönen Quaderſteinen gebaute, 3 bis 4 Ellen breite, niedrige Mauer, hinter welcher ſich ein ſumpfiges Waſſer angeſammelt hatte, das von den Bergen kam. Die Leute ſagten, die Türken hätten dieſe Mauer gebaut, und es ſei dahinter ein großes Türkenbad geweſen. Es erfordert aber kein großes Nachdenken, um dieſe Angabe als unwahrſcheinlich zu erkennen. Die Mauer ſchien mir für die Ewigkeit gebaut, und ich zweifle nicht daran, daß es ein Römerwerk

war. Das Ganze glich frappant denjenigen Waſſer-Reſervoirs, welche die römiſchen Kaiſer an den Abhängen der Gebirge bei Konſtantinopel ſo zahlreich gebaut haben, die ſie „ὑδράλια“ nannten und die dort auch noch in dieſem Augenblicke exiſtiren. Eine Inſchrift konnte ich leider nirgends finden; doch iſt es bekannt, daß man in dieſen Gegenden Pannoniens noch Münzen der Kaiſer bis auf Conſtantin herab gefunden hat. Die oberen ſchönen Steine des Mauerwerks waren jetzt zum Theil gelöſt und lagen loſe verworfen auf und neben der Mauer herum. Man ſagte mir, man habe das Ganze an Juden verkauft, welche die Steine benutzen wollten. Sie werden lange an der Zerſtörung dieſes ſchönen Römerwerks zu thun haben.

Je näher wir zu Vesprim heran kamen, deſto ſchneller ließ mein Fuhrmann (es war ein ungariſch-deutſcher) zutraben. Am Ende ließ er ſich mit einem eben ſolchen Zweiſpänner, wie der unſrige war, in ein Wettrennen ein. „Ich kenne ihn,“ ſagte er, „ich will ihn a Biſſel ſekiren.“ „Was heißt das?“ fragte ich, „ſekiren?“ „Sekiren heißt,“ antwortete er, „ſo halt Jemanden zum Beßten haben; wenn man's blos mit Worten thut, nennt man's: auf Jemanden ſticheliren.“ Nach einiger Zeit wendete er ſich wieder zu mir und fragte: „Was meinen? mir ſcheint, wir holen ihm aus?“ Wirklich bekamen wir eher als unſere Rivalen die Galgen von Vesprim zu ſehen. Ich ſage dieß Mal: „die Galgen,“ denn es waren ihrer zwei auf einem Berge, ein ſteinerner und ein hölzerner. Als ich mich in Vesprim darüber erkundigte, ſagte mir Jemand,

es wäre der eine Galgen der ſtädtiſche, der andere aber der biſchöfliche; denn beide, Biſchof und Stadt, übten das Jus studii. Ein anderer aber ſagte, die Sache verhielte ſich anders. Vor zwei Jahren hätten ſie hier einmal ſo viele Verbrecher hinzurichten gehabt, daß der eine ſteinerne Galgen nicht hingereicht habe, und daß man daher noch den hölzernen Nothgalgen habe daneben errichten müſſen. Ich wußte nicht, was ich glauben ſollte, da beide Parteien ſonſt gut unterrichtet waren.

Ich war hier an die Piariſten gewieſen, die in Vesprim ein großes Collegium und Seminarium haben. Einer der unteren Diener empfing mich, und da wir nicht ſogleich zu den Piariſten ſelbſt und namentlich zum Rector gelangen konnten, ſo blieb er mit mir allein im Vorzimmer. Er unterhielt ſich mit mir lateiniſch, und ich hatte wieder Gelegenheit, dieſes eigenthümliche Lateiniſch zu ſtudiren, das zum Theil nur eine wörtliche Ueberſetzung aus dem ungariſchen oder öſterreichiſchen Deutſch iſt. Ich will nur einige Redensarten anführen. Die erſte Frage meines Mannes war: „Cum qua occasione advenit?“ (buchſtäblich: mit welcher Gelegenheit iſt ſie angekommen?) Man muß dabei wiſſen, daß die ungariſchen Lateiner immer in der dritten Perſon Singularis reden, indem ſie das Wort „Dominatio vestra,“ Euere Herrſchaft oder Euere Gnaden, dabei ſuppliren. Zuweilen wird aber auch der Titel Dominatio vestra hinzugefügt, indem man fragt: „Cum qua occasione Dominatio vestra advenit?“ „Gelegenheit“ iſt öſterreichiſch-deutſch, und man verſteht darunter das Reiſefuhrwerk. Es wird

dieß mit „occasione“ wörtlich in’s Lateiniſche übertragen. „Num propriam occasionem accepit?“ fragte mein Lateiner ſogleich weiter. „Ita propriam occasionem accepi.“ Wir beide verſtanden einander herrlich; aber kein Lateiner Weſteuropa’s wird wieder ahnen können, was er mit ſeiner Frage und ich mit meiner Antwort andeuten wollte. Man muß wieder zum Oeſterreichiſch-Deutſchen ſeine Zuflucht nehmen, um dieß zu erklären. „Eine eigene Gelegenheit aufnehmen,“ heißt in jenem Deutſch: „einen beſonderen Reiſewagen miethen;“ dieß geben die Ungarn mit „accipere.“

„Num dignabitur ecclesiam nostram inspicere?“ (Werden Ew. Gnaden würdigen, unſere Kirche anzuſehen? oder ganz kurz öſterreichiſch: „Belieben unſere Kirche zu b’ſchaun?“) So ſagen ſie auch: „Num dignatus est, ibi fuisse?“ d. h. „Belieben’s do g’weſen zu ſein?“ Zuweilen kommt auch ein ungariſches Flickwort dazwiſchen, z. B. das ungariſche Fragewort: „taschik“ (Was belieben?), das ſie auch immer ihrem Deutſch beimiſchen. Unzählige im Ungariſch-Lateiniſchen übliche Ausdrücke ſind nur latiniſirt-ungariſche Worte, ebenſo wie in unſerem mittelalterlichen Latein. So ſind z. B. die lateiniſchen Namen der ungariſchen hohen Erz- und Hofbeamten ohne das Ungariſche ganz unverſtändlich, z. B.: Agosonum Regalium Magister“ (Erzhofmarſchall), „Pincernarum Regalium Magister“ (Erzmundſchenk), „Banus Croatiae“ (der Ban von Kroatien) ꝛc. Es iſt übrigens bekannt genug, daß die gebildeten Geiſtlichen ein ſehr gutes

Latein reden, und daß alle gebildete Ungarn daſſelbe wenigſtens ſehr geläufig ſprechen.

Endlich gelangte ich zu denjenigen geiſtlichen Herren, denen ich empfohlen war, und welche die Güte hatten, mich in ihrer Stadt herumzuführen. Vesprim hat eine ſo eigenthümliche Lage, wie keine zweite ungariſche Stadt, die ich zu ſehen Gelegenheit fand. Die Lage der Bergſtadt Schemnitz ſoll Aehnlichkeit damit haben. Es liegt im oberen Thale des Sed, in der Nähe der Quellen dieſes Fluſſes. Das hohe Land iſt (ob durch dieſen Fluß oder durch vulkaniſche Eruptionen?) mehre Male tief eingeſchnitten. Die geſchlängelten Linien dieſer Einſchnitte laufen am Ende im Sed-Thale zuſammen. Es entſtehen dadurch mehre hohe Landzungen oder Vorgebirge, und auf dieſen Vorgebirgen und Landzungen ſowohl als in der Tiefe jener Thaleinſchnitte liegt Vesprim; in der Mitte des Ganzen, auf einem jener länglichen Vorgebirge, einem ſchroffen Kalkfelſen, erheben ſich der biſchöfliche Palaſt, das Seminar, das Gymnaſium, das Comitatshaus und überhaupt alle die vornehmſten Gebäude der Stadt.

Das Felſenriff läuft noch mit einem ſehr langen, höchſt ſchmalen und hohen Felſenkamme weit hinaus. Von hier aus überſieht man die Stadt am allerbeßten: das „Kotzenmacherviertel,“ das „Lumpenviertel,“ das „Jeruſalemsviertel,“ die „Raizenſtadt“ und alle die anderen eigenthümlichen Theile, aus denen Vesprim beſteht. Auf dem Felſenkamme waren noch mehre Trümmer zu ſehen, die von den Zerſtörungen der Türken her-

rühren ſollen. Auch haben die Türken auf dieſer ſteilen Kante viele Domherren um's Leben gebracht.

Der Biſchofsſitz von Vesprim iſt einer der einträglichſten in Ungarn, und der Biſchof iſt ſo ſehr der große und größte Herr in dieſer Stadt, daß faſt Alles, was man Gutes ſieht, ihm zugeſchrieben wird; auch gehört der Biſchof von Vesprim zu den älteſten und vornehmſten des Reichs, und ſchon im 13. Jahrhunderte blühte hier unter ſeinem Schutze eine hohe Schule (die älteſte in Ungarn), welche man nach dem Muſter der Pariſer Univerſität angelegt hatte; auch waren damals in dieſer Stadt allein 20 Pfarrkirchen. Wie alle alte Herrlichkeiten Ungarns ging auch die Herrlichkeit Vesprims unter, als der türkiſche Halbmond an dem politiſchen Horizonte dieſes Landes aufging, und was jetzt hier geſehen wird, iſt Alles die Schöpfung des vorigen Jahrhunderts.

Der Palaſt des Biſchofs, den wir en détail beſahen, enthält manches ſchöne Kunſtwerk, einige treffliche Gemälde, z. B. von franzöſiſchen Malern aus der Zeit Ludwig's XV. In der Capelle ergriff uns vorzüglich ein dornengekrönter und gegeißelter Chriſtus. Er ſoll von Titian ſein, und die Trefflichkeit des Gemäldes, der ergreifende Ausdruck des tiefen Leidens in dem Angeſichte des Dulders, ſcheint dem nicht zu widerſprechen.

Unter den Bildniſſen der Biſchöfe, die hier reſidirt haben, ſieht man Mitglieder aus den vornehmſten Familien des Königreichs, z. B.: Eſterhazys, Szchenyis ꝛc. Jetzt iſt der Primas des Reichs zugleich auch Biſchof von

Vesprim. Man ſagt, daß das Bisthum mindeſtens 300,000 Gulden Schein eintragen ſoll; es iſt alſo eine herrliche „vinea Domini.“ In Frankreich iſt die fixe Revenue eines Erzbiſchofs etwa 25,000 Franken, die eines Biſchofs 15,000 Franken. In Ungarn giebt es noch jetzt ganze Geſellſchaften von Domherren, deren jeder mehr hat. Die Vesprimer Domherren gehören zu den reichſten.

Von einem dieſer reichen Vesprimer Domherren iſt hier im Jahre 1811 ein Erziehungshaus ganz eigenthümlicher Art errichtet worden. Es nimmt daſſelbe blos Kinder aus gemiſchten Ehen auf, weil, wie mein Geiſtlicher mir ſagte, „die Erziehung ſolcher Kinder ſehr vernachläſſigt wird, und erzieht ſie natürlich in der katholiſchen Lehre.“ Der Domherr gab dazu 300,000 Gulden her. Dieſe 300,000 Gulden ſanken aber nach dem Patentedicte auf den Werth von 60,000 Gulden herab, und man konnte daher erſt 1827, nachdem wieder ein anderer reicher Domherr nachgeholfen hatte, zur wirklichen Errichtung der Anſtalt kommen. Es werden hier nun 20 Knaben und 20 Mädchen erzogen. Die Mädchen erhalten ſpäter, wenn ſie heirathen, 100 Gulden Ausſteuer. Der Director der Anſtalt ſchien ein ſehr gebildeter und gelehrter Mann zu ſein. Man ſagte mir, er habe viele ſtille Verdienſte um die Anſtalt, die nicht recht anerkannt würden.

Auch nach Ungarn wie nach Böhmen und Mähren wurde das Chriſtenthum zuerſt aus Griechenland gebracht. Mehre ungariſche Heerführer und Herzöge wurden in Konſtantinopel getauft. Selbſt unter Sarolta, der Mutter

König Stephan's des Heiligen, beſtanden noch mehre griechiſche Klöſter in Ungarn. Die Trümmer von einem derſelben ſieht man in einem engen Thale bei Vesprim. Man kann Ungarns Schickſal nicht genugſam preiſen, daß es ſich von Deutſchland und Italien aus für die lateiniſche Kirche gewinnen ließ. Hierdurch wurde es für das Land entſchieden, daß es uns Weſteuropäern angehören ſollte, und dieß iſt die beßte Bürgſchaft dafür, daß es ſtets bei allen Wechſelfällen der Ereigniſſe gegen den Oſten mit uns zuſammenhalten wird.

Was den Abend um mich her vorging, das weiß ich nicht; denn es war bereits ziemlich dämmerig, als ich meine Reiſe zum Plattenſee fortſetzen konnte, und es wurde bald ſtockfinſter. Nur einige, mit 4 ſchönen Ochſen beſpannte Wagen, welche für den Biſchof Getreide, Mehlſäcke und Heu zur Stadt Vesprim hinführten, und noch einige, mit 4 ſchönen Pferden beſpannte Wagen, die, ganz mit Hühnern bepackt, zur Stadt hinausfuhren, ebenfalls für den Biſchof, erkannte ich noch im Dämmerſcheine.

Spät Abends kamen wir in dem berühmten Badeorte Füred an und hatten hier lange an den Thoren, Mauern und Fenſtern zu pochen, ehe uns Jemand aufmachte. Wir glaubten ſchon, es wäre hier Alles ausgeſtorben, als endlich ſich ein Menſch blicken ließ, der uns bei Licht beſichtigte und, da wir ehrlichen Leuten gleich ſahen, uns die Thore öffnete. Wir fragten die Leute im Hauſe, ob ſie denn unſer lautes Pochen und Lärmen gar nicht gehört hätten. „O ja wohl!“ ſagten ſie, „aber wir möchten es nicht übel nehmen, bei Nacht wären alle Katzen grau, und man

könne nicht gleich wiſſen, wer vor der Thüre ſei. In ſo ſpäter Jahreszeit pflegten keine Badegäſte mehr zu kommen, und der Bakonyer Wald, „antiqua silva, stabula alta ferarum," ſei nahe. Da hätten ſie denn die Lichter lieber bei Seite geſchafft, weil oft alberne, betrunkene Leute ſich meldeten, die nachher nur Lärm machten und Zank u. ſ. w. Wir möchten's doch nur ja nicht übelnehmen."

Ich beruhigte die Leute vollkommen und ſagte ihnen, ſie hätten mir viel zu viel Ehre angethan, wenn ſie mich etwa für einen kühnen Banditenhäuptling genommen hätten; denn ich wäre von Haus aus durchaus ſehr furchtſamer Natur und herzlich froh, wenn Andere mich in Frieden ließen, geſchweige denn, daß ich es ſollte wagen können, Andere anzupacken. Uebrigens freute ich mich herzlich, mitten unter ihnen zu ſein, und ich bäte ſie, nun ja wieder die Thüre recht ſorgfältig zu verrammeln.

Sie nannten mich von allen Seiten „gnädiger Herr." Auch dieß, ſagte ich, müſſe ich mir verbitten, denn ich wüßte gar nichts, wovon ich Herr wäre, auch wäre ich mir keiner Gnade bewußt, die ich gewähren könnte.

Darauf ſtimmten die beiden hübſchen Töchter des Hauſes ihre Guitarren, und indem ich mich mit den Kunſtwerken der Küche ihrer alten, guten, ſechsundſiebenzigjährigen Tante, der Schweſter des Wirthes, und dabei mit einem Gläschen trefflichen Ungarweins erlabte, ſangen ſie ein ungariſches Lied, deſſen Titel war: „der Balaton," d. h. der Plattenſee.

Leider habe ich dieſes Lied, da es ungariſch geſungen wurde, nicht völlig verſtanden, doch war ſein Inhalt etwa folgender. Der liebe Gott ſchickte einſt zwei Engel als Boten auf die Erde, um nachzuſehen, ob ſein Name auch aller Orten in Ehren gehalten würde. Dieſe Engel fanden überall bei Bauern und Bürgern Gottes Namen in hohen Ehren gehalten. Sie wurden aller Wege als Boten Gottes mit Freude und Ehrerbietung aufgenommen. Da kamen ſie zuletzt zu dem Palaſte eines vornehmen Herrn und einer reicheu Dame. Hier verſtießen ſie die Diener und wollten nichts von ihnen und ihrem Gebieter wiſſen. Die Herrſchaft verweigerte ihnen auch die Almoſen und ließ ſie vertreiben, obwohl ſie von der Reiſe ſehr müde waren. Nur ein armer Schäfer, den ſie auf der Weide trafen, erquickte ſie mit ſeinem Brote und ſeinem Tranke, ſo daß ſie noch zum Himmel zurückfliegen konnten. Sie erzählten dem lieben Gott Alles, wie ſie es gefunden, und klagten den vornehmen Schloßherrn an. Da zürnte er und ſandte abermals Boten, ließ das Schloß von Grund aus zerſtören, und damit dieſer Fleck, wo ſein Name nicht in Ehren gehalten wurde, vom Erdboden verſchwinde, ließ er an ſeiner Stelle alles Land mit Waſſer überſchwemmen, und dieſes Waſſer iſt der Balaton oder Plattenſee *).

Seit dieſer Zeit nun wohnen da, wo ehemals ein Schloß ſtand, nur ſtumme Fiſche, aber dagegen rund um den Balaton herum haben ſich Gottes Macht ver=

*) Dieſelbe Sage von dieſer Entſtehungsweiſe des Balaton iſt auch bei den Serbiern zu Hauſe, wie ich ſpäter erfuhr und wie man bei Cſaplowics leſen kann.

ehrende Menſchen deſto zahlreicher angeſiedelt. Ich bat meine freundlichen jungen Wirthinnen, mir auch von dieſen Menſchen irgend ein ungariſches Liedchen zu ſingen, und ſie ſtimmten von Neuem ein Lied an, welches ich ebenfalls nicht in ſchönen harmoniſchen, metriſchen Formen zu geben vermag und deßhalb hier in buchſtäblicher Ueberſetzung folgen laſſe. Es führt den Titel:

„Menet a kedvescher“

(d. h. der Ritt zur Geliebten am Plattenſee).

Vers 1.

Auf die trockene Erde fällt der Reif. Mein liebes Pferd, friß nicht, es möchte dir ein Uebel verurſachen. Lieber kaufe ich dir einen ſeidenen Zaum und einen ſammetnen Sattel, trage mich nur zu meiner Luſt.

Vers 2.

Harte Erdſchollen rollen unter deinen Füßen. Liebes Pferd, hüte deine Füße, fliege mit mir zu meiner herzgeliebten Roſe, denn von ihr fern leidet tiefen Schmerz meine Seele.

Vers 3.

Siehe, da fängt der Mond an, hell zu leuchten. So rein hat er noch nie geſchienen. O ſpende mir bis dahin dein Licht, daß ich mich dießmal nur im Dunkeln nicht verirre.

Vers 4.

Siehe, hell glänzt uns der ſchöne Balaton entgegen. Du blinkender See wirſt dich doch nicht über die Felder ergießen und uns den Weg verſperren. O ſchöner Balaton, gieße dich nicht über den Weg. Siehe, ich könnte mein armes Pferd in Gefahr bringen.

Vers 5.

Halt, mein Thier! wir ſind angelangt. Schau! durch ihr Fenſter ſchimmert trübe eine Lampe. Sieh doch, da ſitzt ein junges brunettes Mädchen ſchlummernd! — He! holla, mein theueres Mädchen! ſchlummere nicht! Dein Geliebter wartet draußen auf dich!

„Dabei müſſen Sie wiſſen,“ ſagte meine gefällige, ſangluſtige Ingrin, „daß der Plattenſee an einigen Stellen wirklich zuweilen austritt und die Wege ungangbar macht. Auch haben in der That unſere ungariſchen Burſchen die Sitte, ihre Geliebten beſcheiden blos am Fenſter zu beſuchen und mit ihnen ſo, indem ſie ſich dabei aus dem Fenſter legt, ſich zu unterhalten.“

„Es iſt dieß dieſelbe Situation zweier converſirenden Liebenden,“ bemerkte ich, „die Shakeſpeare ſo ſchön in Romeo und Julie angewandt hat, wo Sie auf dem Balcon ſteht und Er unten im Garten. Es iſt dieß weit poetiſcher, als wenn die Liebenden ſich ſchon im Schooße ſitzen und auf dieſe Weiſe mit einander ſprechen. In Ihrem Liede ſelbſt hat es mir im vierten Verſe beſonders gefallen, daß der Reiter den See nicht für ſich, ſondern blos für ſein armes Pferd um Erbarmen bittet, ſowie im erſten Verſe, daß er ſeinem Pferde weiß machen will, das Freſſen könnte ihm ſchaden, und auch ſeiner Eitelkeit durch den ſchönen ſammetnen Sattel und ſeidenen Zügel zu ſchmeicheln ſucht, ohne ihm den wahren Grund von dem Allen zu verrathen.“

„Ja und dann müſſen Sie auch noch das brunette Mädchen bemerken,“ hoben meine Sängerinnen wieder an, „die Ungarn lieben keine anderen als braune oder ſchwarze Haare. Blonde Mädchen ſind ihnen unangenehm, und bleiche, kraftloſe, matte, blonde Haare geradezu häßlich und verhaßt. Daher werden Sie gewiß auch in keinem ungariſchen Liede eine blonde Geliebte geprieſen finden, wie doch in ſo vielen deutſchen!“

„Ja, und wie noch mehr in den italieniſchen,“ ſetzte ich hinzu, „denn die Italiener, ſowohl die alten, als auch die ſpäteren, haben immer blonde, beſonders goldig ſchimmernde Haare für das Schönſte gehalten. Die alten Römerinnen trugen falſche Locken von blondem Haar, und unzählige Maler Italiens ſtellten ihre Ideale von Schönheit auf ihren Bildern mit blondem Haar dar. Selbſt die Portraits der reizenden Laura des Petrarca (es befindet ſich z. B. eins auf der Berliner Galerie) haben blondes, faſt weißes Haar!“

„Nein das iſt ja gräulich!“ ſagten meine Ingrinnen entſetzt. Ich ſuchte ihnen die Sache einigermaßen zu erklären und ſie mit der Vorſtellung zu beruhigen, daß blondes Haar an die Seide erinnere, und der viel geprieſene Farbenglanz dieſes zarten Stoffes in der Regel auch weit ſeidiger und weicher ſei als anderes, dunkler gefärbtes Haar. „Die Nuancen des Farbenſpieles,“ ſetzte ich hinzu, „ſind auch größer im blonden Haar als im braunen oder ſchwarzen, und es muß daher die Aufgabe für einen Maler reizender ſein. Endlich auch convenirt dieſe ſanfte, weiche, milde Farbe viel beſſer mit dem Charakter der Frauen als jene ſchroffen, ſchwarzen Töne, die einem Manne beſſer anſtehen. Doch kann ich mir auch wohl die Abneigung der Ungarn gegen dieſe Farbe deuten; denn ſie verbinden wahrſcheinlich mit dem Blonden, das ſich dem Grau und Weiß nähert, die Idee des Greiſenalters und mit dem farbenvollen Schwarz die Idee der Lebensfriſche und Jugend.“

Die Abneigung der Ungarn gegen die Deutſchen,

meinte ich, könne nicht an der Verachtung der Blonden Schuld ſein; denn die Italiener hätten von jeher in noch weit größerer Feindſchaft mit den Deutſchen gelebt. Doch wäre die Sache gewiß einer weiteren Unterſuchung werth und hinge ſicher noch mit anderen Vorſtellungen des Volkes zuſammen.

Hier wurde ich den Mädchen zu lang; ſie ſtimmten abermals ihre Guitarren und ſangen mir ein Trauer- und Klagelied, das der Graf Weſſeleny in der Gefangenſchaft dichtete, von dem ich aber leider nichts behielt, und dann ſchloſſen ſie mit dem Geſange von einem Huſaren, der in den Krieg zieht und ſeine braune Geliebte um einen Abſchiedskuß und eine Blume bittet. Sie antwortet, ſie habe keine Zeit, denn ſie müſſe der Mutter die Blumen bringen; wenn er aber aus dem Kriege zurückkehre, dann wolle ſie ihm einen Kuß und eine Blume geben. Der Huſar erwidert aber, vielleicht käme er nicht zurück, vielleicht bliebe er todt in der Schlacht. „Dann, ja dann werde ich die Blume auf Dein Grab pflanzen und den Kuß Deinem Kreuze geben,“ ſagt ſie, indem ſie in Thränen ausbricht und ihn ſo viele Küſſe nehmen läßt, als ſeine Liebe verlangt.

Kloſter Tihany und der Plattenſee.

Am anderen Tage beſah ich mir in Begleitung des gefälligen Vaters meiner Sängerinnen und einiger Beamten die Badeanſtalten von Füred. Alle dieſe Anſtalten gehören verſchiedenen Perſonen, welche in der Nachbarſchaft begütert und mit einem Antheile an den Quellen des Bades und ihrem Ertrage berechtigt ſind. Ein Badehaus haben die Benedictiner der benachbarten Abtei Füred gebaut, ein anderes errichtete die gräflich Eſterhazy'ſche Familie, ein drittes gehört vierzig Baueredelleuten gemeinſchaftlich. Alle dieſe zum Theil recht großen Gebäude, dazu noch einige Vergnügungsſäle, ein Theater u. ſ. w. und dazwiſchen kleine Baumalleen und Gartenanlagen bilden jetzt eine recht hübſche Anſiedelung unmittelbar am Ufer des Plattenſees. Im Hintergrunde derſelben iſt ein anmuthiger Eichenwald, und vorn breitet ſich der ſchöne See aus, der hier eine kleine Bai bildet, welche von der Halbinſel Tihany umfaßt wird.

Wie Trentſchin im nordweſtlichen und Mehadia im öſtlichen, ſo iſt jetzt Füred im ſüdweſtlichen Ungarn der beſuchteſte und berühmteſte Badeort. Sein „Säuerling“ iſt vortrefflich, und es iſt zu bewundern, daß man erſt in neuer und neueſter Zeit ihn zu benutzen anfing. Die ungariſchen Reiſenden des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſprechen von dieſer ſchönen Quelle mit dem Bedauern, daß nur die Hirten der Nachbarſchaft kämen, ihr herrliches Waſſer zu trinken. Erſt ſeit Kaiſer Joſeph II. (deſſen Namen man in Oeſterreich, wie den Peter's des Großen in Rußland, bei faſt allen nützlichen Etabliſſements verherrlicht findet) geſchah etwas Bedeutendes für die Bequemlichkeit der Badegäſte, deren jetzt hier jährlich über 1000 erſcheinen ſollen, um ſich des Lebens und einer beſſeren Geſundheit zu erfreuen *). Auch hier hat jetzt die lobenswerthe Leidenſchaft für die kalten Bäder Wurzel gefaßt, und außer den Anſtalten für die Trinker bei dem Säuerling findet man nun auch im Plattenſee noch Vorrichtungen zu kalten Seebädern, die dieß Jahr wieder erweitert werden ſollten.

Das kleine Theater in Füred iſt ausſchließlich nur für Darſtellungen in ungariſcher Sprache beſtimmt. Die Inſchrift vor demſelben iſt in ungariſcher Sprache abgefaßt. Sie ſoll ſehr bombaſtiſch ſein, und ein Herr, der ſie mir überſetzen wollte, ſagte, es wäre platterdings unmöglich, ſie im Deutſchen wiederzugeben. Der kurze Sinn wäre aber

*) 1836 ſollen hier, ohne die flüchtig Durchreiſenden mitzuzählen, gerade 1030 Gäſte geweſen ſein, 1840 aber 1800.

ungefähr der: „das Vaterland ſeinen Söhnen.“ Eher hätte ich noch verſtanden: „die Söhne ihrem Vaterlande;“ aber wenn man bedenkt, daß das Theater höchſt unbedeutend und winzig war, ſo erſcheint mir die Inſchrift viel zu pompös und zu großartig. Ueberhaupt iſt in ganz Füred Alles ſehr patriotiſch. Alle Hof- und Gartenumzäunungen ſind mit den ungariſchen Farben, Roth, Weiß und Grün, bemalt, die kleinen Gartenbrücken, auch der kleine Pavillon über der Sauerquelle tragen dieſe Farben. Und voriges Jahr wurde ſogar einer Geſellſchaft deutſcher Tiroler, die von ihren Alpen heruntergekommen waren, aus Patriotismus das Singen nicht geſtattet. Es wird wohl keinem Menſchen einfallen wollen, den Ungarn zu tadeln, wenn er ſein Vaterland liebt, aber man muß ſich wundern und kann ſich nicht darüber freuen, wenn dieſe Liebe ſo weit getrieben wird, daß ſie ſich ſogar alle vom Auslande kommenden Genüſſe verſagt, beſonders wenn ſie ſo unſchuldiger Art ſind, wie tiroler Geſang. Wir Deutſchen lieben auch unſer Vaterland und freuen uns doch recht herzlich, wenn wir in Ungarn irgendwo ein ſchönes Lied finden. Auch aus Politik ſchon ſollten die Ungarn mit ihrem Patriotismus nicht ſo weit gehen; denn Alles, was auf die Spitze getrieben wird, überſtürzt ſich ſelbſt und ſchadet ſeinem Beſtehen.

Nach Tiſche ſetzte ich meine Reiſe fort, um noch zeitig genug auf der geprieſenen Abtei „Tihany“ (ſprich: Tihonj) anzukommen, wo ich dem Abte einen Gruß

und einen Brief von einem Freunde aus Peſth zu bringen hatte.

Der Plattenſee bildet ein längliches Parallelogramm, welches überall ziemlich geradlinige Ufer hat. Nur einmal, ungefähr in der Mitte der nördlichen Küſte, findet davon eine Ausnahme ſtatt, indem hier eine große Halbinſel in den See ſo weit hineintritt, daß zwiſchen ihrer Spitze und dem gegenüber liegenden ſüdlichen Ufer nur eine ſchmale Waſſerenge bleibt und der See dadurch in zwei Abtheilungen, in eine öſtliche und eine weſtliche, getheilt wird.

Dieſe merkwürdige Halbinſel iſt offenbar vulkaniſchen Urſprungs; ſie beſteht, wie man deutlich genug wahrnehmen kann, aus zwei ſtark vertieften Keſſeln, wahrſcheinlich ehemaligen feuerſpeienden Kratern, die nach dem Balaton zu mit ſchroffen Gehängen abſetzen. In der Tiefe des einen dieſer Keſſel befindet ſich jetzt ein kleiner See, in dem anderen nur ein feuchter Wieſengrund. Mit dem Ufer ſind dieſe beiden an einander hängenden Keſſel blos durch eine flache, ſumpfige Niederung verbunden, die wahrſcheinlich ehemals, als der See noch höher war, unter Waſſer ſtand, ſo daß die Halbinſel damals eine völlig iſolirte Inſel war. Auf dem ſchroffen Uferabhange des zweiten Keſſels liegt die Beherrſcherin der ganzen Halbinſel und, man kann hinzuſetzen, der halben Umgegend — die Abtei Tihany.

Ich fuhr dahin auf einem kleinen ungariſchen Wagen, der auf den Unebenheiten des Weges eine Muſik machte, wie die mit Meſſingblechen behangenen Pferdegeſchirre

unſerer deutſchen Fuhrleute. Was wir an die Pferde hängen, hängen die Ungarn hier am Plattenſee an den Wagen. Es waren mehre kleine eiſerne Scheibchen, die auf den eiſernen Stangen, welche ſeitwärts von der Deichſel zu den Vorderrädern führen, aufgereiht waren und klirrend und klappernd hin- und hertanzten, als wenn die Wagen nicht ſchon ohnedieß genug Geklapper und Gequieke hören ließen.

Mit dieſer Muſik kamen wir auf dem Iſthmus, welcher die Tihanyer Halbinſel mit dem Feſtlande verbindet, an und — verſanken hier im Schmuze; denn, wie geſagt, ſie iſt ganz ſumpfig und ſo flach wie ein Tiſch. Sowie man die Halbinſel ſelbſt erreicht, ſteigt es hinan, und hier präſentiren ſich auch ſofort die Ueberreſte von Schanzen und Befeſtigungen, welche man den Römern zuſchreibt; denn daß die Römer dieſe Halbinſel oder Inſel ſchon als einen militäriſchen Haltpunct benutzten, iſt gewiß, wenn ſchon es nur eine ſchöne, unbegründete Sage ſein mag, daß die Kaiſerin Valeria, die Gemahlin des Kaiſers Galerius, der zu Ehren dieſer ganze Theil von Pannonien die Valerianiſche Provinz genannt wurde, nach dem Tode ihres Gemahls ſich mit ihrer Mutter Prisca auf dieſe Halbinſel zurückzog und daſelbſt ein einſiedleriſches Leben führte.

Im Inneren iſt die Halbinſel ziemlich wüſte. Die beiden vulkaniſchen Keſſel bieten nur nackte, graſige Viehtriften, mit wenigen Aeckern untermiſcht, die Baſaltkuppen auf der ſüdlichen und weſtlichen Seite ſind mit Wald beſetzt, die auf der öſtlichen ſind kahl. Wir

fuhren durch den erſten Keſſel, dann wieder hinauf und kamen in den zweiten. Hier ſahen wir die Abtei auf der Höhe liegen, ihr zu Füßen, an der Keſſelwand bis zu dem inneren kleinen See ſich hinabziehend, ein ungariſches Dorf. Die Benedictiner Herren bereiten jedem ihnen einigermaßen empfohlenen Gaſte bei ſich ein freundliches Quartier, und ich verlebte ein paar angenehme Tage bei ihnen.

Ich wurde zuvörderſt, bis der Abt, der noch etwas zu beſorgen hatte, ſich ſelber mit mir beſchäftigen konnte, einem der Kloſterdiener übergeben, der mich zu den ſogenannten Merkwürdigkeiten der Inſel führen ſollte, und der mich dabei noch durch das originelle Deutſch, welches er ſprach, und durch ſeine zuthätige Schwatzhaftigkeit herrlich amüſirte. „Wie beneide ich Sie,“ ſagte er, indem wir uns auf den Weg machten, „daß Sie ſo reiſen können. Wie viel Erfahrenheit und Kennerſchaft läßt ſich nicht auf Reiſen ſammeln! Freilich nutzt das Reiſen auch nur dem Klugen. Denn unbewußte Leute mögen noch ſo viel reiſen, ſie werden dadurch doch nicht wiſſenſchaftlicher, oder wie wir im Ungariſchen ſagen: „Schickt einen Eſel nach Wien, es wird doch kein Pferd daraus.“ Und Mancher bleibt immer zu Hauſe und wird doch ein kluger Mann, wie z. B. unſer großer Dichter Kisfalndy, der nicht weit von hier in Schümegh wohnt. Er iſt unſer ungariſcher Orpheus und vielleicht noch mehr, und doch iſt er nie aus Ungarn herausgekommen. Kennen Sie ſeine Herausgebungen wohl? Was ſind das für ſchöne Gedanken! Seine letzte Herausgabe, die beßte von allen, waren

Lieder über die Umgebenheit des Balaton. Nun, wenn ich nur mal auf Reiſen käme, ich würde mich ſchon zu halten wiſſen; denn ich bin von meinem Vater, was die Hauptſache iſt, ſehr gut in der Religion erzogen worden. Mein Vater that alle ſeine Kinder ſehr religiös erziehen. Wir mußten Alles Punct für Punct auswendig lernen, die Herſtammung Chriſti, Gottes Nachſicht und Vorſicht, und wenn man das Alles weiß und feſthält, ſo kann man getroſt in's Leben und in die Welt hinaus gehen."

„Wo biſt Du denn erzogen worden?"

„In Debreꜩin, wo wenig deutſch geſprochen wird. Das Deutſch habe ich erſt hier gelernt. Dort in Debreꜩin giebt es ſehr wenig verdeutſchte Ungarn, ſchon mehr geungerte Deutſche. Auch ſprechen die Ungarn dort in Debreꜩin ein anderes Ungariſch als hier. Sie ſprechen ſehr vergröbt und nicht recht fließlich. Hier ſprechen ſie viel verfeinerter und verzierter. Wo ſind Sie denn her?"

„Bremiabo! aus Bremen," antwortete ich ihm, „Nemet szabad varos," das iſt eine deutſche, freie Stadt!"

„Liegt denn dieß Bremen links oder rechts von Trieſt hinab."

„Keines von Beiden," antwortete ich ihm, „ſondern rückwärts, wenn Du Dir denkſt, daß Trieſt mit dem Angeſichte in's Meer hinabſchaut, hoch im Norden von Deutſchland liegt es."

Ich habe es ſchon oft bei den Ungebildeten unter

den Ungarn bemerkt, daß ſie ſelten wähleriſch in ihren Ausdrücken ſind, wenn ſie deutſch ſprechen, und mit eben der Leichtigkeit, wie mein Geſprächsgenoß ſich in Ermangelung der rechten Worte auch anderer, beliebig gewählter oder für das augenblickliche Bedürfniß gemachter bedienen. Ich glaube, es rührt dieß von der Leichtigkeit her, mit welcher ſie in ihrer eigenen, ungariſchen Sprache neue Worte bilden dürfen.

Die Merkwürdigkeiten der Tihanyer Halbinſel beſtehen erſtlich in einem Echo, welches, gegen einen Felſen ſchlagend, unter beſonders günſtigen Verhältniſſen der Atmoſphäre ein ganzes Diſtichon wiedergeben ſoll. Wir probirten es nach Herzensluſt, und mein Begleiter ließ hier in den Tihanyer Felſen zehn Mal den ungariſchen Namen und Titel meiner Vaterſtadt wiedertönen: „Bremia, Nemet kiralny szabad varos!“ (Bremen, die deutſche königliche freie Stadt!) Dann ſind einige Höhlen zu bemerken, welche den Mönchen zur Wohnung gedient haben ſollen, als die Türken hier hauſten, und endlich eine ſonderbare Art von Verſteinerung, „Ziegenklauen“ genannt, weil ſie ganz frappant ſo ausſehen wie Ziegenfüße. Wahrſcheinlich iſt es eine Art von Kammmuſcheln, die hier verſteinerten, und die man nun in jenen Höhlen findet. Das Volk denkt wahrſcheinlich dabei, es ſeien die Füße von Ziegen der ehemaligen Urbewohner.

Bei'm Nachhauſegehen tiſchte mir mein Begleiter wieder viele ungariſche Gerichte auf, die aber dießmal nicht aus dem Gebiete der Sprache, ſondern wirklich aus der

Küche genommen waren, worin er ſehr gut Beſcheid zu wiſſen ſchien.

Das Hauptgericht aller Ungarn, in dieſer Gegend wenigſtens, ſagte er, ſeien „Nudeln mit Topfen" (turos metöt). „Topfen" nennt man bekanntlich in Oeſterreich geronnene, gekäſte Milch. Dieſe Nudeln mit Topfen kämen jeden Tag auf jedes Mannes Tiſch, auch auf den jedes Edelmannes und Grundherrn, und wenn man ſie nicht zu Mittag gäbe, ſo kämen ſie doch gewiß am Abend. Braten oder gekochtes Fleiſch, Roßbratl, Schnitzerl, Schweinernes oder doch Speck gäbe es faſt bei Jedermann jeden Tag, und ſelbſt der Arme hätte doch Speck und Weißbrot. Aber die Zugemüſe wechſelten in der Woche nach einer beſtimmten altherkömmlichen Weiſe. So wäre am Sonntage ſehr gewöhnlich „Töltett kaposzta" (gefülltes Sauerkraut), am Montage „Olasz kaposzta" (ſüßer Kohl), am Dienstage „Savanyu kaposzta" (nicht gefülltes Sauerkraut), an der Mittwoche gelbe Rüben, Kohlrabi, Linſen, am Donnerstage „Savanyu repa" (weiße eingeſäuerte Rüben), am Freitage gelbe Rüben und am Sonnabende Spinat, Wurzeln oder dergleichen. Im Ganzen wäre die erſte Hälfte der Woche dem Kohl, die zweite bis zum „Szombat" (auch die Ungarn haben für den Sonnabend die hebräiſche Benennung Sabbath, wie faſt alle öſtlichen Völker Europas, angenommen) den Rüben gewidmet.

Mit dieſen Unterſuchungen kamen wir wieder bei unſerer Abtei an, wo wir dann mit den geiſtlichen Herren

den Abend wirklich einem Theile der eben genannten Gerichte und einer gebildeteren Converſation widmeten.

Es war der ſchönſte Mondſchein von der Welt, und ich konnte es nicht unterlaſſen, nach dem Abendeſſen noch ein wenig die Ausſicht aus meiner Zelle zu genießen. Dieſe meine Zelle war ein großes, mit gothiſchen Bogen überwölbtes Gemach. Ich öffnete das Fenſter und ließ meine Augen über den ſchönen See hingleiten, in dem des Mondes Sichel auf tauſend ſchwebenden Wellen ſich ſchaukelte. Auf der einen Seite lagen die finſteren Berge des Bakonyer Waldes, auf der anderen verlor ſich der blinkende Spiegel der Seeoberfläche in trübe Ferne, und nur eine unbeſtimmte Linie ließ die Stelle ahnen, wo die Römer den See durch einen Canal in die Donau abzuleiten verſuchten. Rund umher, außer dem Rauſchen des Sees, kein Lärm; kein Schiffsruder plätſcherte in den Wogen, kein Geſang tönte von nah oder fern. Auch in meinem Kloſter war Alles mäuschenſtill, und ich glaubte, mit mir und den Gottheiten des Sees allein zu ſein.

Man kann den Plattenſee in vielen Puncten als das Widerſpiel des Genfer Sees betrachten. Dieſer liegt am Fuße des weſtlichen Endes der großen, 150 Meilen langen Alpenkette, jener am Fuße der äußerſt öſtlichen Ausläufer eben dieſer Kette. Zwiſchen beiden Seeen ſchlingt ſich ſowohl im Norden als im Süden dieſes mächtigen Gebirges ſtets ein Kranz von Seeen herum, im Norden die ſchweizer Seeen, der Bodenſee, die baier'ſchen Seeen, die Seeen des Salzkammergutes, der Neuſiedler

See, im Süden die italieniſchen und einige kleine illyriſche Seeen.

Von einem dieſer Seeen zum anderen machen ſich allmählig Uebergänge bemerklich; die größten Contraſte aber geben die entfernteſten, der Balaton und der Genfer See. Hier das größte Leben, dort die größte Ruhe. Hier alte berühmte Städte, dort von alten Zeiten her nichts als einige Marktflecken. Hier Handelsſchiffe, Gondeln, Dampfboote, dort nur zuweilen kleine Fiſchernachen und ein Pramen, der die Leute von der Tihanyer Halbinſel an das andere Ufer hinüberführt. Dort das Paradies von Europa, hier — nun! auch ein kleines Paradies — für Ungarn.

Ich möchte wiſſen, ob beide Seeen und die zwiſchen ihnen liegende Seeenkette wohl in irgend einer gemeinſamen geognoſtiſchen Verbindung unter einander ſtehen, ich meine, in einer gemeinſamen Beziehung zu der Erhebung des hohen Gebirgsſtockes der Alpen zwiſchen ihnen. Ich erinnere mich nicht, daß Jemand ſchon einmal dieſe Frage aufgeworfen oder erörtert hätte.

Man erzählt ſich bekanntermaßen von dem Waſſer des Sees viel Wunderbares. Es ſei, ſagt man, in fortwährender Bewegung, ſelbſt bei ganz ſtillem Wetter, und ſchäume und brauſe beſtändig, beſonders des Abends, werfe ſtets Wellen und treibe dieſelben gegen das Ufer. Ebenſo ſei ihm eine ſchwache Ebbe und Fluth eigen, und der Mond mache zu gewiſſen Stunden das Seewaſſer höher oder geringer. Das Waſſer des Sees, das oben ausdünſte, erneuere ſich beſtändig durch unter=

irdiſche Quellen, welche aus dem nahen Kalkgebirge kämen und viele Kohlenſäure mit ſich führten, die ſich bei'm Eintreten in den Balaton abſondere und dadurch ſein Waſſer ſchäumend mache. Die Farbe des Sees ſei in der Regel ſchön hell und weiß; aber wenn ein Gewitter nahe, nähme er, auch ohne daß ſchon Wolken am Himmel ſtänden, eine dunkele Färbung an, weßhalb man ſchon aus der Farbe des Sees das Wetter treffend verkündigen könne.

Das ganze Weſen des Balaton iſt noch immer nicht gehörig und gründlich unterſucht, und daher glaube ich, daß immerhin in dem, was man mir an Ort und Stelle darüber mittheilte, noch einiges Neue enthalten ſein könne. So viel iſt gewiß, daß, obgleich es mir eine vollkommen ruhige Atmoſphäre zu ſein ſchien, doch der See an jenem Abende ſichtbar Wellen ſchlug, und daß ich auch deutlich genug ſein ſchönes Rauſchen in der ſtillen Nacht vernahm und mich nur ſchwer von dieſer lebendigen Muſik trennen konnte, um mich dem Schlafe zu überliefern.

Am anderen Morgen ging ich zu der Fähre hinab, welche ſich auf der Spitze dieſer Halbinſel befindet. Dieſe Fähre verbindet das Salader Comitat im Norden des Sees mit dem Schomotjer im Süden. Es führt eine Straße mitten durch die Halbinſel, auf welcher die Leute, welche in's „Schomotj" (ſo ſpricht man) wollen, wie auf einer Brücke hinfahren. Auf der Schomotjer Seite iſt ein ungariſcher Fährmann, auf der Tihanyer ein deutſcher. Der Spaziergang vom Kloſter zu dieſes

deutſchen Fährmanns Hütte beträgt beinahe eine Stunde. Der Mann hieß Dicker, und er hatte bereits ſeit 18 Jahren den See befahren. Er ſagte mir: „der See gäbe nimmer keinen Frieden nich;“ auch wenn es viertägige Windſtille wäre, ginge die Bewegung doch immer „ſtaht“ vor im Waſſer. „Wenn es auch in der Luft ganz ruhig iſt, im Waſſer iſt doch nie keine Ruh.“ Auch das, ſagte er, wäre wahr, daß man im See ſchon vorher das Wetter ſpüren könnte. „Wenn das Wetter auch noch in Deutſchland iſt,“ ſagte er, „der See hat es doch ſchon im Leibe und kocht und brauſt ſchon im Voraus.“ In der kleinen Waſſerenge bei der Spitze der Halbinſel — der See iſt hier nur 200 Klaftern breit — iſt die Bewegung am ſtärkſten, und zu dem Wellenſchlage auf der Oberfläche geſellt ſich hier auch noch eine fortwährende Strömung. In der Mitte der Meerenge, jedoch etwas näher zu der Tihanyer Halbinſel hinan, iſt die Strömung am ſtärkſten; auch iſt hier das Waſſer am tiefſten, ſieben Klaftern tief. Dieſe Strömung hört nie auf und geht bald aus dem öſtlichen Theile des Sees in den weſtlichen, bald umgekehrt. Ob die Strömung doppelt ſei, ſowie bei anderen Waſſerverengungen, wußten mir die Leute nicht zu ſagen. Die Mönche meinten, dieſe Strömung käme blos von einer Ueberfüllung des einen oder des anderen Theiles des Seebeckens her. Wenn der Wind lange aus Oſten wehe, ſo treibe er das Waſſer in den weſtlichen Theil, und es ſtröme dann oſtwärts zurück, und ſo umgekehrt. Der Schiffer meinte aber, die Strömung wäre immerwährend, auch wenn lange Zeit kein

Wind das Waſſer in den einen oder anderen Theil getrieben habe. Bei lange anhaltendem ſtarken Winde wird das Seewaſſer trübe. Für gewöhnlich aber iſt es ſelbſt zwiſchen dem Schilfe ſo klar „wie Scheidewaſſer.“

Für die Winde haben die Leute hier eigene Benennungen. Den Nordwind aus dem Bakonyer Walde nennen ſie „den oberen Wind,“ — der Südwind, der aus dem Schomotj kommt, heißt „der untere Wind,“ — der Weſtwind der „Saler,“ weil er aus dem Salader Comitate weht, — der Wind gegen Sonnenaufgang aber wird der „calviniſche Wind“ genannt, vielleicht weil er aus den ungariſchen Steppen her zieht, wo mehr Calviniſten wohnen als in dem mehr katholiſchen Weſten Ungarns. Der Saler Wind von Kaniſa, von den Alpen her, der die ganze Länge des Sees überſtreicht, iſt der heftigſte; er treibt die Wellen häuſerhoch und führt auch die meiſten Wetter herbei. Von einem regelmäßigen Steigen und Fallen des Waſſers mit dem Monde wollte Niemand hier etwas wiſſen.

Die ſchäumenden Bewegungen im See ſelbſt mögen aber wohl der großen Quantität von kohlenſauerem Gaſe, das ihm durch unterirdiſche Quellen zugeführt wird, herrühren. Das Waſſer des Balaton iſt ſo ſtark damit geſchwängert, daß man den ganzen See, nach Profeſſor Schuſter, geradezu als ein großes, mit ſehr verdünntem Sauerwaſſer gefülltes Becken anſehen kann. Die Bewegungen auf ſeiner Oberfläche mögen daher auf ähnliche Weiſe zu erklären ſein, wie die Vibrationen auf der Oberfläche eines Champagnerglaſes. Das gelbe Papier

wird von dem Waſſer des Plattenſees ziemlich ſchnell braun-roth und das rothe blau gefärbt. Der Geſchmack deſſelben iſt zuſammenziehend, und die feine Haut wird bei'm Waſchen davon ſpröde und rauh. Die Bindehaut der Augen wird bei'm Baden empfindlich gereizt, und dieſe Reizung nicht ſelten zur Entzündung geſteigert. Den Pferden, welche in dieß Seewaſſer in die Schwemme getrieben werden, ſpringen die Hufen bald auf, und dieſelben müſſen daher mit Fett eingerieben werden. Das Waſſer des Sees kann man lange aufbewahren, ohne daß es fault, und man kann darin ſogar Fleiſch oder ähnliche Subſtanzen mehre Tage ganz friſch erhalten.

Auch die Fiſche, welche ſich in dem See befinden, ſollen ganz anders beſchaffen ſein als die von derſelben Gattung aus anderen Gewäſſern. Sie ſollen ein viel feſteres, ſchmackhafteres und geſunderes Fleiſch haben als dieſe.

Wie ich bereits andeutete, haben ſchon die Römer das Waſſer in dem Plattenſee zu verringern geſucht. Sie machten einen Canal in der öſtlichen Ecke des Sees, wo der kleine Fluß Sio hinausgeht, der dann, ſich mit der Sarwitz verbindend, in die Donau fließt. Der Sio iſt, wie man mir ſagte, indeß nur ein intermit-tirender Fluß; er fließt nicht immer und ſtellt zuweilen nur einen länglichen Sumpf dar. Die Römer ſollen durch den Sio-Canal ſehr viel Land am Ufer des Sees gewonnen haben; erſt ſpäter iſt daſſelbe alles wieder überſchwemmt worden, weil ihr Canal ſich verſchlammte.

Da durch die Ablaſſung des Plattenſees gar keine

Schifffahrt auf den Sand geſetzt werden würde, und nur allenfalls die delicaten Fogaſchfiſche auf den Peſther und Wiener Tafeln zu erſcheinen aufhören würden, ſo wäre an dem ganzen See nicht viel verloren, und die Ungarn könnten nichts Beſſeres thun, als in die Fußſtapfen der Römer treten und den Canal wieder ausräumen.

Als ganz ausgemacht und gewiß verſicherten mir die Schiffer bei der Tihanyer Ueberfahrt, daß der See ſeit 1834 um ganze fünf Schuh gefallen ſei. Dieſen Sommer, der ſehr trocken geweſen, ſeien ſeit drei Monaten wieder fünf Zoll abgegangen. Ich fragte ſie, wie ſie das wiſſen könnten, und ſie zeigten mir darauf einen Maßſtab, den ſie ſich an den tief in den Boden eingerammten Balken gemacht hatten, welche eine Art von Brücke oder Anfahrt zum Fährſchiffe trugen.

Von den früheren Zuſtänden der Waſſerhöhe vor 1834 habe ich nichts mit Gewißheit erfahren können, und es iſt daher die Frage, ob der See conſtant abnimmt, oder ob, was die Leute hier im Ganzen zu glauben ſcheinen, ein periodiſches Abnehmen und ebenſo ein periodiſches Zunehmen ſtattfindet. Merkwürdig aber war es mir, daß dieſe Berichte von der Abnahme des Plattenſees, ſowie auch von der Epoche des Beginns derſelben, ſo ganz mit dem mir vom Neuſiedler See Erzählten übereinſtimmten. Im Winter wächſt der See ½ — 1 Fuß. Im März hat er ſeinen höchſten Stand.

Das ſüdweſtliche Ende des Sees verliert ſich in Sümpfen, durch welche dem See mehre kleine Flüßchen zukommen. In dieſen Sümpfen ſollen in neuerer

Zeit mehre künſtlich herbeigeführte Austrocknungen ſtattgefunden haben. Sollte vielleicht dadurch auch das Waſſerquantum im See etwas angegriffen worden ſein? Es iſt möglich, wenn man annimmt, daß ein Theil des Seewaſſers in jenen Sümpfen ſteckte. Es wäre aber auch das Umgekehrte, eine dadurch herbeigeführte Vermehrung des Seewaſſers, möglich, wenn man ſich denkt, daß alles Waſſer jener kleinen Flüſſe jetzt ganz in den See kommt, welches ſonſt zum Theil in den Sümpfen ſtecken blieb.

Die Fiſche des Plattenſees ſind durch jene Eigenſchaften, welche wir ſchon oben an ihnen lobten; berühmt. Es giebt hier weit mehr Arten als im Neuſiedler See; unter ihnen aber ſind zwei die entſchieden wichtigſten, eine, weil ſie für den Feinſchmecker ſo köſtlich iſt, und die andere, weil ſie ſich in ſo außerordentlich großen Quantitäten zeigt. Jene iſt der berühmte „Fogaſch," dieſe die „Garda."

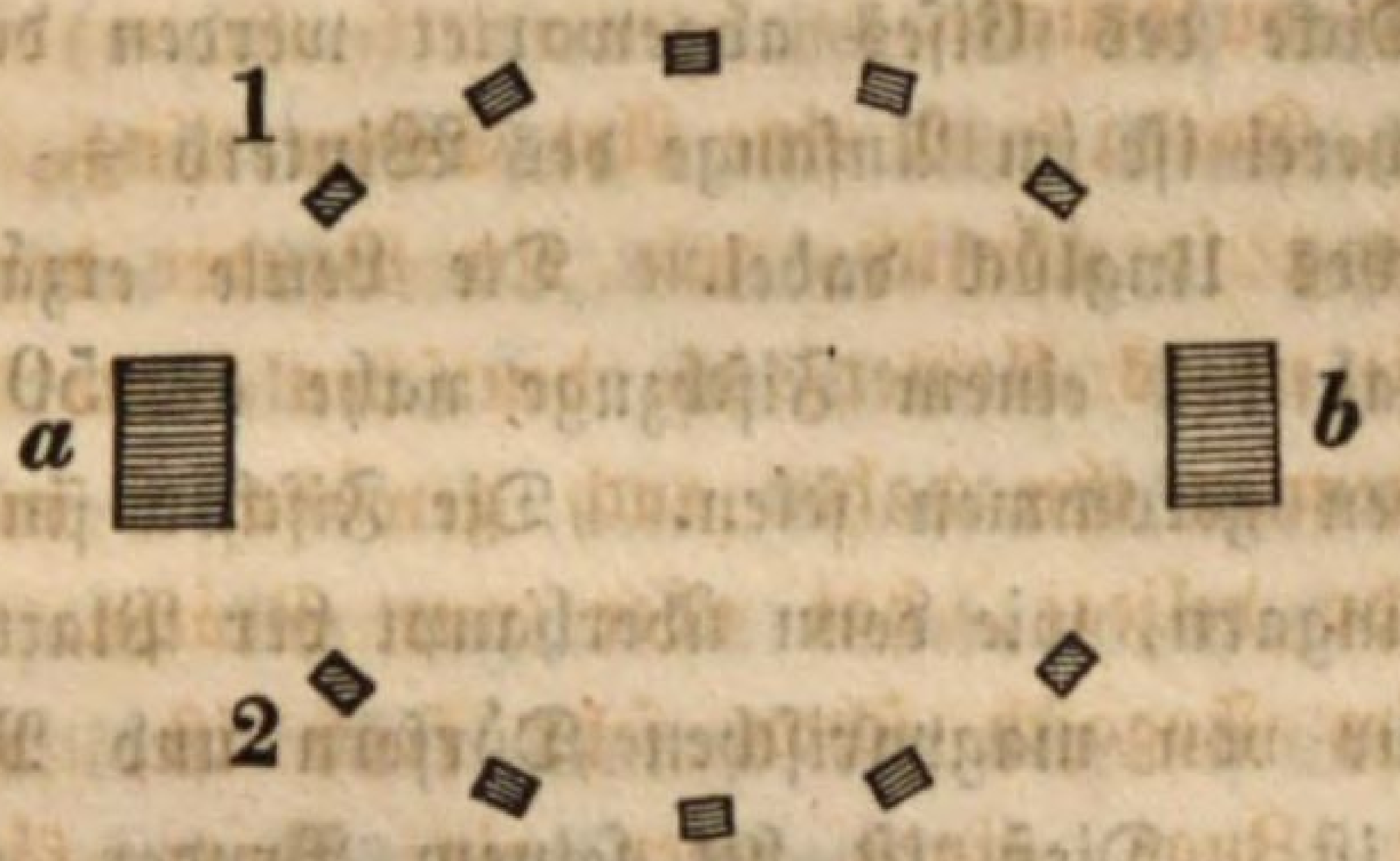
Der Fogaſch (deutſch: Zahnfiſch), eine Art Sander (Perca lucioperca), kommt blos in dieſem See vor. Er wird gewöhnlich 7, 10 bis 15 Pfund ſchwer. Am häufigſten wird er in der weſtlichen Hälfte des Sees gefangen und zwar namentlich bei dem Marktflecken Keſthely, einer Beſitzung des Grafen Feſtetiz. Er hält ſich meiſtens in dem tieferen Waſſer des Sees auf; daher iſt er auch ſehr empfindlich gegen das den Fiſchen feindliche Element der Luft. Sowie er aus dem Waſſer gezogen iſt, ſtirbt er auch. Er liebt klares Waſſer und ſandigen Boden, im Schilfe und Sumpfe findet man

ihn nicht. Sein Fleiſch iſt ſehr weiß und dabei „feſter und körniger als anderes Fiſchfleiſch," wie mein Seemann ſich ausdrückte.

Die „Garda" iſt eine Art Schwertling. Sie ſieht dem Häring ſo ähnlich, wie ein Bruder dem anderen, nur iſt ſie etwas kleiner; die deutſchen Leute hier in der Gegend nennen ihn daher auch gewöhnlich nur Häring. Er iſt ſehr delicat, hat aber nur Gräten. Während man bei'm Fogaſch ſchon ſehr froh iſt, wenn man in einem Zuge einen oder ein Paar fängt, und nur ſelten 5 bis 10 in's Netz gehen, zieht man von dieſen Garda's oft 20 bis 50 Centner, ja zuweilen auch 100 Centner auf einmal aus dem Waſſer. So klein das ihnen zugewieſene Waſſergebiet auch iſt, ſo haben doch auch dieſe Seehäringe ebenſo wie ihre Brüder, die Meerhäringe, eine große Wanderluſt, und ſie reiſen in dieſem kleinen Seebecken nach Herzensluſt herum. Man weiß nicht recht, von welcher Leidenſchaft ſie dazu getrieben werden, doch ſieht man ſie nicht ſelten in großen Schaaren auf der Oberfläche des Waſſers aus dem öſtlichen Ende des Sees zu dem weſtlichen hinüber fliehen oder umgekehrt. Einen großen Einfluß darauf mag auch wohl die Witterung üben.

Im Winter, auf dem Eiſe, fangen ſie die Garda's am meiſten, und zwar auf folgende Weiſe. Zuerſt machen ſie viele kleine Löcher in's Eis, in geringer Entfernung auseinander, und zwar in einem Kreiſe rund herum. An zwei entgegengeſetzten Puncten des Löcherkreiſes werden alsdann zwei etwas größere Löcher hineingearbeitet,

das eine zum Hineinlaſſen, das andere zum Herausziehen des Netzes. Es ſieht alſo ungefähr ſo aus:



In das Loch *a* wird das ganze, mit zwei Flügeln verſehene Netz hineingelaſſen. Mit langen Stangen, an denen eiſerne Haken ſitzen, ſucht nun ein Fiſcher das Ende des einen Flügels durch das Loch 1 zu faſſen, und ein anderer faßt den zweiten Flügel durch das Loch 2, und ſie ziehen die beiden Enden nahe zu dieſen Löchern heran. Hier faßt ſie ein anderer Fiſcher mit einer Gabel und ſchiebt ſie in der Richtung des nächſten Loches weiter unter das Eis fort, wo dann wieder die eiſernen Haken ihnen entgegenkommen. Dieſe Operation wiederholt ſich ſo lange, bis die beiden Flügel ihren Halbkreis durchgemacht haben und bei dem Loche *b* zuſammenkommen, wo dann das ganze Netz mit ſeinem Inhalte herausgezogen wird. Zuweilen fangen ſie ſo viel, daß ſie das Netz nicht herausbringen können, und die Fiſche müſſen dann zuvor noch einzeln aus dem Netze herausgefiſcht werden.

Da jene Arbeiten ſich leichter beſchreiben als ausführen laſſen, und da der Löcherkreis und die Netze ſehr

groß ſind, ſo ſind immer viele Menſchen bei dieſer Fiſcherei erforderlich. Da nun außerdem wohl nicht die ſtärkſte Dicke des Eiſes abgewartet werden darf — die beßte Fiſcherei iſt im Anfange des Winters — ſo ereignet ſich manches Unglück dabei. Die Leute erzählten mir, daß einmal bei einem Fiſchzuge nahe an 50 Menſchen um's Leben gekommen ſeien. Die Fiſcher ſind meiſtens Nationalungarn, wie denn überhaupt der Plattenſee rund umher nur von magyariſchen Dörfern und Marktflecken umgeben iſt. Dieß iſt bei ſeinem Bruder, dem Neuſiedler See, ganz anders. Dieſer iſt faſt durchweg von deutſchen Dörfern und Städten umgeben, und nur ſeine ſüdöſtliche Ecke allenfalls iſt ungariſch zu nennen. Uebrigens kann ſich der Neuſiedler See dem Balaton in keiner Beziehung an die Seite ſtellen, wie auch zum Theil ſchon aus dem Vorigen hervorgeht. Das naturhiſtoriſche, das pittoreske, wie auch das hiſtoriſche Intereſſe des letzteren iſt weit größer; darum iſt er auch in Ungarn viel berühmter und in der Volkspoeſie mehr verherrlicht.

Schon zu den Römerzeiten war der Balaton berühmter, während man noch nicht einmal mit Gewißheit weiß, welchen Namen die Römer für den Neuſiedler See hatten, und Einige ſogar noch bezweifeln wollen, daß derſelbe zur Zeit der Römer überhaupt exiſtirt habe. Die Römer nannten den Plattenſee „Pelso.“ Wahrſcheinlich iſt dieß eine Corrumpirung des uralten ſlaviſchen Namens „Boloton,“ was ſo viel bedeutet wie das römiſche „Palus“ und wahrſcheinlich auch mit dieſem aus

einer Urwortwurzel iſt. Das „t“ in „Boloton“ konnte leicht in „s“ übergehen. Die Römer nannten ihn auch „Volocea“ (scpalus), was wieder ein auf andere Weiſe verderbtes „Boloton“ ſein mag. Die Deutſchen machten aus demſelben Worte „Blatten=“ oder „Plattenſee,“ die Ungarn „Balaton.“ Im Grunde ſcheint alſo bei allen Nationen derſelbe alte ſlaviſche Name im Gange geweſen zu ſein. Die Ungarn haben aber auch einen anderen Namen für ihn. Sie nennen ihn nämlich auch: „fejer tenger,“ d. h. „das weiße Meer.“

Ich kehrte von meinem Ausfluge zu der Tihanyer Seeverengung zeitig genug zurück, um noch vor dem Diner eine Partie „Ludus tudicularis“, d. h. eine Partie Billard, mit einigen der Mönche zu ſpielen. Ich fragte ſie, warum ſie das Spiel „tudicularis“ nannten. „Quia tunditur!“ ſagten ſie. Mich nannten ſie immer aus Höflichkeit „doctissime“ oder „clarissime,“ obgleich ich ihnen ſagte, daß ich weit davon entfernt ſei, dieſe Titel zu verdienen, weil ich erſtlich alle Tage die unglaublichſten und größten Lücken in meiner Gelehrſamkeit entdeckte, und weil zweitens wirklich auch noch keine Univerſität mir die Ehre angethan hätte, mich zum Doctor zu machen.

Bei dem reichen Segen von Billardſpielen, die ſich mit der neuen Cultur in ganz Europa und mit den Ruſſen tief in Aſien hinein verbreitet haben, weiß jetzt beinahe jeder Menſch, auch jede Dame, was eine „Caroline,“ was ein „Kicks,“ was „Ausſetzen,“ was „Caramboliren“ iſt. Aber ich glaube, es giebt Wenige,

die mit den von den Ungarn erfundenen lateiniſchen techniſchen Ausdrücken bei dieſem Spiele bekannt ſind, und ich will daher einige derſelben, die ich bei jener Gelegenheit lernte, als Curioſität hier herſetzen.

Die Bälle heißen „Globi,“ die Caroline „Flavus,“ die anderen Bälle „Caeruleus“ und „Ruber.“ — „Ubi globus Dominationis?“ „Wo iſt Ihr Ball?“

„Ibi! incipiamus!“ „Hier! fangen wir an!“

„Dignetur praecedere.“ „Belieben's auszuſetzen.“

„Dolendum est! si caeruleus huc venisset.“ „Wie Schade! wäre der Blaue hierher gekommen!“

(Ich machte einen Kicks.)

„Fallit! fallit!“ „Kicks!“ Kicks!“

„Nunc flavus recte ad manum mihi est!“ „Jetzt liegt mir die Caroline recht zur Hand.“

(Ich machte einen guten Stoß.)

„Bene! Bene! Nunc Hannibal ad portam.“ „Gut! Jetzt iſt der T. los.“

„Dignetur Dublé!“ „Belieben's doch, das Doublé zu machen.“

„Fallit!“ „Kicks!“ O, si homo nunquam falleretur, esset invincibilis!“

„Reverende pater! Nunc tota positio difficilis est. Nil video! nisi caeruleum et rubrum percutere velles.“ „Ich ſehe nichts B'ſund'res. Doch können's hier den Rothen und Blauen caramboliren!“

„Ah! ah! Subtiliter volui, et nil habeo!“ „O weh! ich wollte ihn ganz fein ſchneiden, und nun habe ich niks g'mocht!“

„Bene! bene! Nunc ſi adhuc illum feceris. — Feciſti! Finis ludi!“ „Partie!“

Wir wurden zu Tiſche gerufen. Die Verſammlung war ziemlich zahlreich, und außer mir waren noch einige Gäſte da, ein Geiſtlicher aus der Nachbarſchaft und einige Schüler oder „Studenten,“ wie man in Ungarn ſagt, die man ſehr häufig als Anverwandte oder Freunde einiger Kloſtermitglieder zu Beſuchen an den Tafeln der Aebte findet. Unſere Converſation war höchſt lebhaft und lehrreich, und mir kam das Ganze ſehr intereſſant vor, beſonders wenn ich mir auch die Eigenthümlichkeit der Poſition unſeres Speiſeſaales vergegenwärtigte, auf dem Gipfel eines Berges, auf der einen Seite einen ſtillen, großen, fiſchreichen See, auf der anderen einen unermeßlichen, mit Hirten und Schweinen erfüllten Wald. Eine angenehme und gebildete Unterhaltung hat unter ſolchen Umſtänden viel mehr Reiz und Werth als z. B. mitten in einer großen Hauptſtadt. Hier wird man der Muſen oft ſatt und überdrüſſig, dort klingt Alles wie das fromme Läuten eines einſamen Kirchleins im Walde.

Die beiden liebſten Männer wurden mir der Abt und der Prior des Kloſters. Der letztere war ſonſt Profeſſor der Poeſie und Beredtſamkeit an einem Gymnaſium in Raab geweſen, ein kenntnißreicher Mann von feinem Geſchmacke und, wie mir es ſchien, von feurigem und energiſchem Charakter. Die Unterhaltung mit ihm war mir ſo angenehm, daß ich auch nach Tiſche noch lange auf ſeiner Zelle oder vielmehr auf ſeinem hübſchen Zimmer mit ihm zuſammenblieb. Wenn

die Converſation nicht gar ſo ein wunderliches, wildes, wechſelndes und unfaßbares Ding wäre, ſo würde ich es verſuchen, die Geſpräche mit meinem gelehrten Freunde hier wiederzugeben; die Leſer würden daraus gewiß ſehr viel Neues über Ungarn lernen. Allein Converſation, ſo ſchön, ſo erwärmend und belebend ſie in der Wirklichkeit iſt, ſo leblos und hölzern nimmt ſie ſich gewöhnlich in einem Abdrucke auf dem Papiere aus, weil man alle capriciöſen und doch oft ſchönen Windungen ihres Ganges ebenſo ſchwer ſchildern und wiedergeben kann, als die Bewegungen einer Tänzerin. Genug, wir durchwanderten geſprächsweiſe die Gärten der Literatur und die Gefilde des menſchlichen Wiſſens. Wir ſprachen von den alten Zeiten der Ungarn in dem Jahrhunderte der „Augsburgi Utközet“ (der Augsburger Schlacht) und von den Ergebniſſen ihres neueſten Landtages, — von Kisfaludy's kunſtloſen, aber begeiſterten Verſen, die da klingen und bezaubern, wie die nationale Zigeunermuſik, von ſeinem Hauptwerke: „Himfy's Liebe“ — und von des jungen Dichters Juzor lyriſchen und erotiſchen Liedern, die ihm, weil er ein Geiſtlicher iſt, zum Theil ſehr übelgenommen wurden, und unter denen die ſchönſten ſind: „die ſchlafende Schöne,“ — „das enge Fenſter,“ — „keine Ausrede!“ — Von dieſen ungariſchen Originalitäten kamen wir auf die Ueberſetzungen aus dem Deutſchen, unter denen ſich bereits alle Werke von Schiller befinden, aber faſt noch gar nichts von Göthe, — und ſchlugen von der ungariſchen Literatur um zu der ungariſchen Ethnographie, verfielen auf die

Nationalökonomie, auf das Schulweſen, auf die Weinbereitung und auf die Naturgeſchichte, in allerlei Krümmungen und Windungen, die dem Leſer hier wunderlich und faſt unnatürlich vorkommen würden, während ſie ſich geſprächsweiſe ganz natürlich machten.

Der Bakonyer Wald, ſeine Dichter, Schlöſſer und Räuber.

Kurz, es wurde mir nicht leicht, mich von Tihany zu trennen, und ich hätte gern noch ein Weniges gezaudert. Aber da meine geiſtlichen Freunde mir ſagten, daß, wenn ich noch am Nachmittage in Schümegh ſein wollte, ich nicht zu lange mehr warten dürfe, ſo ſtieg ich denn in den Wagen, der am anderen Morgen nach jenem Converſationsabende vorgefahren war, und kutſchte den kahlen Tihanyer Berg hinab, durch den erſten vulkaniſchen Keſſel, durch den zweiten, bei der Römerſchanze vorbei, über den ſumpfigen Iſthmus, ließ Füred zur Rechten liegen und verfolgte zunächſt die Straße am See hin, der nun ſeine ganze weſtliche Abtheilung bei dem ſchönſten Sonnenſcheine vor meinen Blicken ausbreitete.

Der Plattenſee, wie der Neuſiedler See, wie auch der Bodenſee, der Genfer See und die meiſten bedeutenden Seeen, hat ein hohes gebirgiges und ein niedriges ebenes Ufer. Seine Gebirgsſeite, an deren Fuße wir uns befanden, hat ebenſo, wie die des Neuſiedler Sees,

einen trefflichen Weinbau, während die bei beiden Seeen zum Theil ſumpfige ebene Seite Viehzucht und Ackerbau treibt. Doch iſt zwiſchen beiden Seeen der große Unterſchied, daß die Weingebirge des Plattenſees ſich von Oſten nach Weſten erſtrecken, alſo das Angeſicht nach Süden kehren, während die Rebenberge des Neuſiedler Sees mit der größten Länge von Süden nach Norden gehen, alſo von Norden her nicht ſo geſchützt ſind. Man ſollte hieraus vermuthen, daß die Balatonweine beſſer ſein müßten als die Neuſiedler Gewächſe, was indeß im Ganzen nicht der Fall iſt; denn die Ruſter und Oedenburger Weine ſind viel berühmter als die vom Plattenſee, und die Ungarn ſelbſt rangiren jene in den zweiten Rang nach dem Tokaier, während vom Plattenſee höchſtens einer ſich damit gleichſtellen kann. Sollten vielleicht die deutſchen Weinbauer an dem nördlichen See ein beſſeres Verfahren üben als die ungariſchen am ſüdlichen? Jener eine vortreffliche Wein des Balaton wächſt am Badatschon, einem hohen Berge am nördlichen Ufer, den wir auf unſerer Fahrt häufig zu Geſicht bekamen.

Es iſt dieſer berühmte Badatſchon, wie die meiſten Berge im Norden des Plattenſees, ein hoher ſpitzer Kegel. Er iſt rund umher bis nahe zum Gipfel hin mit Weingärten behangen. Von unten auf werden die Trauben immer beſſer. In der Mitte des Berges aber ſollen ſie am köſtlichſten ſein. Denn oben in der Nähe des Gipfels bekommen ſie wieder eine gewiſſe Ueberreife, die dem Weine auch nicht günſtig iſt und ihm eine gewiſſe

Bitterkeit geben ſoll. Sie machen am Badatſchon erſtlich einen gewöhnlichen Wein, dann aber auch eine Art von Weindecoct, das unter dem Namen „Badatſchoner Wermuth" in Ungarn ebenſo berühmt iſt wie die „Meneſcher" oder „Tokaier Eſſenz." Zu dieſem Wermuth wird der Moſt mit gewiſſen Kräutern eingekocht. Daſſelbe thut man mit den beßten Schomlauer Trauben, woher es auch „Schomlauer Wermuth" giebt. Schomlau liegt nicht ſehr weit vom Badatſchon. In anderen Weingegenden von Ungarn wird ſolcher Wermuth nicht gekocht.

Die Badatſchoner Weinleſe iſt eine der berühmteſten in ganz Ungarn, und man kann ſie faſt ein ungariſches Nationalfeſt nennen. Weit und breit werden Bekannte und Freunde dazu eingeladen. Sehr entfernte Herrſchaften haben zuweilen ein Stückchen Weingarten im Badatſchon, die Aebte der benachbarten Klöſter und der Adel weit und breit kommen dazu heran, und 14 Tage lang wird dann in dieſem Berge geerntet, muſicirt, getanzt und banquettirt. Die Trefflichkeit des Weins, die Schönheit der Gegend um den Plattenſee und ſelbſt die Form des vulkaniſchen Berges, die alle Gärten auf einen Punct concentrirt und daher zur Vereinigung zu gemeinſchaftlichen geſelligen Unternehmungen und zum Scherzen Veranlaſſung giebt, mögen die Urſachen dieſes Ruhmes ſein.

Meine Equipage war wieder ein ſolcher mit eiſernen Ringen muſicirender Bauerwagen, wie ich ihn oben beſchrieb,

mein Kutſcher ein echter Ungar, der kein Wort Deutſch verſtand, und zwar ein Baueredelmann aus einem Tihany benachbarten Dorfe. Ich hatte vom Anfange herein einen Deutſchen im Wagen aufgenommen, der nach Keſthely reiſen wollte und mich um einen Sitz im Strohe neben mir bat. Er war aus der „Zips“ (bekanntlich nennt man ſo eine meiſt von Deutſchen bewohnte Gegend am ſüdlichen Fuße der Karpathen) gebürtig, hatte ſich aber ſchon ſeit langer Zeit in dieſer Gegend anſäſſig gemacht. Jene Zipſer Deutſchen, obgleich ſie urſprünglich aus verſchiedenen deutſchen Kreiſen kamen, haben alle etwas Eigenes und ihnen allen Gemeinſames, das ſich hier in ihrem neuen Vaterlande bei ihnen entwickelt hat. Sie ſind wieder ganz anders als die ſiebenbürgiſchen „Sachſen.“ Auch iſt ihr Dialekt ein ganz anderer. Das Merkwürdigſte, was mir bei meinem Zipſer Genoſſen auffiel, war dieß, daß er gar kein „r“ ausſprechen zu können ſchien. Ich glaubte anfangs, dieß ſei nur ihm allein eigen, allein ich hörte ſpäter, daß dieß bei den Zipſern allgemein ſei und daß ſie in der Regel kein „r“ in ihrer Sprache haben. Sie ſagen z. B.: „á hat's mi g'ſogt,“ ſtatt: „er hat es mir geſagt,“ — „gában“ ſtatt „gerben,“ — die „Schee“ ſtatt die „Scheere.“ Ich konnte dieſer ſonderbaren Auslaſſung wegen manche Worte anfangs gar nicht verſtehen. Zuweilen ſetzen ſie ſtatt des „r“ ein „h,“ z. B.: „mich geheit's!“ (d. h. mich ärgert's), was wahrſcheinlich die verdorbene Redensart: „mich gereut's,“ iſt. „Mich geheit's,“ ſagte er, „daß i z' Fuß gongi bi,“ und als wir in ein Wirthshaus

einkehrten, um etwas zu frühſtücken, ſetzte er mir ein „Freßbrett'l" nebſt einem „Freßhölz'l" vor, d. h. einen Teller nebſt einer Gabel, und legte mir dann darauf „a Grimpel Fleiſch," d. h. ein Stück Fleiſch. In dieſen Worten ſprach er das „r" etwas deutlicher aus.

Das Dorf, worin wir frühſtückten, lag ſchon etwas abſeits vom See, mitten in einem breiten Thale des Bakonyer Waldes. Seine Einwohnerſchaft beſtand theils aus Katholiken, theils aus Reformirten, und die Kirchen beider Parteien ſtanden nahe bei einander. Ich beſah mit dem Küſter die reformirte Kirche. Sie war ſehr einfach und hatte etwas Alterthümliches. Die Sitze für die Frauen und Mädchen waren unten. Daneben befanden ſich die geſonderten Sitze für die verheiratheten Männer. Die unverheiratheten Männer und die Kinder hatten eine breite Galerie, welche zum Theil über den Köpfen der unteren Verſammlung herumlief. Das Taufbecken war ein zinnerner Krug, ſorgfältig in ein ziemlich zerlumptes ſchwarzes Tuch gewickelt. Die Kanzel war ebenfalls mit ſolchem ſchwarzen wollenen Tuche ausgepolſtert. Die heiligen Bücher der Gemeinde waren alle „Debretzenben" (in Debretzin) gedruckt.

Der Küſter ſagte mir, die Katholiken und Reformirten im Orte vertrügen ſich unter einander ſehr gut. Aber in einem benachbarten Dorfe wohnten Lutheraner, mit denen ſich weder die Reformirten, noch die Katholiken vertrügen. Von den Streitigkeiten wegen gemiſchter Ehen wußten ſie hier noch nichts. Es wäre eine alte und allgemeine Sitte, daß bei einer gemiſchten Ehe

die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter folgten. Ich fragte, ob wohl die Katholiken zuweilen zum reformirten Glauben übergingen. „Dieß ſei noch nie vorgekommen,“ ſagte er, „wohl aber das Umgekehrte; denn ein reformirter Edelmann (die Bauereddelleute ſind meiſtens reformirt), wenn er auf dem Todtenbette liegt, denkt zuweilen plötzlich: „Ich will den katholiſchen Prieſter kommen laſſen. Vielleicht iſt es mir gut. Vielleicht hilft es mir über die Krankheit und den Tod noch dießmal weg. Aber dem Katholiken fällt dieß nie ein, daß der reformirte Prediger ihm helfen könnte.“

Ich mußte mich hier leider von meinem Zipſer Deutſchen trennen, der, wie geſagt, über die Berge zum anderen Ende des Sees, nach Keſthely, wollte. Bei'm Abſchiede bat ich ihn, mir noch einige ungariſche Worte zu lehren, damit ich meinem Kutſcher doch wenigſtens das Nöthige ſagen könnte, und ich ſtudirte denn folgende ein: „frischen!“ (fahr' ſchnell!), „laschan!“ (langſam!), „meggai!“ (halt!), „mi osz?“ (wie heißt das Dorf?). „Zuweilen müſſen Sie auch einmal dazwiſchen ſchimpfen und wettern: „teremtettä!“ oder auch auf Deutſch, das wird er ſchon verſtehen.“ — „Ja wird er es aber als Edelmann nicht übelnehmen?“ — „O nein! ſie nehmen es nicht übel! Sie können bis zum H... hinaufgehen, aber H... dürfen Sie nicht ſagen, das nimmt er übel; denn dieß iſt ſein Stichwort, wo er böſe wird. Ihre Frauen haben wieder ein anderes Stichwort, das ſie übelnehmen; es heißt .....“ Er nannte es mir.

Mit dieſen Inſtructionen verſehen, fuhr ich mit mei-

nem Kutſcher weiter, obgleich es mir gar nicht recht war, ein ſolches privilegirtes Weſen, von dem man mir ſagte, daß es ſtolz darauf ſei, für ein Capitalverbrechen nicht wie andere ehrliche Leute gehängt, ſondern nur allein geköpft werden zu dürfen, und zu deſſen Privilegien auch dieß gehöre, daß man ihm die Hände nie hinten auf dem Rücken, ſondern nur vorn binden dürfe, zum einzigen Begleiter zu haben, und noch dazu im Bakonyer Walde. Ich konnte ihn nicht einmal arretiren laſſen, wenn er mir das größte Unrecht anthat, denn er hätte ſofort mit ſeinem „en nemes ember!“ (ich bin ein Edelmann!), was ſo viel bedeutet, als „ich bin ein ganz anderes Weſen als Ihr!“ auf das Kräftigſte dagegen proteſtiren können. Indeß ich muß geſtehen, ich fand Urſache, mich über nichts bei ihm zu beklagen. Unſere einzige Converſation war: „Meggai!“ „laschan!“ oder „frischen!“ und dieſe Worte wirkten, wie ich zu meiner Verwunderung bemerkte, immer wie Zauberworte, indem ſogleich das erfolgte, was ich damit bezwecken wollte.

Die Gegend bis zum Marktflecken Tapolza und um dieſen Flecken herum iſt höchſt intereſſant. Der Boden iſt im Ganzen hier flach, aber aus ihm ſind ſehr viele ganz eigenthümlich und manchfaltig geſtaltete Berge, die iſolirt daſtehen und ſchöne Formen haben, hervorgewachſen. Mehre ſind ganz zugeſpitzt wie Zuckerhüte, andere haben mehr runde Kuppen, einige ſind ganz länglich und viereckig, frappant wie große Grabhügel. Es hat daher dieſe Gegend auch einige

Aehnlichkeit mit der Gebirgsgegend bei Teplitz im Mittelgebirge, obgleich hier am Plattenſee Alles noch mehr zerſtückelt iſt. Der Badatſchon, der Sigleget, der Tſchobantz und der Hegyesd ſind ſolche Berge. Mehre von ihnen tragen auf ihrem Gipfel zum Theil noch recht bedeutende Ruinen alter Burgen. Solche Ruinen ſind die von Tattika, von Kereki, von Tórek, von Billege, lauter ehemalige Reſidenzen alter ungariſcher Dynaſten, die ſonſt ihre eigenen „Banderien" (Compagnieen) zum ungariſchen Reichsheere ſtellten, deren Familienſtämme aber jetzt zum Theil ausgeſtorben ſind, wie z. B. die der Pettós auf Tatika. Kisfaludy hat dieſe Burgen und ihre Bewohner alle beſungen.

Es herrſchte eine merkwürdige, aber allerdings rein zufällige Uebereinſtimmung zwiſchen dem Himmel und der Erdoberfläche, als ich durch dieſe Gegend fuhr. Wie die Erde zerſtückelt und in einzelnen Puncten hoch erhoben war, ſo war der Himmel von zahlreichen einzelnen Wolken bedeckt, die doch alle wie die Maſchen eines Netzes zuſammenhingen. Dazwiſchen waren überall außerordentlich regelmäßige Löcher, in gleichen Entfernungen und von gleicher Größe, und durch jedes dieſer Löcher ſtürzte ein Bündel Sonnenſtrahlen in die Landſchaft hinein. Der ganze Himmel war wie gegittert. Es war eine Wolkenconſtellation, wie ich ſie noch nie geſehen hatte. Ich begreife gar nicht, daß wir noch immer keine ausführlichere und genügendere Monographie über die Wolkenformen haben, als die Göthe'ſche es iſt. Ich entdecke, wenn ich auf Reiſen bin, immer neue Wolkenformen

und immer andere bisher noch nie geſehene Ereigniſſe am Himmel.

Hinter dem Marktflecken Tapolza fängt erſt der eigentliche Bakonyer Wald an, das heißt, der faſt überall mit Eichen beſetzte Hauptrücken dieſes Gebirgszuges.

In Tapolza erzählte mir ein deutſcher Wirth, daß die „Rauber,“ die ſeit langer Zeit nichts von ſich hätten merken laſſen, in einem benachbarten Dorfe kürzlich einen alten, ſiebenzigjährigen Pfarrer ausgeplündert hätten. Dieſer Mann habe am folgenden Sonntage ſein fünfzigjähriges Jubiläum feiern wollen. Dieß ſei wahrſcheinlich ruchbar geworden, und die Räuber möchten daher vermuthet haben, daß ſich der Alte in dieſen 50 Jahren Einiges erſpart habe. Zehn Mann, mit Terzerolen, Piſtolen, Knüppeln, Meſſern und Hacken bewaffnet, ſeien nicht bei tiefer Nacht, ſondern am Abende noch vor 10 Uhr in ſein Haus gebrochen, hätten die Seinigen gebunden und ihn ſelbſt, den alten Mann, um ihn zur Entdeckung ſeiner Schätze zu bringen, ſo mißhandelt, daß er jetzt elendiglich darniederliege und ſchon das Abendmahl genommen habe, weil er nicht wieder aufkommen werde. „Sie haben ihm 1800 Gulden und all ſein Silberzeug geraubt. Ich habe den armen Alten heute ſelbſt beſucht. Das Standrecht iſt auch ſchon bei uns in allen Wirthshäuſern publicirt, und wer nur etwas über 5 Gulden an Werth ſtiehlt, wird in 24 Stunden gehangen. Dieß iſt ſeit einem Jahre wieder der erſte große Streich der Räuber; aber nun wird's wohl wieder angehen.“

Die Fahrt durch den eigentlichen Bakony dauert etwa drei Stunden. Hier iſt er nur niedriges Gehügel. Die höheren Berge liegen weiter nach Oſten. Man ſieht während jener drei Stunden nichts als einen dichten Eichenwald, den man ohne den Gedanken an die räuberiſche Nation, welche ihn bewohnt, höchſt anmuthig finden würde.

Auch bei Schümegh, auf der anderen Seite des Bakony, ſteht noch ein ſolcher merkwürdiger, vollkommen iſolirter Berg, und auf ſeiner Spitze ebenfalls die Ruine einer alten Burg. Sie iſt das Erſte, was der Reiſende, ſo lange er noch mitten im Walde ſteckt, ſchon aus der Ferne als Signal, daß er wieder zu menſchlichen Wohnungen gelange, erkennt. Es dauert dann auch nicht mehr lange, ſo hört der Wald auf. Weinberge zeigen ſich zur Rechten und, in ihnen verſteckt, die kleinen Preßhäuſer der Einwohner Schümegh's.

Die Sonne neigte ſich ſchon dem Untergange zu, und als ich ganz aus dem Walde herauskam, erblickte ich „Schümegi var“ (die Stadt Schümegh) zur Rechten und daneben eine lange Reihe von Weinbergen, — zur Linken, in der Entfernung die Burg Patika und ihren kegelförmigen Berg, der durch einen wunderbaren Lichteffect vollkommen indigoblau ſchien, ſo wie in eben dieſer Farbe auch die Nachbarberge leuchteten, — in der Entfernung eine weite Ebene.

Ich beeilte mich, in Schümegh den Bakonyer Räuberſtaub von meinen Füßen und Kleidern zu ſchütteln und dem alten ungariſchen Dichter Kisfaludy, der hier lebt,

und dem ich einen Gruß zu bringen hatte, meine Aufwartung zu machen. Es giebt zwei berühmte ungariſche Dichter dieſes Namens: Kisfaludy Carl und Kisfaludy Schandor (d. h. Alexander Kisfaludy). Der Letztere iſt der beliebteſte und allgemein geprieſene und eben derjenige, welcher in Schümegh auf einem kleinen Edelhofe wohnt.

Die Familie Kisfaludy gehört zu den älteſten Familien Ungarns. Denn ſie ſtammt aus dem Geſchlechte des Tſchak, des Sohnes von Saboltſch, eines jener ſieben Herzöge, welche mit Arpad die Magyaren nach Ungarn führten. „Kis" bedeutet ſoviel als „klein," „falu" heißt „Dorf," „y" = „von." Das Ganze heißt alſo ſoviel als „von Kleindorf." Es iſt ſonſt in der Regel ſehr ſchwer, in Ungarn die Geſchlechter auf authentiſch documentirte Weiſe hoch hinaufzuführen, aus verſchiedenen Gründen, unter anderen auch beſonders deßwegen, weil früher oft die jüngeren Söhne andere Dörfer bekamen als die älteren, und auch in ihren Familien nach dieſen Dörfern ganz andere Namen annahmen. So hieß oft der ältere Bruder z. B. „Erdödy" (von Erdöd) und der jüngere „Eſſegedy" (von Eſſeged). Noch jetzt wird, wenn der König Jemanden in den Adelsſtand erhebt, demſelben immer ein Beiname nach einem Dorfe oder ein ſogenanntes „Prädicat" gegeben. Beſitzt er ſelbſt kein Dorf, ſo nimmt der König irgend eines ſeiner Cameraldörfer, von dem er den Namen entlehnt. — „Kisfaludy Schandor" iſt indeß noch weit mehr durch den Adel ſeiner eigenen

poetiſchen Seele als durch den ſeines Geſchlechts ausgezeichnet.

Als ich in ſein Gehöfte und Haus trat, gab man mir die unangenehme Nachricht, der Herr ſei nicht zu Hauſe, er ſei den ganzen Tag in ſeinem Weingarten geweſen. Ich ließ mich indeß nicht abſchrecken und bat eine Magd, ſie möchte mich hinausbegleiten. Dieſe Magd verſtand kein Wort Deutſch, und ich hatte durch einen Dolmetſcher mich mit ihr verſtändigen müſſen. Zu meiner Verwunderung aber bemerkte ich auf einmal, daß ſie doch mit dem Haushunde ohne Dolmetſcher deutſch redete. Dieſes Thier wollte uns zum Weinberge begleiten und ſprang neben ihr her. Die Magd aber ſcheuchte ihn zurück und rief ihm auf gut Deutſch zu: „Marſchirſte!" „Gehſte!" „Willſte ham!" Und ich war nicht weniger erſtaunt, hier ganz daſſelbe Verhältniß der deutſchen Sprache zu entdecken, in welchem bei uns die franzöſiſche ſteht, aus welcher wir in Deutſchland ebenſo die Commandoworte für unſere Hunde: „avance!" „ici!" „couche!" entlehnen, wie die Ungarn aus dem Deutſchen. Wie kommt es, daß man die auf der einen Seite als vornehmer erachteten Sprachen wiederum auf der anderen Seite ſo herabgewürdigt hat? — Ich erwähnte ſchon oben, daß man bei'm Billard in Ungarn in der Regel ebenſo deutſch pointirt wie bei uns franzöſiſch. Ob auch wohl die Römer mit ihren Pferden, Hunden und Billardkugeln griechiſch geſprochen haben?

Ich traf den Greis in einer einfachen Kleid=

ung mitten zwiſchen ſeinen Reben und legte ihm meine Glückwünſche und meine Ehrerbietung zu Füßen. Er nahm mich freundlich auf, da er wohl ſah, daß ich im Namen der Muſe, die er zu ſeiner Göttin erwählt hatte, zu ihm kam, und er ſagte mir, daß er in dieſem Erdenwinkel, in welchem er wohne, ſelten ſolche Beſuche von Durchreiſenden empfinge. Vor drei Jahren ſei einmal ein Engländer bei ihm geweſen, und ſeitdem ſei ich wieder der erſte dieſer Art.

Die Sonne ſchenkte uns noch Licht genug, um einen kleinen Spaziergang an dem reizenden reichbeſetzten Weingebirge hin zu machen, wo er mir ſein Tusculanum, ein kleines, von einer hölzernen Galerie umgebenes, unter Bäumen hübſch verſtecktes Preßhäuschen, zeigte. Hier hat er, in anmuthiger Einſamkeit und von trefflichen Weinreben umgeben, die meiſten ſeiner lyriſchen Dichtungen geſchrieben, welche ſeine Landsleute entzücken. Er erzählte mir Vieles aus ſeiner Jugend. Im Jahre 1809 bei der letzten Inſurrection des ungariſchen Adels hatte ihn ſein Comitat zum Major und der Palatin zu ſeinem Adjutanten gewählt. Mit ihm, dem Palatin, habe er damals auch das Innere des Bakonyer Waldes beſucht und mit ihm auch den höchſten Berg deſſelben, den „Somhegye“ (ſprich: „Schomhetj,“ d. h. „Kornelkirſchenberg“) beſtiegen. Es ſtänden dort prachtvolle Exemplare von Eichen. Der Palatin hätte von den ſie begleitenden Forſtkundigen die Höhe einiger dieſer Bäume taxiren laſſen, und ſie hätten ſie auf 22 Klaftern geſchätzt. Fichten wären im ganzen Bakony nicht, außer

vielleicht einigen wenigen, die man hier und da gepflanzt hätte.

Darnach führte er mich in ſein Haus, wo leider! ſeit einiger Zeit die waltende Hausfrau fehlte, die dem alten Dichter vorangegangen war. Er wollte den anderen Morgen eine Reiſe zu dem ſchönen Schomlauer Weingebirge, zu welchem von Schümegh aus eine faſt ununterbrochene Reihe von Weinhügeln hinführt, antreten und unterdeſſen ſeine Wirthſchaft ſeiner Schweſter, die im Orte wohnte, übergeben. Und da ich merkte, daß deßwegen noch einige Vorbereitungen zu treffen waren, ſo empfahl ich mich dem Andenken des alten Herrn und kehrte in mein Wirthshaus zurück.

Hier lag mir nun wieder die unangenehme Pflicht ob, mir einen Fuhrmann für den nächſten Tag zu verſchaffen. Es wurden mir mehre vorgeſtellt, einer aber beſonders warm empfohlen. Der Empfehler war ein entweder vom Badatſchoner oder vom Schomlauer Herzenaufſchließer etwas beredt gemachter Herr, der mit mir zu Abend ſpeiſte. „Nehmen Sie dieſen,“ ſagte er, „er heißt Joſeph, iſt ein Deutſcher und der beßte von Allen. Denn wiſſen's,“ ſagte er, „er iſt ein ſicherer Menſch und nicht ſo wie die anderen Fuhrleute, die den Räubern Zeichen geben und dann die Paſſagiere todtſchlog'n und ausraub'n. Ich bin ſchon oft mit ihm gefahren, und mir iſt nie was g'ſcheh'n.“ Da dieſe ſonderbare Art von Empfehlung eines Kutſchers, bei dem man ſonſt gewöhnlich nur Gutwilligkeit und Kenntniß des Fuhrweſens verlangt, einigen Werth in

meinen Augen hatte, inſofern als ich nun darauf aufmerkſam wurde, mit welchen Geſellen ich es hier zu thun haben könnte, und inſofern ich in Joſeph's Geſichte wirklich ein ehrliches, gutmüthiges Weſen zu entdecken glaubte, ſo ließ ich mich mit demſelben in einen Handel ein. Er verlangte 12 Gulden per Tag, ich bot 6, er ließ 2 nach, ich legte einen zu, und ſo kamen wir endlich auf dasjenige Juste milieu, in welchem unſere verſchiedenen Anſichten vom Zahlen und Empfangen ſich vereinigten und in's Gleichgewicht ſetzten. Ich gab ihm einen Schlag in die Hand, und er gab mir 2 Gulden Handgeld (denn hier zahlt gewöhnlich der Fuhrmann die Arrha) und verſprach, am anderen Morgen zu kommen.

Ich fragte den Edelmann, ob es denn wirklich hier ſo unſicher wäre. „O!" ſagte er, „in Acht nehmen und vorſichtig ſein iſt immer gut. Auch werden unſere Bauern etwas unternehmender, ſeitdem unſer Reichstag für gut befunden hat, den Gebrauch der Stockſtrafen zu beſchränken."

„Sollte der Stock nicht noch einmal ganz abgeſchafft werden können?" fragte ich.

„Behüte der Himmel! mein Kind!" ſagte er, „das geht nicht. Unſere Ungarn ſind viel zu feurig, viel zu ſanguiniſch. Sie ſind nicht ſo leicht zu regieren wie die phlegmatiſchen Deutſchen. Sie ſind wie die Italiener und Franzoſen, mit denen ſie auch überall, wo ſie mit ihnen zuſammenkommen, fraterniſiren. Nein! nein! der Stock kann bei ihnen nicht entbehrt werden. Sie

brächten ſich dann gewiß unter einander um, und um dieß zu verhüten, müſſen ſie ſtreng regiert werden!“

Ich zog mich in mein Schlafcabinet zurück. Der Weg dahin ging neben einem Gehöfte mit Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen, Hunden und anderen Thieren vorbei, dann auf einer Leiter oder Stiege hinauf über eine Galerie hin, die mit trockenem Kukuruzſtroh vier Fuß hoch belegt war. Als ich vor meiner Schlafkammerthür ankam, raſchelten mehre Thiere aus dem Strohe auf und machten mir Platz. Es war eine kleine Heerde von Ziegen, die ſich in dem Strohe gütlich thaten. Sie hätten mich bald umgerannt, und der Burſche, der mich begleitete, ließ das Licht fallen. Es fingen zwei bis drei Blätter von dem Stroh an zu brennen. Wir traten die Flammen noch raſch genug wieder aus, und es entſtand glücklicherweiſe keine Feuersbrunſt. Ich legte mich zu Bette, aber die Ziegen raſchelten und knusperten die ganze Nacht auf dem Strohe herum, und ihr Trampeln auf dem hölzernen Corridore machte bei der Stille der Nacht einen unerträglichen Lärm. Zuweilen ſchienen ſie mir auch uneins zu werden, und es ſetzte einige Püffe gegen meine Stubenthür. Ich gebot mehrmals Ruhe und jagte ſie auch verſchiedene Male an das andere Ende des Corridors. Es gab dabei ein ungeheueres Getrampel auf den Bretern, das die Hunde des Hofes und, ihnen antwortend, dann auch die Hunde der Nachbarſchaft mit Bellen accompagnirten. Allein trieb ich ſie ſechs Mal fort, ſo kamen ſie zwölf Mal wieder, und ich war endlich dieſer Art nächtlichen Scherzes müde und herzlich froh, als der Morgen ſich ankündigte.

Ich kleidete mich an und machte einen Spaziergang zu den Ruinen jenes eigenthümlichen Schümegher Schloßberges, den ich ſchon aus dem Bakonyer Walde erblickt hatte.

Dieſer Berg iſt ein ganz einzeln ſtehender Felscoloß von etwa 400 Fuß Höhe, von allen Seiten ſchroff aus der Ebene aufſteigend und ſich oben zu einer flachen Kuppel zurundend. Er ſcheint rund umher nicht ſeines Gleichen zu haben; denn hinter ihm liegt flaches Weingehügel und vor ihm, ſowie zur Rechten und Linken, eine weite Ebene. Auf dieſem Berge hatten die mächtigen Biſchöfe von Vesprim ehemals ein Schloß und eine Feſtung. Sie hielten hier ein Banderium von 200 bis 300 Mann. Jetzt liegt Alles in Ruin, d. h. die Mauern der Feſtung; denn daß der Reichthum und das Anſehen jener geiſtlichen Herren noch nicht in Trümmern liegt, zeigt das ſchöne Schloß, das ſie ſich in neueren Zeiten wieder unten am Berge gebaut haben und deſſen ſie jetzt froh werden, auch ohne ſich Banderien zu halten. Ein breiter Weg ſchmiegt ſich mit einem weiten Bogen zu dem Gipfel auf. Das Thor iſt aus einem vulkaniſchen Producte gebaut, einem ſchwammigen, bimsſteinartigen Steine. Oben liegen die alten Stallungen, Mauern, Zimmer und Verließe in Schutt und Graus durch einander. Ich kletterte auf eine der Mauern und genoß der intereſſanten Ausſicht in die vom ſchönſten Herbſtmorgen erhellten Gefilde. Nach Süden erblickte ich noch einmal das ungariſche „weiße Meer,“ nach Oſten die Weinberge des Schümegher Dichters. Nach Norden ſtreifte der Blick in eine weite Ebene hinaus, welche ſich ſchon an die Preßburg-Raaber Ebene anſchließt oder vielmehr ſelbſt ein

Theil von ihr iſt. Im Weſten, und hierhin ſandte ich die meiſten Blicke, erkannte ich in der Ferne Hügel, dahinter Berge und immer höher anſteigende Berge, deren Gipfel zum Theil ſchon dem theueren deutſchen Vaterlande angehörten. Doch hatte ich bis dahin noch immer zwei Tage zu fahren, und als ich von oben bemerkte, daß mein Joſeph mit ſeinem Wägelchen bei unſerem Wirthshauſe vorgefahren war, lief ich raſch den Berg hinab, um dieſe Zeit nicht noch zu verlängeren, und fuhr im Trabe davon.

Joſeph war ein ſehr munterer gutwilliger Burſche von 26 Jahren. Er war als Knabe mit ſeinem Vater aus Steiermark nach Ungarn eingewandert und hatte hier eine Zeit lang als Kellner gedient, jetzt aber ſich auf eigene Hand als Fuhrmann niedergelaſſen. Er hatte ein Paar kleine ſiebenbürgiſche Pferde, die ſo unermüdlich waren, daß wir mit ihnen von Schümegh nach Grätz (24 Meilen) in zwei Tagen reiſ'ten, ohne ſie ſelbſt oder uns zu ſehr zu übernehmen. Dieſe Thierchen hätte man bei uns, glaube ich, um 100 Thaler das Stück leicht an den Mann bringen können. Joſeph berechnete Alles haarklein und ſagte, er würde den Wagen, das Geſchirr und die Pferde, ſogleich Jedem um 120 Gulden, wenn ſie ihm Jemand böte, überlaſſen.

Joſeph trug deutſche Kleidung. Zu Hauſe aber, ſagte er, hätte er ein ungariſches Coſtüm, zwei Dolmans vom feinſten Tuche, die Elle zu 15 Gulden Schein. Der eine wäre mit ſchwarzen Litzen beſetzt, der andere mit ſilbernen. Zu dieſen wären 38 Loth ſilberne Knöpfe verwandt, das

Loth zu 3 Gulden Schein. Dann hätte er auch ein Paar ſilberne Sporen zu 32 Gulden Schein. Der ganze Anzug käme ihm auf 300 Gulden, und er erſchiene damit nur an Feiertagen und an Sonntagen auf den Tanzſälen. Joſeph — (er war ein recht hübſcher Burſche) — war alſo mit einem Worte, was die Ungarn einen „nyalka legeny" (einen hübſch geputzten Geſellen) nennen. Zu dieſen „nyalka legeny's," dieſen „ſakriſchen Bua's," wie die Tiroler ſie nennen, dieſen „majo's," wie die Spanier ſagen, dieſen „petits maîtres" der kleinen ungariſchen Städte, die bei allen öffentlichen Beluſtigungen die Hauptrolle ſpielen und einen Glanz, eine Kleiderpracht und einen Stolz entwickeln, wie wir ihn nicht kennen, gehören ganz regelmäßig und vor allen Dingen die oft erwähnten Ziſchmenmacher, die Schnürmacher, die Fleiſchhacker, dann auch ſolche Fuhrleute, wie mein Joſeph. Einer dieſer „nyalka legeny," dieſer ungariſchen Petitmaitres, war auch jener berühmte türkiſche Capudan Paſcha Piale, der Sohn eines Schuſters aus dem Marktflecken Tolna an der Donau, der Eroberer von Chios, dem Suleiman die Erſtürmung des Arſenals in Konſtantinopel auftrug, und der ſeinen Namen durch die Erbauung einer der ſchönſten Moſcheeen Stambuls verherrlichte. Joſeph hatte von jenen ungariſchen jungen Renommiſten, die in den Marktflecken und Dörfern Ungarns dieſelbe Rolle ſpielen wie die Juraten und Fiscale in anderen Regionen der Geſellſchaft, ſchon Vieles angenommen. Ich merkte dieß beſonders erſt auf ſteiermärkiſchem Boden, wo er ſo Manches zu tadeln fand. Dort in Steiermark hätte ich mich

bald da und dort mit ihm gezankt, — aber hier in Ungarn war er mir immer deutſch genug, und wir ſympathiſirten mit einander.

Solche Steiermärker, wie Joſeph, bleiben immer zu Zeiten hier in Ungarn hängen; denn es findet aus Steiermark nach Ungarn ein beſtändiges Zuſtrömen der Bevölkerung ſtatt. Wir hatten Gelegenheit, dieſes Zuſtrömen unterwegs mit den Händen, oder doch mit den Augen zu greifen. Erſtlich begegneten uns viele aus Deutſchland kommende Leute mit Weinfäſſern. Es waren dieß „Weinſchwärzer," die den ſchönen ungariſchen Wein hier an Ort und Stelle zu vier bis fünf Gulden den Eimer aufkaufen und dann über die Gränze nach Steiermark hineinſchmuggeln, wo er eigentlich 2 Gulden 30 Kreuzer, alſo die Hälfte ſeines Werthes Eingangszoll bezahlen ſollte. Es war jetzt gerade Weinernte, und wir ſahen ganze Reihen von dieſen ſteieriſchen Schwärzern, jeder auf einem Wagen mit großen leeren Fäſſern. In Ungarn verräth ſie natürlich Niemand, und ſie zeigen ſich hier am hellen Tage in großen Karavanen. Wie ſie es an der öſterreichiſchen Gränze machen, weiß ich nicht.

Ebenſo begegneten wir häufig bedeutenden Gruppen von deutſchen Dreſchern aus Steiermark, die aus ihren productenärmeren Gebirgen in dieſe menſchenärmeren Puſten Ungarns zum Dreſchen einwandern. Sie gehen zunächſt in die Gegenden um den Plattenſee, in das „Schomotj," dann aber auch bis an die Donau hin. Jenſeits der Donau in die ungariſchen Steppen aber kommen ſie nicht mehr, weil dort eine ganz andere, die uralte aſiatiſche Landwirthſchaft,

exiſtirt und das Meiſte mit Pferden gedroſchen wird. Es findet aus faſt allen Theilen der Alpenländer eine ſolche Einwanderung in die fruchtbaren umliegenden Ebenen ſtatt.

Die meiſten dieſer Leute gehen freilich mit ihren Verdienſten in ihr Vaterland wieder zurück. Aber ich nenne es ein Zuſtrömen der Bevölkerung aus Weſten, weil, wie man bei einigem Nachdenken leicht ermeſſen kann, doch viele dieſer Leute auch in Ungarn bleiben, und weil ich kein einziges Geſchäft oder Gewerbe wüßte, welches die Ungarn umgekehrt nach Weſten führte. „Aus Oſten,“ ſagte Joſeph, „kommen nur die Wölfe, und zwar im Winter, in dieſe Ebenen herab; denn im Sommer ſtecken ſie im Bakonyer Walde. Sie laufen auch bis Steiermark hinüber.“

Wir fuhren raſch und waren ſchon zu Mittag in Vasvar. Wir hatten eben nicht Urſache, uns darüber beſonders zu freuen; denn wir fanden ein abſcheuliches Wirthshaus. Das Einzige, was mich an demſelben intereſſirte, war ein Portrait von „Attila.“ Ich übertreibe nicht um ein Haar, wenn ich ſage, daß ich von dieſem Völkergebieter in den ungariſchen Marktflecken mehr geſehen und gehört habe als von Napoleon. Die Ungarn rechnen ihn und ſeine Hunnen durchaus zu ihrer eigenen Nationalität und ſind ſogar, glaube ich, etwas Weniges ſtolz auf die Großthaten jener Gottesgeißel. Was die Gelehrten ſagen, davon ſpreche ich nicht, aber die Ungarn im Allgemeinen ſagen: „Wir Magyaren kamen zwei Mal nach Europa und haben uns zwei Mal das Land Ungarn erobert, erſtlich unter Attila und zweitens unter

Arpad." Es iſt bekannt, wie unſer trefflicher, genialer Maler Kaulbach auf ſeinem berühmten Bilde den Attila, auf einen Schild tretend und ſeine vielendige Geißel ſchwingend, dargeſtellt hat. Hier auf jenem Bilde, welches ich in dem Wirthshauſe ſah, war dieſer Held zu Pferde. Er ſchwingt ſiegreich ein Banner in den Lüften und iſt im Begriff, über einen Fluß zu ſetzen, der einen gewaltigen Waſſerfall bildet. Ich habe den Attila in verſchiedenen ähnlichen Portraits in Ungarn geſehen, häufiger als in Deutſchland des Arminius oder Carl's des Großen Bildniß.

Ein ſchmuziges Tiſchtuch, eine wäſſerige Suppe, hartes Fleiſch, rohe Kartoffeln, ſauerer Wein, faule Butter, ungares Brot, nun ich denke, dieß iſt hinreichend, einem Reiſenden das Recht zu geben, dem Kellner, auch ohne daß er einen Biſſen genoß, zu ſagen: „ich bin fertig, Kellner, nehmen's aweck!"

Ich ſagte dieß und ging, ſo lange Joſeph ſeine Pferde fütterte, in ein benachbartes Franziskanerkloſter. Ich fand hier mehr von Franciscus als von Chriſtus. Eine Heilige (Veronica) hielt ein Schweißtuch in der Hand, auf welchem nicht Chriſti Bild, ſondern der Kopf eines Franziskaners dargeſtellt war. Auf einem anderen Bilde rief nicht Chriſtus, ſondern ein Franziskaner Verſtorbene in's Leben, auf einem dritten kam nicht ein Engel, ſondern ein Franziskaner mit einer Lilie als Friedensbote vom Himmel, und in dieſer Art waren viele da. Es iſt wohl in jedem Orden Sitte, nur die Wunder, die von ſeineu Mitgliedern ausgingen, zu verherrlichen. Aber eine ſo große Selbſtvergötterung,

wie bei den Franziskanern, ſcheint es mir, habe ich ſonſt bei keinem bemerkt. Auch ſah ich in dieſem Kloſter ein Buch, das ich noch nie geſehen, einen ſogenannten „Modus dicendi missam.“ Es war in dieſem Buche auf das Detaillirteſte beſchrieben, nicht nur, was der Prieſter bei der Meſſe zu ſagen, ſondern auch wie er ſich dabei ſowohl im Ganzen in ſeiner Haltung, als im Einzelnen in ſeinen Bewegungen zu benehmen habe, wie das Brot gefaßt werden müſſe, wie es zu brechen und zu überreichen ſei, wie man die Finger bei'm Segen zu halten habe u. ſ. w. Und dazu waren bei jeder Vorſchrift auch Abbildungen von den Prieſtern in hundert verſchiedenen Stellungen. Die einzelnen Theile der Hände, der Finger u. ſ. w. waren numerirt, und auf dieſe Nummern bezog ſich der Text. Kurz es war eine ſyſtematiſche Anatomie der Mimik des Prieſters bei'm Gottesdienſte. Man ſollte dieſe Myſterien, ſcheint es mir, wenigſtens nicht durch den Druck publiciren.

Da ich weder in dem Kloſter, noch in dem Wirthshauſe irgend einen vernünftigen Menſchen finden konnte, ſo legte ich mich auf das Heu meines Wagens, der im Schatten desjenigen großen Wagenſchuppens ſtand, den man auf dem Gehöfte jedes ungariſchen Wirthshauſes findet. Hier traf ich auf einmal Geſellſchaft, die mich intereſſirte, wie das unter dieſen Schuppen der ungariſchen Tſcharden nicht ſelten iſt; denn viele Paſſagiere in Ungarn ſteigen, wenn das Wirthshaus ſchlecht iſt, gar nicht aus ihrem Wagen, ſondern arrangiren ſich für die Mittagstafel und für das Nachmittagsſchläfchen auf nomadiſche Weiſe in dem Wagen ſelbſt. Meinem Wagen zur

Rechten ſtand ein anderer aufgefahren, auf dem eine deutſche Bauernfamilie ihr Mittagsmahl verzehrte. Sie aßen Kartoffeln und ſagten mir, dieß Jahr ſeien nur die Kartoffeln gerathen, und ſie wären die Früchte, die dem Landmanne heuer Nahrung gäben. In dem Wagen zur Linken hatte man ſchon geſpeiſ't, und die Bewohner deſſelben waren in den ſüßeſten Nachmittagſchlaf verſunken. Es ſchienen Bauersleute zu ſein, ein alter Vater, eine junge Frau und ihr Mann. Vor mir ſtand eine elegante Equipage, in der eine vornehme Dame mit ihrer kleinen reizenden Tochter ſaß, die im Wagen luſtig hin- und herſprang. Sie hatte einen kleinen irdenen Becher in der Hand, den ſie mir zeigte, indem ihr hübſches Köpfchen zuweilen über das niedergeſchlagene Dach des Phaëtons zu mir hinüberblickte und rief: „pohar, pohar!“ — was ſoviel heißt, als „ein Becher.“ Hinterher verſteckte ſie ſich lachend in der Mutter Schooße. „Meine Kleine,“ ſagte die Mutter, „ſpricht noch nicht deutſch, und ſie begreift gar nicht, daß Sie ihr ungariſches Kauderwelſch nicht verſtehen; denn ſie weiß noch nicht, daß es auch eine andere Sprache giebt, als die, welche ſie mit mir redet.“ Die kleine allerliebſte Ingrin ſchien mich etwas zu necken, und ich kam mir erſtaunlich dumm vor, da ich ihr auf ihre Scherz- und Witzſpiele ſo gar nichts erwidern konnte.

Die Deichſeln aller dieſer Wagen lagen ruhig im Staube, und unſere Pferde kaueten Hafer und Heu im Stalle neben uns. Es hat etwas ſehr Drolliges, ſo viele bevölkerte Wagen, die ſich nicht von der Stelle rühren, neben einander zu ſehen; denn in der Regel drängt man ſich nur in den

engen Räumen der Wagen zuſammen, um weiter zu rollen, wir aber hatten ſie alle in Divans und Sophas verwandelt, weil wir deren in der Tſcharde nicht fanden. Es iſt ebenſo komiſch, als wenn Leute auf einer kleinen Flotille ſitzen, deren Schiffe alle auf den Sand gezogen ſind. Zwiſchen unſere Wagen ſteckten einige Ochſen ihre Schnauzen, um Schatten zu athmen, und daneben, an einem Pfeiler lag noch eine Gruppe von drei ſlowakiſchen „Reinel-, Hafen- oder Raſtelbindern.“ Man nennt dieſe Leute in Oeſterreich mit allen jenen drei Namen, die folgende Bedeutung haben: „Reinel“ iſt ein Fäßchen, — „Hafen“ ein Kübel — und „Raſtel“ ein Bratenroſt.

Sie lagen alle drei ſchlummernd auf dem Strohe und ihren Reiſeſäcken. Wenn ſie nicht ſo löwenhaarig, ſo ölig und theericht geweſen wären, ſo hätte ich ſie ohne große Mühe ſofort als ausgezeichnet ſchöne Leute erkannt. Die Slowaken ſind dieß in der Regel, und ich muß geſtehen, daß ich, was Haltung, ſchlankes Wachsthum, martialiſchen Ausdruck des Geſichts betrifft, nie ſchönere Regimenter als die ſlowakiſchen Infanterie-Regimenter geſehen habe. Mich däucht, ich ſah ſolche Regimenter von Tauſenden von Soldaten vorübermarſchiren, an deren jedem einzelnen ein Maler ſeine innige Freude gehabt haben müßte.

So ungefähr alſo ſtellte ſich unſer Tſcharden-Gehöfte von meinem Wagen aus dar, und ſolche Bilder wiederholen ſich beſtändig in allen ungariſchen Tſcharden-Gehöften. Unſer Wirth ſtand in dem einen Winkel des Hofes und zog einem geſchlachteten Schafe das Fell über die Oh-

ren. Auch dieſe blutige Scene iſt in den beſagten Gehöfte-bildern ſtehend. Unaufhörlich wird darin geſchlachtet.

Mein Joſeph war von allen Kutſchern zuerſt fertig. Wir rollten weiter, und es that mir beinahe leid, daß unſere Strohdivans nicht alle auf einmal abfuhren, ſondern in verſchiedenen Richtungen auseinander ſtäubten. Joſeph führte mich nun beinahe auf lauter Schleichwegen aus Ungarn hinaus; denn er wußte immer Richtwege einzuſchlagen. Gewöhnlich waren es ſchmale Feldwege, Waldwege, Wieſenpfade, Alles in der hübſcheſten Abwechſelung.

Die Wälder beſtanden faſt alle durchweg aus Eichen, unter deren ſchützendem Laubdache wir große Heerden von Schweinen, von Rindern und auch von Büffeln bemerkten. Ich ſah in dieſer Gegend, es iſt die Gegend des oberen Raabthales, die größten Büffelheerden, die ich in Ungarn zu ſehen bekam. In dem mittleren Steppen-Ungarn ſah ich gar keine. Joſeph erzählte mir, daß die Heerden hier oft ebenſo böſe wären als die Hirten, beſonders die Schweine- und Büffelheerden. Er ſagte, die Hirten verſtänden dieſe beiden Thierracen auf Menſchen und Thiere zu hetzen und brauchten ſie gewöhnlich zu ihrer Vertheidigung. „Die Schweine," ſagte er, „hetzen ſie ſo: Sie werfen erſt junge Hunde unter ſie, welche die Schweine auffreſſen; dann nimmt man ältere Hunde, welche die Hirten oft, grauſam genug! zuerſt verſtümmeln. Die Schweine lernen bald Furchtloſigkeit vor den Hunden und bekämpfen und freſſen auch die alten. Daher iſt es ſo einem Hirten auch immer ebenſo lieb, wenn man ihm einen Hund, als

wenn man ihm ein Stück Geld ſchenkt. Die Hirten hetzen ihre Schweine auf dieſe Weiſe, beſonders der Wölfe und auch der Schäferhunde wegen. Die Wölfe kennen wohl die Gefahr, welche von einer Schweineheerde ihnen droht, und attaquiren daher auch das Schwein in der Regel nur unter beſonderen Umſtänden. Gelegentlich können aber auch die Schweine zum Schutz gegen Menſchen dienen; denn die Hirten verſtehen ſich mit ihren Heerden. Sie haben ihre gewiſſen Sprüchwörter und Rufe, bei welchen die Thiere, wenn ſie ſie vernehmen, zuſammenkommen, und wenn ſie nun auch nicht geradezu auf Menſchen eingehetzt ſind, ſo haben ſie doch gleich den Geruch eines fremden Mannes weg, und da ſie Fleiſch zu freſſen lieben und zum Theil daran gewöhnt ſind, ſo greifen ſie ihn an. Ebenſo iſt es auch mit den Büffeln. Auch ſie kommen auf den Ruf der Hirten heran und machen ſich ſofort über den Fremden her, den ſie bei ihm finden, wenn ihre Herren ſie nicht zurückhalten. Stoßen können ſie nicht, aber ſie zertrampeln den Wolf, den Hund, oder was es nun iſt, was ſie angreifen, mit den Vorderfüßen. Ich und einer meiner Freunde, ebenfalls ein kleiner und gewandter Burſche, wir hatten einmal eine Wette mit einem Büffelhirten, daß wir, mit dicken Knüppeln verſehen, zwiſchen ſeinen Büffeln, ſelbſt wenn er ſie auf uns hetze, herauskommen wollten. Der Hirt, mit dem wir immer etwas Zank und Hader hatten und der uns gern einen kleinen Tort anthun wollte, ging die Wette ein. Es galt ein Fäßchen Wein. Wir nahmen unſere Knüppel, und der Hirt fing an, ſeine Büffel zu rufen. Er rief: „Ischtennem! ischtennem!“ (O

Gott, wehe! wehe!) Dieß iſt ihr Hülferuf und Wehegeſchrei. Sie kamen darauf langſam, nach ihrer Art aber immer ſchnell genug, heran. Wir gingen ihnen entgegen, ehe ſich ihr Kreis zu ſehr concentrirt hatte, ſogleich kamen einige auf uns los, uns zu beſehen und zu beriechen. „Ischtennem! ischtennem!“ „Wehe! Wehe!“ ſchrie wieder der Hirte, und die Büffel machten Miene, uns anzugreifen, — wir ſtanden unter einem Baume, der uns den Rücken deckte; 200 Schritte weiter ſtand ein anderer Baum, und nach abermals 200 Schritten ein dritter. Wenn wir bis zu dem dritten Baume uns durchgeſchlagen haben würden, ſo ſollte die Wette gewonnen ſein. Wir machten uns alſo auf den Weg. Ich hatte gehofft, daß uns die Knüppel dazu dienen könnten, gelegentlich einem der plumpen Thiere damit die Füße unten wegzuſchlagen. Aber einige unſerer Streiche, welche auf ihre Kniee fielen, machten keinen anderen Effect, als wenn wir auf eine eherne Säule geſchlagen hätten. Sofort warfen wir die Knüppel weg und verließen uns allein auf unſere Gewandtheit und Schnelligkeit. Indeß es entſank uns früher, als wir gedacht hatten, der Muth. Die ſchnaubenden Thiere ſetzten uns ſo ſcharf zu, daß ich es ſofort für gerathen fand, als ich den zweiten Baum erreicht hatte, ihn zum umfaſſen und zu erklettern. Meinen Freund ſah ich auf krummen Abwegen, von den Büffeln verfolgt, in das Weite hinausrennen. „Wollt ihr um Gnade flehen!“ fragte mich der Hirt, und als ich dieß ſofort bejahte, um meinen Freund zu retten, rief er, daß es laut über die Flur ſchallte: „Hei! jae! jae!“ warf ſich raſch ſelbſt zwiſchen die Heerde und trieb die

Thiere von meinem Freunde zurück, der bereits niedergefallen war! Unſere Wette war verloren. Ich habe ſeitdem einen Aerger an allen Büffeln. Es ſind garſtige Thiere. Mit den Pferden und Ochſen können die Hirten es nicht ſo machen!“

„In der That, Joſeph“, ſagte ich, „es war ein recht einfältiges Wageſtück; denn ich muß geſtehen, ich wollte lieber zweimal, wenn es ſein müßte, von einem Löwen zerriſſen, als von ſolchen Büffeln zertreten oder von Schweinen gefreſſen werden. Es iſt mir erſtaunlich zuwider.“ Alle die Büffel, die wir ſahen, waren außerordentlich fett. „O, dieſe Thiere,“ ſagte Joſeph, „werden fetter mit Stroh, als der Ochſe mit Klee.“ Auch der Eſel iſt leichter mit ſchlechtem Futter befriedigt als das Pferd. Es iſt vielleicht in der Thierwelt allgemein, daß das Unedelere ſich mit unedlerem Futter behilft.

Auf den beſagten Schleichwegen, auf welchen wir fuhren, bekamen wir natürlich gerade die Dinge zu ſehen, die ein Reiſender vorzugsweiſe zu ſehen wünſcht, Scenen aus dem Inneren des Landes. Wir überraſchten die Hirten bei ihren Feuern, — die Mädchen und Frauen bei ihren häuslichen Beſchäftigungen, bei’m Waſchen und Bleichen, — die Kinder unter den Kaſtanienbäumen, die alten Frauen und Männer vor den Hausthüren. Die Landſchaft wird immer anmuthiger, — Alles belebter und bewohnter. Kurz vor Kormönd ſahen wir einen Strohwiſch an einem Baume hängen. Es war die Gränze des Eiſenburger Comitats, des letzten, das wir noch zu durchfahren hatten. Dieß Comitat iſt eins der bevölkertſten in Ungarn, wie denn alle die

an Deutſchland gränzenden Comitate mehr Einwohner haben als die des Inneren. Es hat über 3000 Menſchen auf einer Quadrat-Meile. Vom Plattenſee aufwärts wird das Futter und die Nahrung theuerer. Mein Joſeph klagte ſchon gleich hinter Schümegh darüber, und je weiter man kommt, deſto theuerer wird es nun, — ein erfreuliches Zeichen! Schöne Kaſtanienbäume zeigen ſich neben den Häuſern, die öden Striche werden immer kleiner. Alles zieht ſich in kürzere oder krauſere Linien zuſammen. Es wird die Landſchaft hier in der That ein Bild. Kurz, ſo wie man immer zu den deutſchen Bergen aufſteigt, ſo geht auch eine aufſteigende Linie von hier aus zu höherer Cultur mit ſehr merklichen Stufen hinauf. Es gewährt einen hohen Genuß, auf einer ſolchen Linie hinanzuſteigen.

Wir kamen kurz vor Sonnenuntergang in Körmönd an. Dieſe Stadt iſt vielleicht das alte Curta der Römer. Sie liegt in der Ebene des Raabfluſſes. Im Hintergrunde ſieht man die Vorberge der ſteieriſchen Alpen aufſteigen, deren letzte Ausläufer ſich hier verlieren. Denſelben gebirgigen Hintergrund im Weſten und denſelben ebeneren Vordergrund im Oſten hat man in den Städten Güns, Steinamanger, Oedenburg, Eiſenſtadt, und man kann dieſe ganze Kette von Städten, welche alle drei, vier bis fünf Meilen weit auseinander liegen und über die von Wien und Warasdin eine ziemlich geradlinige Straße führt, als die erſte Städtekette von Weſten herein betrachten, welche ſich in Ungarn gebildet hat. Sie haben ſich alle da abgelagert, wo die Berge aufhören und ebeneres Land beginnt. Es iſt eine Kette von Städten, deren Formation man mit der

oben von uns berührten Kette Temeswar-Arad u. ſ. w. am Fuße der letzten Ausläufer der ſiebenbürgiſchen Karpathen und am Rande der Ebenen paralleliſiren kann.

Hier fanden wir — es war eine Sonntag-Abend-Feierſtunde — alle Leute beſchäftigt, Kaſtanien zu braten und zu eſſen, und man erblickt von hier an nun überall auf den Marktplätzen aller Orte die kleinen rauchenden Hütten, in welchen alte Weiber oder Männer Kaſtanien braten. Es ſollen hier von dieſen Kaſtanienbäumen ganze Wälder vorhanden ſein. Die Oedenburger Kaſtanien ſind berühmt. Einige ungariſche Schriftſteller meinen, daß die Kaſtanien in dieſen Landſtrich durch die römiſchen Legionen verſetzt worden ſeien, die hier bekanntlich einige ſchöne Colonieen hatten, z. B. Sabaria, Scarabantia u. ſ. w., eben jene Städtereihe, die wir oben mit den jetzt üblichen ungariſchen Namen bezeichneten. Da ſich die Kaſtanien indeſſen von hier an durch die ganzen Alpengebirge hinziehen, ſo erklärt ſich ihr Erſcheinen weit leichter aus der Geologie als aus der Geſchichte.

In Körmönd ſah ich auch wieder einen Park und Garten. Es iſt ein Bathyaniſcher, neben dem Schloſſe dieſer in der Umgegend ſehr reich dotirten Familie. Er ſchließt ſich an die Eſterhazy'ſchen Gärten, die wir in Eiſenſtadt erwähnten, an. Es iſt hier der Strich für das, was Ungarn an Gärten Ausgezeichnetes beſitzt. Die Garten- und Baumzucht iſt in dieſen weſtlichen Gegenden Ungarns ſehr bedeutend. Im eigentlichen mittleren Magyarenlande giebt es keine Gärten oder nur wenige Spuren. Anders wieder iſt es natürlich im Slowakenlande. Das Obſt

dieſer Gegenden, die wahre Obſtmagazine ſind, iſt meiſtens unter dem Namen des „Oedenburger Obſtes" bekannt und kommt getrocknet in den Handel. Wien verſorgt ſich größtentheils von hier aus mit dieſem Artikel. In dem Bathyany'ſchen Garten ſah ich eine ſo prachtvolle Wand von Hedera quinquefolia, wie ich ſie nirgends gefunden zu haben glaube. Der Garten war mit vielen ſpazierenden Einwohnern der Stadt gefüllt.

Unſere Pferde waren nach Sonnenuntergang wieder friſch, und Joſeph hatte noch Luſt, weiter zu fahren. Es war ſchon ſehr dämmerig, und ich ſagte: „aber die Räuber?" — „Ach, 's iſch niſcht! und dann habe ich mein Hackerl bei mir," ſagte er und zog ein zierliches ſcharfes Beil aus dem Strohe hervor, das an einem ſehr langen dünnen Stabe ſteckte und das er mir bisher gar nicht gezeigt hatte. „I hab's halt immer, wenn i fahre, bei mir im Stroh," fuhr er fort, „'s iſch mir lieber als zwei Piſtolen; denn kommt mir ans an den Wagen, ſo geb' i ihm ans und ſchloag' af die Pferde, daß ſie laſen, und fahr raſch davon. Ich treffe beſſer damit als mit Piſtolen, und dann macht's a kanen Lärmen nit."

Unterwegs erzählte er mir wieder viel von allerlei räuberiſchen Heldenſtückchen, vom Sobri (ſprich: Schobri) und von ſeinen Genoſſen, und dann vom Laketos Iſtvan. Dieſer Laketos Iſtvan, ſagte er, und mit ihm noch zwei andere ſeiner Geſellen hätten ſich einmal gegen 50 Bauern, welche Jagd auf ſie gemacht, ſo wüthend vertheidigt, daß ſie die ganze Bauernſchaft in ihr Dorf zurückgetrieben hätten. Man habe Soldaten gegen ihn requiriren müſſen, und da

habe er ſich endlich, als er keinen Ausweg mehr geſehen, mit einem Piſtole mitten im Kampfe vor der Fronte dieſer Soldaten ſelbſt getödtet. Es ſei ſchon öfter paſſirt, daß die ungariſchen Räuber dieſen heldenmüthigen freiwilligen Tod einer ſchmachvollen Gefangenſchaft vorgezogen hätten.

Wie ſehr das Volk hier in dieſen Gegenden noch dazu beiträgt, dieſer Art von Heldenmüthigkeit bei den Räubern Vorſchub zu leiſten, erkannten wir in dem Wirthshauſe auf unſerer Nachtſtation St. Mihaly (St. Michel). An den Wänden des Wirthszimmer befanden ſich nämlich verſchiedene Frescogemälde, auf der einen das Portrait des vorigen Königs von Ungarn und auf der anderen das des Räuberhauptmanns Sobri, und zwar nicht etwa, wie er eben am Galgen aufgeknüpft iſt, ſondern in ſeiner vollen Hirtentracht und Räuberbewaffnung. Der Maler hatte ihm, ſo gut es ſeine nicht ſehr große Kunſt vermocht, ein recht hübſches Geſicht gegeben, außerdem zwei mächtige Sporen, ein knappes Wams und darüber, etwas ſchief hängend, einen weißen, mit ſchönen rothen Blumen und Schnörkeln geſtickten Köpenyeg. Zwei Piſtolen hatte er im Gürtel und ſtützte ſich auf ſein Hackerl, das ebenſo beſchaffen war wie das meines Joſeph.

„War er wirklich ſo hübſch?" fragte ich die Köchin.

„Ja er ſoll damals ein ſehr hübſcher Menſch von 22 Jahren geweſen ſein," antwortete ſie, „jetzt hat er 26 Jahre."

„Ich meinte, er wäre längſt todt?"

„Ei bei Leibe! er iſt nach Amerika gegangen und lebt dort noch. Er war aus dem Tolnaer Comitate gebürtig, eines Hirten Sohn, und er hat viele Pfaffen und Edel-

leute ausgeraubt. Den Armen hat er nie nichts gethan. Auch hat er ſelbſt Niemanden um's Leben gebracht, dieß ließ er blos durch ſeine Leute thun, außer wenn man ihn ſelber angriff, dann natürlich! Zweimal iſt er ſeinen Häſchern entſprungen. Einmal meinten ſie, ihn in einem Dorfe ſchon ganz ſicher zu haben. Er warf aber ſein Köpenyeg ab, entkleidete ſich und ging raſch zum Orte hinaus! Als ſie in das Haus kamen, wo ſie glaubten, daß er wäre, und als ſie fragten: „nun, wo iſt der Sobri?" — da ſchoß er ſeine Piſtolen draußen ab, grüßte ſie am Rande des Waldes und verſchwand. Ein zweites Mal hatten ſie ihn wirklich ſchon, aber die Frau des Burggrafen (Gefangenwärters), dem er übergeben war, verliebte ſich in ihn und ließ ihn frei. Endlich boten ſie viele Haiducken, Bauern und Soldaten gegen ihn auf und lieferten ihm eine Schlacht. Da ſollen ſie ihn nun getödtet haben, wie Einige behaupten, und die alten Aeltern, welche man kommen ließ, ſollen die Leiche ihres Sohnes ſelber anerkannt haben. Aber i glaub's halt nit. Er hat ſich ja nie nit kriegen laſſen. Alſo wie werden ſie ihn den dießmal g'kriegt hob'n? Ich glaube, er hat ſich blos jetzt in Ruhe geſetzt, weil er ſieht, daß halt nichts zu machen iſt."

Hier, dachte ich, iſt es leicht, die Kette, welche von der Phantaſie des ehrlichen Mannes zu der des Räuberhauptmanns führt, zu verfolgen.

Indem die Köchin mir dieß erzählte, bereitete ſie mir ein „bocken Händel," — zerrieb ſiebenbürgiſches Bergſalz auf einer ſolchen kleinen Salzmühle, wie ſie ſich in faſt

jeder ungariſchen Küche befindet, legte einen ſolchen klei- nen Brotberg, wie er in allen ungariſchen Haushaltungen gebacken wird, auf meinen Tiſch und bat mich dann, dieſe Sachen mir ſchmecken zu laſſen, — was ich denn auch that.

Am anderen Morgen waren Joſeph und ſeine Sie- benbürger wieder früh bei der Hand, und ich ließ auch nicht auf mich warten. Wir fuhren ſchon ſeit Vasvar immer im Raabthale hinauf und hatten beſtändig hüb- ſchere und beſſere Bilder in unſerer Umgebung. Schon bei Körmönd hatte ich die ungariſche weiße Rinderrace all- mählig verſchwinden ſehen, und hier war nun ſchon ganz der ſteiermärkiſche Ochſe und auch das deutſche Angeſpann. Der ungariſche Ochſe iſt im Ganzen durchaus nicht häß- lich, vielmehr macht ſich ſeine ziemlich weiße, ſilbergraue Schattirung ſogar recht hübſch und elegant. Aber der ſteier- iſche hat weit mehr Ausdruck im Geſicht und mehr Mark in den Knochen. Er arbeitet weit ſtärker als der ungar- iſche, der immer gewohnt iſt, mit fünf oder gar ſieben anderen ſeiner Brüder zugleich zu ziehen, während der ſteieriſche weit häufiger nur einſpännig arbeitet.

Endlich kamen wir denn in ſolche Gegenden, wo überall ſchon Deutſche wohnen, in das Land der ſo- genannten „Hienzen" oder „Hänzen." Zu der Römer Zei- ten fing hier eine andere Provinz an, das obere Pannonien. Jetzt gehört hier ein Stück deutſchen Landes noch mit zu Ungarn. Es fragt ſich, ob dieß nicht ein altes deutſches Gebiet iſt. Wenn hier die Deutſchen ſo weit vorgeſchrit- ten, oder ſo weit ſitzen geblieben ſind, als die Gebirge gehen, ſo ſind im Norden die Slowaken und die Ruthenen,

im Oſten die Walachen und im Süden die Serbier von ihren eigentlichen Stammſitzen aus ebenfalls ſoweit in Ungarn vorgeſchritten, als die Aeſte ihrer Gebirge reichen. Nirgends wohnen die Magyaren als Urbevölkerung bis an die Gränzen ihres Königsreichs hinan. Sie haben nur den großen ebenen Mittelkern des Ganzen, nebſt einigen wenigen Gebirgen, die ſich von ihm nicht gut trennen ließen.

Die „Hienzen" oder „Hänzen" — ich habe nie recht erfahren können, wie es die Leute ſprechen, es iſt weder das Eine noch das Andere vollkommen richtig geſchrieben, — ſind ein eigenthümlicher Schlag von Deutſchen. Im Ganzen ſtehen ſie nicht im Rufe ausgezeichneter Klugheit und Bildung, und wenn es von Jemandem heißt, er iſt ein „Hienze," ſo fangen die Hörer ſchon unwillkürlich etwas zu lächeln an. Ich hörte einmal einen Bürger aus Güns und einen anderen aus Steinamanger mit einander disputiren, ob Güns oder Steinamanger die eigentliche Hauptſtadt der Hienzen ſei. Keiner von ihnen wollte dieſe Ehre auf ſich ſitzen laſſen. Ich fragte den Wirth, bei dem wir am anderen Morgen in einem ſchönen weitläufigen Wirthshauſe frühſtückten, warum denn die Leute hier eigentlich „Hienzen" hießen. „Nun," ſagte er, „weil ſie ſo hienziſch ſprechen. Sie wohnen hier an der Gränze, ſind keine Deutſchen und keine Ungarn nicht, und die Hienzerei iſt überall unter ihnen groß!"

Ich glaube, daß man den Hienzen oft Unrecht thut, und daß ſie im Ganzen ebenſo viel Verſtand haben, wie andere Leute. Ob ſie wirklich ein Zwittergeſchlecht ſind, muß auch noch erſt näher unterſucht werden. Mir ſchie-

nen ſie vollkommene Deutſche und die leiblichen Brüder der Steiermärker und Oeſterreicher zu ſein, — ein großer kräftiger Menſchenſchlag. Ich fand Alles, die Bauart ihrer Häuſer, ihre Kleidung, ihre Aecker ꝛc., ſo deutſch, daß es mir vorkam, als würde ich in gar nichts mehr an Ungarn erinnert.

Unter den Hienzen vermiſcht wohnen in einzelnen Dörfern Kroaten, ſogenannte „Waſſerkroaten," ebenſo wie unter den Deutſchen bei Eiſenſtadt und Oedenburg. Jetzt ſollen nun auch die Hienzen Ungariſch lernen. „Es verſteht's hier aber noch kein Menſch," ſagten die Leute, „der Schulmeiſter ſoll es unſeren Kindern lehren. Er verſteht aber ſelbſt kein Wort!"

Ich ging in eins der Häuſer des Dorfs, in welchem ich eine Frau fand, die in einem religiöſen Buche las. Ich ſchlug darin das Capitel des Fegefeuers auf. Es war unter dieſem Capitel eine wirklich gräßliche Beſchreibung der Hölle gemacht, und dieſe Beſchreibung war gegründet auf Zeugniſſe eines Prieſters, der drei Tage im Fegefeuer geſteckt hatte und wieder zurückgekommen war, und auf das eines Soldaten, der zwei Tage und zwei Stunden im Fegefeuer geweſen war und Alles haarklein im Volkstone erzählte, was er geſehen hatte. Beide, der Soldat wie der Prieſter, überboten ſich in der Gräßlichkeit ihrer Beſchreibungen, von den Quälereien, denen die Seelen dort vom Teufel unterworfen würden. Es iſt mir unmöglich, dieſe Schilderungen mit denſelben Worten wiederzugeben, mit welchen ſie in dem Buche — wie geſagt, was wichtig zu bemerken iſt, im Volkstone — dargeſtellt waren. Tauſend Mal an einem

Tage wird eine Seele von einem Ungethüme aufgefreſſen und wieder ausgeſpieen, zerſtückt, zerſägt, verbrannt, zerriſſen, und wächſt immer wieder zuſammen. Der Soldat ſah einen furchtbaren Drachen, der die Seelen verſchlang. In dem Magen deſſelben hatten ſie noch keine Ruhe; denn hier ſaßen wieder Löwen und andere Ungethüme, welche ſie abermals verſchlangen, und in den Magen der Löwen warteten wieder Würmer und Drachen auf ſie, welche ſie nochmals verſchlangen. Und dabei war das Eigenthümliche, daß alle die Schmerzen in der Hölle noch viel tauſend Mal empfindlicher waren, als wir uns das hier auf Erden vorſtellen können. Ein einziger Augenblick hölliſchen Schmerzes iſt ſoviel als tauſend Jahre irdiſchen Wehs. Und der Bericht jedes Augenzeugen ſchloß dann mit der Bitte, doch die Armen, ſo ſehr Gepeinigten durch häufige Gebete und fleißiges Kirchengehen aus der Qual zu erlöſen. Das Buch war nicht ſehr alt, und, wie geſagt, — die Frau las darin.

Ich war ſehr erſchreckt darüber und äußerte ihr meine Meinung, indem ich ſagte, daß ich nicht glauben könne, daß der gütige Gott ſolche Grauſamkeiten in der Hölle zulaſſen werde, und fragte ſie, ob ſie denn an ſolche ſchreckliche Geſchichten glauben könne. „Ach nein!“ ſagte ſie, „ich glaube auch nicht daran.“ „Aber wiſſen's, lieber Herr,“ ſetzte ſie hinzu, „wenn die Buchbinder lauter Wahrheit dichten wollten, ſo würde halt wohl Niemand mehr Bücher kaufen.“

Es iſt ein Glück, daß, ſo ſehr ſich die Verfertiger ſolcher Gottes Güte und himmliſche Gnade beleidigender Bücher auch bemühen, das Grauſamſte aufzutiſchen, dieß

doch oft an dem geſunden Sinne des Volks abgleitet und keineswegs immer den gewünſchten Erfolg hat, — gerade vielleicht auch deßwegen, weil ſie ſo ſehr übertreiben. Es iſt ein merkwürdiger Gegenſatz zwiſchen den ausgeſuchten Höllenqualen, wie ſie jene Bücherſchreiber im chriſtlichen Europa erſonnen haben, und zwiſchen den einfachen Strafen, welche die alten Griechen in ihrer Unterwelt verhängten. Man denke an das Faß der Danaiden, an den Stein des Siſyphus, an den Früchtebaum und den verſiegenden Quell des Tantalus. Mir ſcheinen dieſe Strafen weit einfacher, weit glaublicher und auch weit ſchrecklicher und eindringlicher als jene beſtändigen Verbrennungen, Zerhackungen und Verſchlingungen. Auch zeigen ſie, da ſie mehr Seelen- als Körperqualen ſind, von einem humaneren Sinne.

Es reiſen jetzt ſo viele Menſchen in der Welt umher, um die Bibel und andere nützliche Bücher zu verbreiten. Es ſollte auch einmal Jemand umherreiſen, um ſolche abſcheuliche Bücher, wie das bezeichnete, deren immer hier und da noch viele alte und neue gefunden werden, den Händen des Volks zu entwinden. Man ſollte ſie, wo man ſie entdeckte, im Stillen aufkaufen und, wo es die Umſtände nicht erlaubten, ſie mit anderen, beſſeren, zu vertauſchen, fortſchaffen.

Das Land der Hienzen iſt nur etwa fünf bis ſechs Meilen breit. Unſere Siebenbürger führten uns raſch hindurch, und es dauerte nicht lange, ſo gewahrte ich eine kleine Brücke, auf welcher die öſterreichiſchen Dreißigſtbeamten ſtanden. Ich war auf eine langwierige Mauthun-

terſuchung gefaßt und gab Joſeph ſchon ein Zeichen, ſtill zu halten, als die Beamten auf einmal Platz machten, indem ſie ſagten: „Nun, — fahren's nur weiter!" Es wurde uns kein Härchen gekrümmt. Unſer Wägelchen rollte über die Brücke, ich athmete auf und war in — Deutſchland. Triumph!

Erklärung des Titelkupfers.

Das Titelkupfer zeigt unten einen Poſten von Granitſchari (Soldaten aus der Militärgränze) mit zwei der Ueberſchwemmungen der Donau wegen auf hölzernen Säulen ſtehenden Wachthäuſern im Hintergrunde. An den Seiten erheben ſich zwei Füllhörner, als Sinnbild von Ungarns Reichthum an Naturproducten. Ueber dem einen erblickt man einen ungariſchen Magnaten in der ganzen Pracht ſeiner Kleidung und über dem anderen einen ſlowakiſchen Mäuſefallen= und Hechelkrämer in ſeinem dicken wollenen Mantel. Ueber das Ganze breitet der öſterreichiſche Doppeladler ſeine Flügel aus.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Staatl. Bibliothek Passau

Sd (6)

Kohl, Johann Georg,

Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten

Bd.: 4 : Reise in Ungarn ; 2

Dresden [u.a.] 1842

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Sd (b) 290-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347142-0